The University of Chicago
Libraries

GIFT OF
JULIUS ROSENWALD

HOWARD PYLE

Basler Jahrbuch

1901.

Herausgegeben

von

Albert Burckhardt, Rudolf Wackernagel

und

Albert Geßler.

Basel.
Verlag von R. Reich
(vorm. C. Detloffs Buchhandlung)
1901.

DQ 361
.B31

Basler Druck- und Verlags-Anstalt.

Digitized by Google

910771

m.R.N.

Inhaltsverzeichnis.

Albert Geßler: 1501. Kaiſer Heinrichs Tag 1

K. Stockmeyer: Profeſſor Rudolf Stähelin, mit Bildnis in Heliogravüre 5

Hans Brenner: Briefe Jakob Burckhardts an Albert Brenner 87

Fritz Weiß: Zur Geſchichte der Basler Rheinſchifffahrt und der Schiffleutenzunft 111

J. Mähly: Gotthold Eglinger 147

Hans Buſer: Der Bodenzinsſturm in der Landſchaft Baſel, Oktober 1800 165

Ed. His-Heusler und Wilhelm His-Viſcher: Der Namenswechſel der Söhne von Peter Ochs 202

Albert Geßler: Hebelhaus und Hebeldenkmal, mit Bildnis von Max Leu in Heliogravüre 210

Albert Burckhardt-Finsler: Baſels bauliche Entwicklung im 19. Jahrhundert. I. 1800—1850 259

Albert Geßler: 1901. Kaiſer Heinrichs Tag 280

Fritz Baur: Basler Chronik vom 1. Nov. 1899 bis 31. Okt. 1900 283

Titelbild von H. B. Wieland; zwei Landſchaften aus der Umgebung Baſels von C. Burckhardt.

1501.

Kaiſer Heinrichs Tag.

Freue dich, Baſel!
Die Sonne, die ſtrahlend
Den Rhein übergoldet
Und ſeine Wellen
In tauſendmal tauſend
Hüpfenden Lichtern
Erflimmern läßt. —
Heut glüht ſie dir tiefer
Als je, ſeit du ſtandeſt,
Heut glüht ſie dir Segen;
Und Lichter der Zukunft,
Der Größe, des Glückes
Entzündet ſie feſtlich.

Hoch über dem Strome
Die ragenden Türme
Erglänzen im Strahle.
Der ſucht durch die Lücken
Die Glocken, die ehernen
Und weckt ſie zum Feſte:
„Heut ſollt ihr erſchallen
So laut wie noch nie!

Gewaltigen Rufes
Mit ſchwingenden Zungen

Dürft heut ihr verkünden
Den Ländern da draußen
Weit weit über Flüſſe
Die Ebuen hinüber
Bis fern an die Berge
Den Jubel der Stadt!" —
Sie hören's und zittern,
Und fein wie mit ſilbernen
Stimmlein der Engel
Ertönen ſie Antwort dem grüßenden Strahl.

Und drunten erwachen
Die Menſchen alle,
In jedem Herzen
Ein freudiges Pochen,
Ein ſtolzes Erwarten,
Auf jeglicher Lippe
Glückſelige Worte.
Und draußen die Straßen —
Ein Morgenlüftchen

Spielt Blumen und Farben
Weht rauſchende Tücher
Hinauf an die Fenſter.
In Feſtgewändern die ernſteren Männer,
Die Frauen voll Liebreiz
In Sammet und Seide,
Im Haare die Roſen,
Erhoffen, erſehnen
Die Stunde des Glücks.

Da brauſen die Gaſſen:
„Sie kommen, ſie kommen

Die Boten der Orte,
Die Eidgenoſſen reiten herein!"
Und jauchzend erſchallt es
Herauf von den Mannen
In Harniſch und Waffen,
Herauf von den Knaben,
Den Mädchen, den Müttern,
Und tönet Antwort
Von tauſend Stimmen
Hinab in den Jubel
Und wallet wieder zu Giebeln und Dächern:
„Hie Baſel, hie Schweizerboden!"

Ins heilige Münſter
Entſchreiten die Scharen
Zu weihen am Throne
Des Allerhöchſten
Den freudenreichen, geſegneten Tag.

Am Markte die Menge
Der Bürger gewaffnet,
Die Herzen gehoben
In Feierſtille. —
Da treten die Edlen hervor zu dem Volke
Zum heiligen Schwur.
Und alle vernehmen
Die Worte des Bundes,
Beſchwören, zu halten
Treu-ewige Liebe,
Treu ewig zu ſtehen
Zum Bunde der Schweizer
In Glück und in Not.

Hinauf jetzt die Seelen!
Werft jeglichen Kummer
Auf immer hinweg!
Hinweg mit den Wachen
Vor Feinden am Thore!
Weit auf seine Flügel,
Und heißet die Spinnerin
Nehmen den Zoll!
Was Mauern und Zinnen?
Es schützen mit Leibern
In Schlachten gehärtet
Die Helden von Murten,
Von Dornach und Calven,
Die Eidgenossen,
Die liebliche Stadt. —

Und hört ihr's jetzt dröhnen
In Lüften da droben
Von Türmen zu Türmen?
Jetzt singen die Glocken
Mit ehernen Zungen
Gewaltigen Rufes
So laut wie noch nie,
Verkünden den Ländern
Den Völkern da draußen
Weit, weit über Flüsse
Hinüber die Ebnen
Bis fern zu den Bergen:
Hie Basel, hie Schweizerboden!

Albert Geßler.

Professor Rudolf Stähelin.

Von K. Stockmeyer.

Rudolf Stähelin wurde am 22. September 1841 in Basel geboren. Im Schoß der Liebe und Frömmigkeit habe ich meine Kindheit zubringen dürfen, so bezeugt er selbst beim Rückblick auf seine Jugend. Seine Eltern gehörten der Brüdersocietät an. Ihn selbst hat seine theologische Entwicklung später andere Bahnen gewiesen, aber die starken Impulse, welche jene fromme Gemeinschaft seinem Leben gab, hat er stets dankbar zu schätzen gewußt. In der düstern Hofstube an der Streitgasse war es doch so hell und herzlich gut sein; die Freundlichkeit des Vaters, das ernste heilige Auge der Mutter verschönten die Stunden — so urteilt Stähelins intimer Jugendfreund über dessen Elternhaus. Diejenigen, die ihm damals nahe gestanden, schildern ihn als einen Knaben von ungewöhnlich scharfem Verstand und regem, geistigem Streben. Man muß den Verstand walten lassen, pflegte er etwa seinen jüngern Geschwistern zuzurufen. Das Gymnasium durchlief er mit Auszeichnung. Im Lateinischen, Griechischen und Deutschen — wir folgen wieder den Mitteilungen jenes Freundes — näherten sich seine Kenntnisse schon damals der Gelehrsamkeit. Wenn andere aus saurer Pflicht arbeiteten, so war das Studium seine Lust. Das einzige Fach, das ihn nicht anzusprechen schien und worin er wenig leistete, war die Mathematik. Neben der Schule las er viel. Seine

Freunde haben ihn nie träge gesehen, sie bewunderten sein Wissen und zehrten davon. Auch im Dichten versuchte er sich, mehr weil er eben alles versuchte und alles konnte als aus angeborenem Drang. Als er Klavierunterricht bekam, wollte er auch den Generalbaß lernen und auch in diesem Gebiete auf den Grund dringen, war ihm doch überall das Oberflächliche zuwider. Er selbst hat sich anders beurteilt. War er doch übertrieben streng in der Selbstkritik. Wir begegnen in seinen Briefen aus der Jugendzeit nicht selten Klagen, daß er sich so leicht ins Aeußere hinaus zersplittere und verliere, daß eine angeborene Leichtfertigkeit, mit der er immer zu kämpfen gehabt habe, es über dem raschen Genießen nur selten zu einer sicheren und bleibenden Aneignung kommen lasse. Am meisten, fügt er bei, that dies der Unterricht in der deutschen Sprache, deren meisterhafte ihren gesamten Organismus belebende und durchsichtig machende Behandlung am ersten einen begeisternden Einblick in die Herrlichkeit eines ernsten und gründlichen Wissens gewähren konnte. W. Wackernagel (er gab damals den deutschen Unterricht) schätzte Stähelins Aufsätze hoch. Dennoch wurde nicht ihm, sondern dem Freunde die deutsche Abiturientenrede vom Lehrerkollegium übertragen. Aber zur Ehre beider Konkurrenten sei erwähnt, daß der bevorzugte Rivale sich zu Wackernagel begab mit der allerdings erfolglosen Bitte, dem tüchtigeren Stähelin diese Auszeichnung zu gönnen.

Entgegen den kaufmännischen Traditionen seiner Familie wandte sich der Abiturient dem Studium zu und zwar dem theologischen. Ein herzgewinnender Konfirmationsunterricht beim Oberstthelfer Abel Burckhardt, sowie das Studium der Schriften Herders hatten ihn demselben näher gebracht. Zwar fühlte sich der noch nicht Achtzehnjährige zu unreif zum Theologen und bat deshalb seine Eltern um die Erlaubnis, vorderhand seine humanistischen und sprachlichen Studien fortsetzen zu dürfen, was er denn auch in seinen beiden

erſten Semeſtern in Baſel und Lauſanne that und was ihm während ſeiner ganzen Studienzeit Bedürfnis blieb. C'est un enfant, ce petit Stähelin, ſagten die Waadtländer Studenten von dem blonden Jüngling, der mit ſeinen 18 Jahren und ſeiner kleinen Geſtalt jugendlich genug mochte ausgeſehen haben. Aber ſie änderten ihre geringſchätzige Meinung, als ſie wahrnahmen, wie dieſes Kind ihre Kenntniſſe in den klaſſiſchen Sprachen ganz gehörig in den Schatten ſtellte.

An der theologiſchen Fakultät Baſels wirkten damals die ehrwürdigen Häupter J. G. Müller, J. J. Stähelin, Karl Rudolf Hagenbach, ferner Auberlen und Riggenbach und als Dozent Pfarrer J. Stockmeyer. Zu Anfang des Jahres 1864 ſtarb Auberlen und Hermann Schultz trat an ſeine Stelle. Fein und pietätsvoll urteilt Rudolf Stähelin in ſeinem der Examenbehörde eingereichten Lebenslauf über die Geſamtheit jenes Lehrkörpers. „Unmittelbar vor Augen ſtanden mannigfache Färbungen der Lehre, jede mit eigentümlicher Kraft auf Geiſt und Gemüt wirkend, aber alle in liebender Anerkennung verbunden, ſo konnte wie mit größerem Nachdruck auf die Einheit des Glaubens hingewieſen, ſo auch das eigentümliche Leben zu um ſo freierer individueller Bethätigung entbunden werden.“ Er ſchätzt an ſeinen Basler Lehrern die Gründlichkeit, womit die einleitenden Fächer, der Ernſt und die Wärme, womit die einzelnen Zweige der Wiſſenſchaft ſelbſt von ihnen behandelt wurden, er hebt es anerkennend hervor, daß kein beſtimmtes einzelnes Gedankenſyſtem dem der Prüfung noch nicht gewachſenen Geiſt ſich aufdrängte und ihn vor der Zeit für eine einſeitige Anſchauungsweiſe habe gewinnen wollen. Er bezeugt, wie im perſönlichen Umgang mit den verehrten Männern auch der Ernſt und die Heiligkeit der göttlichen Wahrheit dem Gewiſſen nahe gebracht und die Forderung an dasſelbe nicht verſäumt wurde, das Uebernatürliche und Göttliche, deſſen Bezeugung und Ausprägung die Wiſſen-

ſchaft ſein will, auch im Leben feſtzuhalten in ſeiner Einzigkeit und in ſeiner verſöhnenden, rettenden Kraft; endlich konſtatiert er mit dankbarer Freude, daß dem Studenten für ein freies Denken und für unbefangene Erforſchung des Thatſächlichen ein freier Spielraum gelaſſen wurde. Freilich die ſtrenge Inſpirationslehre eines Auberlen, welche ſelbſt kritiſchen Einwendungen gegen die Echtheit des Deutero Jeſajah und Danielbuches mit der Berufung auf den Gehorſam des Glaubens entgegentrat, konnte ihm ſchon damals, als er noch in den erſten Semeſtern ſeines Studiums ſtand, nicht genügen. In einem erſt vor zwei Jahren angefangenen, leider nur bis zu einigen Seiten gekommenen Abriß ſeines Lebens ſpricht er ſich hierüber folgendermaßen aus: „Es war hauptſächlich der Eindruck dieſer Apologetik, der mir nach kurzem Anſchluß das Vertrauen in die Richtigkeit ihres Standpunktes erſchütterte, und es war mir eine dankbar empfundene Befreiung, als es mir allmählich klar wurde, daß die Gewißheit und Reinheit des Glaubens nicht an eine geſetzliche Unterwerfung unter den Schriftbuchſtaben geknüpft iſt und der von Chriſtus ausgehende Geiſt auch der geheiligten Tradition gegenüber als der Geiſt der Wahrheit und der Freiheit ſich bewähren will."

Stähelin war ein philoſophiſcher Kopf. Er hat zeitlebens neben ſeinen ausgedehnten und vielſeitigen theologiſchen Studien auch den Fortgang der philoſophiſchen Wiſſenſchaft verfolgt; Gelehrte wie Eucken, Claß und Siebeck verkehrten mit ihm beinahe wie mit einem Fachmann. So konnte es nicht anders ſein, als daß Karl Steffenſen einen beſtimmenden Einfluß auf den Studenten ausübte. Stähelin gehörte zu denjenigen Schülern dieſes Meiſters, die denſelben nicht bloß bewunderten, ſondern wirklich verſtanden. „Eine unſchätzbare Hilfe in dieſer Zeit des Suchens und Kämpfens," ſagt er ſelbſt, auf jene erſte Basler Zeit zurückblickend, „waren für mich die Vorträge eines verehrten philoſophiſchen Lehrers, die mir

den Inhalt der christlichen Glaubenswahrheit, frei vom Zwang einer veralteten Dogmatik und von den Künsteleien einer sophistischen Apologetik, sozusagen von einer höhern Warte aus zum Verständnis brachten, und ohne mir noch im einzelnen die Schwierigkeiten in ihrer begrifflichen Aneignung zu lösen, doch das Vertrauen befestigten, daß zwischen der Welt des Glaubens und derjenigen des Erkennens eine innere Verbindung besteht, in deren Anerkennung gerade das Christentum von Anfang an eine Bestätigung seines Anspruches, die wahre Religion zu sein, erblickt hat."

Im Frühjahr 1862 begab sich Stähelin zum weiteren Studium nach Berlin, woselbst der frisch dorthin berufene Dorner ihn besonders anzog und nicht weniger als drei Semester festhielt. Wohl selten mag ein Student so wohl vorbereitet eine fremde Universität bezogen haben. Die Freunde gaben Stähelin das Zeugnis, er sei am Ende seiner Basler Zeit theologisch gelehrt und schon damals den Anforderungen des Basler Examens gewachsen gewesen. Bevor wir uns eingehender mit seinem Berliner Aufenthalt beschäftigen, möge noch erwähnt werden, daß er im Sommer 1861 mit jenem mehrmals erwähnten Freunde eine Fußreise durch den Schwarzwald über Königsfeld nach Tübingen unternahm, daselbst bei Beck und Oehler hospitierte, bei einem Tübinger Antiquar die Geschichte der neutestamentlichen Schriften von Reuß sich erstand und das schwere Buch in seinem Ränzlein geraume Zeit mit sich schleppte.

Ueber Berlin liegt neben zahlreichen Briefen an Verwandte ein Tagebuch aus den ersten vier Monaten des Jahres 1863 vor. Die Notizen sind in das durchschossene Losungsbüchlein der Brüdergemeinde eingetragen. Stähelin hörte bei Dorner während jener drei Semester die gesamte systematische Theologie und eignete sich, wenn auch nicht alles Einzelne, so doch deren Grundgedanken, namentlich die christologischen an. Er rühmt den erhebenden, fesselnden Vortrag des Lehrers, sowie dessen herzliche und unermüdliche

persönliche Teilnahme und wie er den Geist immer wieder auf die wesentlichen Strebeziele hinwies, und wenn das Gefühl des eigenen Unvermögens an deren Erreichung ihn zaghaft machte, zu festem, männlichem Mut und zur Treue in der Berufsarbeit ihn aufmunterte.

Im übrigen wird Dorner seltener erwähnt als man denken sollte, und man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, daß es nicht sowohl seine Theologie war, die den Studenten fesselte, als vielmehr diejenige eines Größern, in dessen Gedanken Dorner ihn tiefer einführte — Schleiermachers. In einem Seminar bei Dorner wurde Schleiermachers Glaubenslehre gründlich durchgenommen. Stähelin scheint es mit dem Studium dieses Theologen ungemein ernst genommen und keine Mühe gescheut zu haben, in dessen Verständnis einzudringen, und es ist wohl keine Phrase, wenn das Tagebuch hin und wieder meldet: Heute erlöste mich Freund X. aus den Schrauben der Schleiermacher'schen Dialektik durch einen gemütlichen Bummel im Tiergarten. Stähelins selbständigem, kritischem und vielseitigem Wesen entsprach es nicht, sich einem bestimmten theologischen System bedingungslos gefangen zu geben. Es war ihm Bedürfnis, die im Lauf der Zeiten auf dem Gebiet des theologischen Denkens auftauchenden und zur Geltung kommenden Erscheinungen zu prüfen und das Anfechtbare wie das Berechtigte auszuscheiden. Aber von allen Theologen übte doch Schleiermacher den größten und nachhaltigsten Einfluß auf ihn aus. Zwei Aeußerungen, die eine noch aus der Studienzeit und die andre aus dem reifen Mannesalter, mögen dies belegen. So schreibt der angehende Kandidat: „Wenn mir auch die Schleiermacher'sche Denkart niemals ganz hat genügen können, so wäre es doch undankbar und unrecht, die fördernden und erfrischenden Impulse, welche sie auf allen Punkten des theologischen und überhaupt des ethischen Gebietes gewährt hat, leugnen zu wollen. Wie eine versöhnende Weis-

ſagung in ſtürmiſcher Zeit erſchien mir damals die Einheit, zu welcher der kräftige Geiſt alle Saiten ſeines reichen Lebens zu ſtimmen gewußt hat.“

Und im Jahr 1875 ſagt er in einem Rundbrief an einen Freundeskreis: „Ich leſe in dieſem Semeſter ein Kolleg über Schleiermacher. Du ſiehſt, lieber X., daß ich den genannten Mann etwas höher taxiere als du; doch darf ich mir auch das Zeugnis geben, daß ich mir ſchon während meiner Studienzeit auch mehr Mühe gegeben habe, ihn zu verſtehen, und mein Urteil nicht nach einem flüchtigen Herumblättern in ein paar Predigten abgeſchloſſen habe. Solche Perſönlichkeiten wie dieſe, die ſich nicht bloß durch ihre geiſtige Begabung, ſondern auch durch eine hohe ſittliche Energie und die Urſprünglichkeit und Tiefe ihrer chriſtlichen Erfahrung und hiſtoriſch außerdem noch durch einen gewaltigen geiſtigen Einfluß legitimieren — ſolche zu ignorieren und vorſchnell abzufertigen, hat mir von jeher mein Glaube an den lebendigen, durch die Geſchichte lebendig zu uns redenden Gott verboten, und ich habe die Erfahrung gemacht, daß dieſe Pietät gegenüber der wahren hiſtoriſchen Größe nicht knechtet, ſondern frei macht. Insbeſondere von Schleiermacher muß man doch ſagen, daß er uns erſt wieder die Religion und das Chriſtentum in ihrem Zuſammenhang mit dem geiſtigen Leben recht verſtehen gelehrt hat und daß unendlich vieles von dem, das gegenwärtig in unſrer theologiſchen Tradition Kurs hat, von ihm als eine neue Entdeckung in Kurs geſetzt worden iſt ..... Mir iſt Schleiermacher ein Wegweiſer zum Heiligtum geworden und je mehr ich mich mit der innern und äußern Lebensentwicklung des Mannes bekannt gemacht habe, um ſo mehr hat ſich mir dieſe perſönliche Erfahrung zu der Erkenntnis ſeiner providentiellen Stellung erweitert, hinſichtlich deren ich ihn am eheſten mit Spener und der von dieſem ausgegangenen Verinnerlichung des Chriſtentums vergleichen möchte.“

Noch wirkte damals in Berlin der greiſe Nitzſch, „der edle Schüler Schleiermachers, ein lebendiger Zeuge aus jener kräftigeren Zeit, wenn auch nicht mehr eigentlich als akademiſcher Lehrer, ſo doch noch als rüſtiger Diener am Wort, in unvergeßlichen Predigten für Erkenntnis und Leben den Frieden verkündigend, zu welchem Chriſtus die Welt erlöst hat.“ Stähelin durfte in ſeinem Hauſe verkehren. „Es war ein prächtiger Abend, ſchreibt er einmal an ſeinen Vater, Nitzſch und ſein heimeliges, altes Frauchen in der Mitte und rings herum wir acht Studenten; der alte Papa, ſo ungezwungen, brachte aus der reichen Erfahrung ſeines Lebens einen Schatz nach dem andern hervor, auf ſeinem Antlitz war der Friede eines ſchon faſt vollendeten Chriſten. Du kannſt dir denken, wie wohl mir gerade von ihm die gnädige und günſtige Kritik that, die er meiner (erſten im homiletiſchen Seminar gehaltenen) Predigt angedeihen ließ. Am Sonntag darauf hörte ich ihn ſelber über den nämlichen Text predigen und da war denn die Selbſtkritik für mich leicht und der Stab bald gebrochen.“ Ein ander Mal ſprach ſich Nitzſch im Anſchluß an einen Vortrag, den Stähelin in einem akademiſchen Kreiſe über die Basler Miſſion gehalten, mit herrlichen Worten über die Bedeutung Baſels für die Geſchichte des Reiches Gottes aus, nicht das ſei reine Lehre, die, wie in Norddeutſchland geſchehen ſei, in dogmatiſche Formeln eingeſchachtelt geboten werde, ſondern reine Lehre ſei die, die reinigt; jene Verkennung ſei der Grund geweſen, warum die Kirche von Männern, wie Spener, Franke, Zinzendorf ſo wenig Frucht gezogen habe, Baſel dagegen ſei durch ſeinen empfänglichen, milden Sinn und durch ſeine Aufnahme der um Chriſti willen Verfolgten zu einem Herd für Gottes Flammen geſegnet geweſen.

Stähelin iſt empört, daß Nitzſch ſeine wundervollen Predigten (das Tagebuch bringt gewöhnlich das Schema derſelben) vor leeren Bänken halten muß, „bei uns würde man die Kirchthüren ſprengen,

um ihn zu hören.“ Weniger gut kommt einer der damaligen Hofprediger weg. Vor acht Tagen, heißt es in einem Briefe, war ich im Dom, um eine Adventspredigt von ..... zu hören, aber der Mangel an Vorbereitung trat daran doch allzusehr zu Tage. Den Gedanken z. B., „der Eigentümer des Esels, auf welchem Jesus am Palmsonntage ritt, wird denselben nachher gewiß oft mit besonderer Andacht angeschaut haben,“ solchen Blödsinn erwartet man sonst im Dom, geschweige denn von ..... nicht.“

Um so mehr und öfter ist er des Lobes über Nitzsch voll: „Eine solche durch und durch in Gott wurzelnde Persönlichkeit wärmt und belebt mehr als Menschenworte.“ „Wenn die Welt noch viel solch heiliger Männer hätte, es würde besser um sie stehen.“

Es hatte sich damals in Berlin ein Kreis von jungen Baslern zusammengefunden, welchem sich auch deutsche Studenten zugesellten. Wir nennen die Namen Karl Sarasin, Abel Burckhardt und Immanuel Stockmeyer, ferner die Architekten Jung und Vischer, endlich die Deutschen Müllensiefen, Hansen (jetzt Hofprediger in Oldenburg) und Steindorff (später Professor der Geschichte in Göttingen). Da wurde denn, was die Großstadt an Theater, Musik und Kunstschätzen bot, gebührend genossen und abwechselnd auf der Bude des einen und andern ein klassisches Drama mit verteilten Rollen gelesen. In der Politik stand der immer schärfer werdende Konflikt zwischen Regierung und Parlament auf der Tagesordnung. Graf Bismarck war im September 1862 vom König an die Spitze des feudalen Ministeriums berufen worden. Die akademische Jugend hielt mit Begeisterung zur liberalen Partei. Da ist es denn nicht zu verwundern, daß das Urteil des jungen Stähelin über den zukünftigen Schöpfer des deutschen Reiches nicht besonders günstig lautet. So giebt er im Februar 1862 den Eindruck einer Kammersitzung, zu welcher er Zutritt erlangt hatte, folgendermaßen wieder: „Dieser Schuft von Bismarck, der, die Hände in der Tasche oder

am Schnurrbart, mit kaltem Lächeln all den Anfeindungen der Abgeordneten zuhört, ſcheint den König ganz in Beſchlag genommen zu haben.“ Und im Sommer fügt er bei: „Der König wird immer dummer, Bismarck und Prinz Karl, ſeine zwei Hände und zugleich ſein Hirn, immer frecher, und das Volk duckt ſich und harrt mit Ungeduld auf Beſſerung, bis es einmal gezwungen wird, ſich ſelbſt zu helfen.“ Es iſt überflüſſig zu ſagen, daß Stähelin dieſe Meinung ſpäter modifiziert hat. Schon am 16. Juni 1866, alſo vor der Entſcheidungsſchlacht bei Königgrätz, freut er ſich, daß ſeine deutſchen Freunde nicht in die Krähwinkeleien über den vielgeſchmähten Bismarck einſtimmen, es zeuge dieſes Sperren und Abwehren von Seite der Liberalen gewiß von wenig politiſchem Sinn.

Der Berliner Aufenthalt bot auch Gelegenheit zu mancherlei Ausflügen und Reiſen. In Brandenburg hielt Stähelin am Weihnachtstage 1862 ſeine erſte Predigt vor der Gemeinde. Der dortige Pfarrherr bat ihn ſchon auf den nächſten Neujahrstag um nochmalige Hilfe aus der Not. Als aber der dienſtfertige Vikar ankam, wurde er am Bahnhof mit der Nachricht empfangen, für die Predigt habe ſich zwar ein andrer gefunden, gleichwohl ſei er dringend gebeten, die Feſttage des Jahreswechſels im Pfarrhauſe zu verbringen. Köſtlich lautet die Schilderung der kinderreichen norddeutſchen Pfarrfamilie. Der brave Paſtor, eine ſeufzende Kreatur, ſo lange er vor der Predigt den leiſen Spuren der Gedanken nachzugehen hatte, aber fröhlich glotzenden Auges nach vollbrachter Mühe, die ſtille kluge Hausfrau, die mit den Pfennigen umzugehen weiß, und deren Hintergedanken aus den ſo oft ſtumm um den ganzen Tiſch herumgehenden Blicken nicht ſo leicht herauszuleſen ſind, vor allem die vier lieblichen Töchter mit ihren heitern Weiſen und hellen Kehlen, die älteſte als fleißige Martha hinter Pfanne und Kochherd, die zweite eine Blondine und vielgeprüfte Lehrerin, die dritte mit dem ſpitz auslaufenden Geſicht auf dem maſſiven,

vom Vater geerbten Unterbau, bei der die Worte immer auf Schrauben geſtellt und ſcharf ſein müſſen, die friſche, kerngeſunde Jüngſte, eben im Begriff, aus dem Backfiſchteiche an die ſonnigen Ufer der Jungfrauſchaft hinaufzukriechen, welcher eine mächtige Habichtsnaſe, die ihre roten Wangen etwas zu tief in Schatten ſetzt, die höhere Würde dazu verleiht. Weniger erbaulich die fünf dazwiſchen ſich herumtreibenden Jungen, von denen die einen im Flegelalter ſtanden, die andern mit ihren beſtändig ungereinigten Naſen ſich fortwährend veräußerlichten. Man denke ſich das Ganze im fröhlichſten Treiben ſingend und ſcherzend bei Bierſuppe, Härings-ſalat und ungeheuren Quantitäten von geſchwellten Kartoffeln und die Brandenburger Pfarre leibt und lebt vor uns.

In den Ferien wurden jeweilen die Zentren der Brüder-gemeinde in Herrenhut und Gnadenfrei beſucht, wo ſich eine Basler Kolonie von Verwandten Stähelins angeſiedelt hatte. Der kri-tiſche Vetter ſtritt ſich wohl etwa mit ihnen über die Inſpirations-lehre und Bileams Eſelin, erbaute ſich aber deſſenungeachtet an den ſchönen Gottesdienſten, die er zweimal zu Oſtern und ſpäter von Tübingen aus einmal zu Weihnacht in ihrer ganzen reichen Sym-bolik und warmen Herzlichkeit genießen durfte. Nach den „ſteifen ſchablonenmäßigen Berliner Gottesdienſten war ihre friſche Art ihm beſonders erquickend.“ „Die Feier des heil. Abendmahls am Abend des Gründonnerstag war mir mehr als intereſſant, in den aus freiem Herzen geſungenen Liedern ſpürte man etwas wie das Rau-ſchen des durch die Gemeinde ziehenden heil. Geiſtes,“ und über eine Ordination ſchreibt er: „Da ſpürte man am beſten den Segen und die Bedeutung eines wirklichen chriſtlichen Gemeindeweſens; man fühlte, wie da wirklich die Geſamtheit mitthätig, durch Liebe und Fürbitte mit wirkſam war, man fühlte die reale Kraft, welche in dem wahrhaft apoſtoliſchen Segen lag, den der Liturg im Namen des Herrn und der Gemeinde auf die Diakonen legte. So wurden

einſt Paulus und Barnabas als Miſſionare ausgeſandt, ſo ſollten noch jetzt alle Diener am Wort von der eigenen Gemeinde geweiht werden. Gottlob, daß wir auch in Baſel einen ſchönen Teil davon beſitzen.“ Und endlich ſagt er von einer Weihnachtsfeier in Königsfeld: „Das Weihnachtsfeſt in der Gemeine iſt wunderſchön, es macht mit ſeinen frohen Liturgien und den kindlichen Lichtern die Herzen hell und kindlich und ſtellt ſie, wenn hoher Verſtandesſchwindel ſie aufgeblaſen hat, wieder zurecht.“

Dogmatiſch ging er ja ſchon damals andre Wege und das iſt ihm gerade bei dieſen Beſuchen nur klarer geworden. Allein das hinderte ihn weder an der gerechten Beurteilung dieſer Gemeinſchaft noch an der Anerkennung des von ihr empfangenen Segens. Maßgebend für ſeine Stellung zur Brüdergemeinde dürften die Worte ſein, die er als Bräutigam ſeiner künftigen Schwiegermutter ſchrieb: „Gegen die von herrnhutiſcher Seite empfangenen Einflüſſe möchte ich doch nicht undankbar ſein und noch weniger ſie vergebens empfangen haben. Aber ich habe mich ihrer erſt recht freuen können, als ich mich nach nicht leichtem Kampfe mit der Vorſtellungswelt auseinandergeſetzt hatte, in deren Formen ſie mir entgegengebracht wurden, und der Brüdergemeinde mehr wie einer befreundeten kirchlichen Gemeinſchaft denn als derjenigen gegenüberſtehen konnte, deren Lebensform und Glaubensweiſe für mich ſelbſt maßgebend ſein ſollte.“ Auch hat er es noch kurz vor ſeinem Ende ausgeſprochen, daß er im eigenen Familienkreiſe beobachten durfte, welche Kraft des Troſtes, der Stärkung und der ſittlichen Bewahrung die Pflege dieſer Gemeinſchaft und der an ihr ſich nährende Glaube für die, welche es mit ihrer Zugehörigkeit einigermaßen Ernſt nahmen, in ſich ſchloß.

Im Sommer 1862 führte ihn der Weg nach der Oſtſee. In Roſtock wurde Baumgarten beſucht, „der hier als das Opfer der Lutheraniſten, jener furchtbaren orthodoxen Frömmigkeit, die ſich

immer mehr breit macht, als Opfer vielleicht auch seines eigenen hohen Sinnes gefangen saß. Einen Gruß von Dorner, heißt es weiter in dem Reiseberichte, konnte ich wohl aus eigener Macht bringen, da er bei meinem letzten Besuch bei ihm darüber gesprochen hatte; ich fragte also bei den Pedellen an, in welches Loch man den Edlen gesteckt hatte, und als es da hieß, daß mir gegen eine universitätsgerichtliche Erlaubnis ein Besuch gestattet sei, holte ich mir diese beim Geheimrat Wetzel im Reiseanzug mit teils durchlöchertem Schuhwerk. Baumgarten, der eben auf einem Spaziergang in seinen zwei letzten Silben begriffen war, empfing mich äußerst freundlich und liebevoll; er freute sich über den Gruß aus Berlin, den ihm ein Schweizer brachte, und als ich ihn versicherte, daß man auch bei uns über diese letzte Gipfelung des Pharisäertums und der Schriftgelehrsamkeit empört sei. Es ist eine kräftige, frische Gestalt mit sehr feinen Zügen, aber in den tiefen Augen sprüht Kraft und Seele, ein freigeborner Bauer im Theologenmantel, der sein angeerbtes Recht von Gottes Gnaden bis zum letzten Atem verteidigt. Zu einem einheitlichen Gespräch kam es natürlich in der kurzen Stunde nicht, aber an kurzen Andeutungen und anregenden Winken war seine Unterhaltung reich. Es war gut, daß ich diesen Bissen mit auf den Weg bekam und daran verdauen konnte, denn die lange zehnstündige Fahrt hat wenig Anregendes, das Land ist flach wie seine Theologen und die Reisebegleiter entsprachen beidem."

Damals wurde auch die Insel Rügen durchwandert. Ich kann es mir nicht versagen, die fein empfundene, echt poetische Schilderung eines Abends auf der Stubbenkammer etwas ausführlicher wiederzugeben.

„Hier erst, dem Norden zu, entfaltet Rügen seinen eigentümlichen, ihm einzigen Zauber. Das hohe durchklüftete Ufer ist bis weit ins Land hinein von uraltem, majestätischem Buchenwald be-

deckt, der in vielgeſtaltigen düſtern Schluchten und ſtillen Landſeen Abwechslung und Schattierung erhält; welch ein Anblick dann, wenn man aus dieſem heraus ins Freie tritt. Man ſteht etwa 400 Fuß hoch faſt ſenkrecht über dem unbegrenzten Meer, ſonſt nichts als ſteile ſchimmernde Kreideſelſen, an deren Rinnen und Schluchten ſich Streifen von friſchem, lebendigem Grün hinziehen. Wir kamen gerade noch vor Sonnenuntergang an, die Sonne ſelbſt ſtand hinter dem Walde, aber ſie färbte auch unſern Horizont und legte einen breiten Goldreif um die dunkle See. Ein ſchönes Gegenbild dazu bot der kaum fünf Minuten entfernte Herthaſee. Dort vom ſchroffen Felſen herab die unermeßliche Fläche, hier wieder von dunklem, leiſe anſteigendem Walde umſchloſſen das ſtille und unbewegte Waſſer, düſter und geheimnisvoll wie der Wald ringsum; aber freundlich und verklärend ſchaut auch hier der Himmel hinein und wirft auch ihm noch den letzten Saum ſeines goldenen Kleides zu. Lange verweilten wir hier und erquickten uns an der hier ausgebreiteten göttlichen Ruhe als an einer ſtillen Sabbatfeier der Natur.“ Dann nach einigen hiſtoriſchen Notizen und Hypotheſen über Rügens Vergangenheit fährt die Schilderung fort: „Wenn uns doch jene uralte Buche, deren Krone 28 Schritte im Durchmeſſer hat, erzählen könnte, was ſeit den Jahrhunderten ihres Beſtandes ſchon unter dem breiten Blätterdach vorgegangen iſt; aber unverrückt und unbewegt ſteht die Natur dem treibenden Rad der Geſchichte entgegen, ſtetig und gleich wie das göttliche Leben, deſſen Bild ſie ſein ſoll. Von eigentümlicher Wirkung ſind auch die Stunden der Nacht dort oben auf der Klippe. Eine Feuerwerkſcene durfte natürlich auch hier nicht fehlen. Es wurde ein Haufen glühender Kohlen von einer Felsſpitze hinab zu Thale gelaſſen, und wie ein Lavaſtrom ſprühte die ziſchende Maſſe ihre weiße Bahn hinab. Schöner aber war es, nachdem nach und nach der plaudernde Schwarm ſich zurückgezogen, hinauf ſich zu ver-

lieren in das weite Dunkel und zu den lichten Sternen und von da weiter dankbar und vertrauend zu dem treuen Hirten unſer aller; ringsum kein Laut, nur unten das hohle Rauſchen an die Felſen hin, als dumpfe Kunde von dem ſtetigen Leben in der Tiefe. Aus dem Dunkeln heraus, gerade gegenüber, erhob ſich der Mond, erſt dunkelrot, dann immer lichter, heller, freundlicher, immer weiter warf er ſeinen Silbermantel über das glitzernde Meer und die blendenden Felſen hinauf."

Schon in Berlin begann die Kränklichkeit ihre Schatten auf ſein Leben zu werfen und jene Proben und Hemmungen ihm aufzulegen, unter denen er zeitlebens ſchwer zu leiden hatte. Tagebuch und Briefe berichten von Erkältung und Katarrh, beſonders von immer wiederkehrenden Zahnſchmerzen. Geklagt und gejammert hat er in der Krankheit nie; ſo lange es ging, ſuchte er das Leiden energiſch zu überwinden, etwa bei Zahnſchmerzen die ſtreng wiſſenſchaftliche durch eine leichtere Lektüre zu erſetzen. Oft half ihm auch ſein ſprudelnder Humor. So ſchreibt er über eine Zahnoperation an die Mutter: „Zu deinem Geburtstagstiſch, liebe Mutter, ſollten ja nur friſche und dankbare Geſichter ſich hindrängen. Iſt aber doch eine tragiſche Geſchichte und ſchließt mit Jammern und Stöhnen und Untergang. Hoch und teuer als ein Stück von mir hatte ich ihn gehalten, und vieles ihm nachgegeben und von ihm ertragen, aber die Plackerei und das immer ſich wiederholende Necken nahm kein Ende und wenn er ſich auch vor rohen Ausbrüchen hütete, er verbitterte mir doch ſo ſehr das Leben, daß endlich Scheidung für immer und Scheidung auf Leben und Tod für einen von beiden mußte beſchloſſen werden. Das koſtete harten Kampf und Angſtſchweißtropfen, aber der Geiſt ſiegte über das Fleiſch. Heute war der Tag der Entſcheidung und der Scheidung. Ich ging noch mit mir kämpfend und, um mir Mut zu machen, mit ihm im Tiergarten ſpazieren, ſtill und auf einſamem Wege, und

im zuſammengepreßten Mund ſummten mir aus dem Lied: Bemoster Burſche, zieh dich aus — die Schlußworte: Und nun, mein Liebchen, ſei's weil's muß: der letzte Gruß, der letzte Kuß! Ade! Der ſchwere, für ihn der letzte Gang wurde gemacht, die That, die blutige, vollbracht; ihn rief das Schickſal, ſeine Schuld. Noch jetzt, ich mag daran denken oder nicht, blutet mir — — der Mund: denn daß der Held des Dramas ein fauler Zahn iſt, wirſt du ſchon gemerkt haben."

Den Winter 1863—64 ſollte Stähelin in Tübingen zubringen, weniger aus eigener Neigung, als weil ſeine Eltern ihn gerne zu den Füßen Becks geſehen hätten. „Wenn ich meinem Gelüſte folgen wollte, ſchreibt er an ſie, würde mich freilich Heidelberg reſp. ſein herrlicher Rothe am meiſten anziehen. Die tief ſich gründende Vereinigung, in der jener Mann, gewiß der bedeutendſte Theologe unſrer Zeit, kindlich gläubige und kindlich naive Frömmigkeit, klare und offene Kritik und kühn und hochfliegende theologiſche Spekulation zuſammenzufaſſen weiß, hat mich ſchon in Baſel, beſonders aber ſeit ich hier in Berlin das Fundament aller theologiſchen Wiſſenſchaft, ich will und darf nicht ſagen klar erfaßt, aber doch in ſeiner Wahrheit zu ahnen gelernt habe, immer mehr innerlich angeſprochen. Es iſt etwas ſo durch und durch Wahres, Glaubens- und Lebensfeſtes in allen ſeinen Schriften, wie ich ſonſt nirgends noch gefunden habe." Immerhin giebt er zu, daß ihm eine wenn auch einſeitige beckiſche Konzentration auf die Bibel gut thun würde. So rüſtet er ſich nach Tübingen zu reiſen, allerdings in kritiſcher Stimmung dem neuen Meiſter gegenüber und in der Hoffnung, „bei Dorner ſo viel gelernt zu haben, um Becks Machtſprüchen ins Geſicht zu ſehen und ſeine Orakel zu prüfen." Mehr als die Hälfte des Semeſters hielt er mit ſeinem Urteil über den großen ſchwäbiſchen Theologen zurück. Erſt im Neujahrsbrief an die Großeltern finden wir ein ſolches. Es lautet: „Aber wenn

ich auch gar nichts anderes auszuſetzen hätte, das kann mir an Beck und an der ganzen ſchwäbiſchen Schriftgelehrtenſchule nicht gefallen, daß ſie für die Art und die Miſſion der Brüdergemeinde auch gar keinen Sinn haben. Es iſt mir ein neues Zeichen dafür, wie wenig, trotz allen Machtſprüchen und Behauptungen des Gegenteils das Beck'ſche Syſtem fürs Leben taugt, wie wenig das Hangen an der fertigen bibliſchen Urgeſtalt des Chriſtentums ſeinen in der Geſchichte ſich ſtets neugebärenden Gehalt zu bewältigen im ſtande iſt. Es iſt mir das freilich erſt allmählich klar geworden und auch jetzt möchte ich immer noch hinter alles, was ich von Beck ſage, ein Fragezeichen ſetzen. Der Mann hat eine ſolche Sicherheit im Urteilen und Behaupten, dabei eine ſolche chriſtliche Tiefe und Wärme, eine ſolche Anfaſſungskraft für jedermann, daß man lieber ſich beugen und ſchweigen möchte, als das eigene Gehirnchen ihm entgegenſtellen. Aber wenn er die innerſten Ueberzeugungen und die teuerſten Ideale zerreißt, wenn er alle andern außer dem eigenen Ich und ein paar verſtorbenen, die Ehre nicht ſtreitig machenden Schwaben heruntermacht, da kann man nicht anders als raiſonnieren und da darf man es."

Im folgenden Sommer, als Stähelin wieder in Baſel ſtudierte, ſchickte ihm ein Freund von Tübingen aus das Bild Becks. Dem Dank fügte der Empfänger u. a. die folgenden Worte bei: „Meine Freude, als ich das freundliche und wirklich ſeelenvolle Geſicht ſah, war ungeheuer. Denn gewiß von einem vorſchnellen Abſprechen über den gigantiſchen Charakter und die eigentümliche Lehrweiſe des Mannes bin ich ebenſo fern als vom vorſchnellen Zuſchwören, und wenn ich ihn mehr mit kritiſchen Augen angeſehen habe, ſo war es mehr aus Reaktion gegen die vielen übermäßigen und unverſtändigen Lobhudeleien, welche gewöhnlich mit noch bornierteren Abſchätzungen anderer Richtungen zuſammenhängen. Mit ihm fertig bin ich noch lange nicht und will es nicht ſein; die Weisheit eines

Lebens und welches Lebens! in einem flüchtigen Winter meinen begriffen zu haben ist Unsinn. Und man sollte doch ja die praktische Bedeutung eines Mannes nicht mit seiner wissenschaftlichen verwechseln."

Diesen letzten Fehler zu vermeiden hat sich Stähelin redlich und erfolgreich bemüht. In praktischer Hinsicht fühlte er sich allezeit dem Tübinger Meister zu großem Dank verpflichtet. Und so darf es wohl als sein abschließendes Urteil über den Mann gelten, wenn er in seinem Curriculum vitæ schreibt: „Nicht die eigentümliche dogmatische Weise, wie die beiden ältern schwäbischen theologischen Schulen, die streng supranaturalistische und die mystisch-theologische sich in ihm vermittelt haben, wohl aber trotz dieser von ihm so schroff markierten Lehreigentümlichkeit die sittliche Majestät und der gesunde lebenswarme Wahrheitssinn, die seine Vorträge auf so herrliche Weise beseelten und in alle, auch in die entlegensten Gebiete, ihre Streiflichter warfen, haben ihm bei mir die bleibende Verehrung eines dankbaren Schülers erworben." In dieser Hinsicht also wollte er für einen Schüler Becks gelten. Im übrigen bleibt es für ihn bei dem treffenden Urteil eines Freundes: Wer Dorner gehört und Schleiermacher auch nur einigermaßen studiert hatte, konnte nicht Beckianer werden.

Das letzte Jahr des Studiums gehörte wieder der Vaterstadt. In die theologische Fakultät war Hermann Schultz eingetreten, von Stähelin freudig begrüßt. Im Frühjahr 1865 fand das theologische Examen statt, damals noch nach altem Basler Ritus. Das ganze Verfahren, schreibt Stähelin, ist im Zopfstil unübertroffen; eine weitschichtige Arbeit, welche die beste Zeit der Vorbereitung in Beschlag nimmt, dann, um den noch bleibenden Monat doch ja unbrauchbar zu machen, das strenge Generale, endlich die Treibjagd (Privatexamen) bei den vier Professoren und vier Hauptpfarrern, die Klausur und das Finale: elf besondere Prüfungen und

ſechs ſchriftliche Arbeiten — wo kommt dergleichen ſonſt vor? Er wünſcht lebhaft den Anſchluß an das neu ins Daſein getretene Konkordat, welcher aber von ſeiten Baſels erſt im Jahre 1871 erfolgte. Später hatte er als Mitglied der Konkordatsbehörde Gelegenheit, auch die Mängel des hier üblichen ſummariſchen Verfahrens kennen und manches an der einläßlichern Methode des alten Basler Examens wieder ſchätzen zu lernen.

Stähelin beſtand die Prüfung glänzend, ebenſo die bald darauffolgende baſellandſchaftliche in Lieſtal. Nach Beendigung der letztern ſoll einer der Examinatoren von ſeinem Freunde gefragt worden ſein: Wie biſt du durchgekommen bei Stähelin?

Eine Gemütlichkeit iſt über das Ganze ausgegoſſen, die ihresgleichen ſucht — ſchreibt er mitten aus der Prüfungshitze einem Freunde. Doch laſſen andere Aeußerungen aus dieſer Zeit erkennen, wie ſehr er damals nicht bloß unter allerlei körperlichen Hemmungen, ſondern unter ſchweren innern Kämpfen zu leiden hatte. So ſchreibt er von Engelberg aus, wo er ſich im Sommer 1864 zur Erholung aufhielt, dem Freunde: „Der Kampf, von dem du zu Anfang deines Briefes ſprichſt, der innere Kampf des edlen Sklaven in uns um ſeine Freiheit und gebührende Herrſchaft, er iſt in mir vielleicht noch ferner dem Siege als in dir, nur daß ich ihn leichter übertäuben, durch äußere Arbeit für den Augenblick zurückdrängen kann, er bricht dann nur um ſo wilder los in Zeiten, wo dieſe äußern Beſchwichtigungsmittel mir ferner gerückt ſind und das Allgemeine und Ideale des Lebenszieles vors Gewiſſen tritt. In ſolchen Stunden kann auch der Anblick der ruhigen in ihrer ſtetigen Lebensharmonie ſich treu bleibenden Natur zur Qual werden; feſt und ſicher wie dieſe Berge in Sturm und Sonnenſchein unentwegt und in ungetrübter Reinheit dem Strahl des Himmels ſich darbietend und ihn ſich zu eigen machend, ſo möchte auch das Herz ſein in den Wirrſalen des äußern und des innern Lebens in

ſeinen ſtetigen Beziehungen zu Gott, dem Vater des Lichts und des Lebens. Hier nun iſt mir Beck beſonders wichtig geworden mit ſeinem Dringen auf Ruhe und Gottvertrauen, er trieb mich aus dieſer innern Selbſtqual heraus zum Feſthalten an Pflicht und Beruf. Iſt es doch ein Gott, der die Felſen der Natur geſchaffen und zum Stehen gebracht hat, und der auch unſern Geiſt zu ſeinem ewigen Tempel bereiten, ihm das Gepräge ſeines unauflöslichen Lebens aufdrücken will; jedem hat er Chriſtus als den Bürgen für dieſen ſeinen Liebeswillen gegeben und in ihm wie die Hoffnung, ſo auch die Kraft der Erlöſung und der Freiheit. In ihm, als von ihm geliebt und getragen, müſſen wir auch unſer ganzes Leben mit ſeinen Laſten und Aufgaben anſchauen lernen; ſo allein macht es ein Ganzes, etwas Geiſtiges und Ewiges aus, und iſt nicht mehr bloß Chaos und Narrenwerk."

Was ſollte nun werden? Sollte er ſich dem praktiſchen Pfarramt zuwenden oder der akademiſchen Laufbahn, zu welcher ſeine Gaben und Kenntniſſe ihn offenbar hinwieſen, und ſeine Lehrer, beſonders Hagenbach und Schultz, ihn aufmunterten? Er entſchloß ſich zunächſt zu keinem von beiden und zwar aus dem Grunde, weil er von beiden eine ungemein hohe Meinung hatte.

Wie ernſt nahm er es mit ſeinen Studenten- und Kandidatenpredigten. Von jenem naiven, freudigen Behagen, mit welchem dieſe oratoriſchen Leiſtungen oft angefertigt und von der Kanzel herab dargeboten werden, fand ſich bei ihm nichts.

„Solche Studentenpredigten," ſagt das Tagebuch, „müſſen fürs ſpätere Leben viel von dem nötigen Zartſinn rauben; man kann ſeine Worte nicht ad hominem ſtellen und die Probleme ſind andere, fern abliegende. . . . Die rechte Freudigkeit und gläubige Zuverſicht auf Gott habe ich noch nicht, bilde mir nicht ein, das Rechte zu wiſſen, das Volk zu beſſern und zu bekehren. In mir ſelbſt muß das Evangelium ein beſſeres, ſaftigeres Daſein gewonnen haben, ehe

es in andern zünden kann.“ Von großer Reife zeugen die folgenden Worte, die er nach einer im Frühjahr 1864 in Frenkendorf gehaltenen Predigt, einem Freunde schreibt: „Wovor ich mich am meisten fürchte, ist die Entheiligung von Gottes Namen; es läßt sich vieles von der Kanzel herab sagen, viele, vielleicht recht innige Glaubenszeugnisse, aber wie viele davon sind echte, eigene Kinder, in innerer Geistesthat gezeugt. Und doch sind gewiß hier die unnützen Worte ein Uebel und eine Sünde, die ihr inneres Gericht nach sich ziehen. Ganz nur vom eigenen braucht darum der Geistliche nicht zu nehmen; er soll aus dem idealen Gemeindebewußtsein und -Gefühl heraus lehren, mahnen und trösten; das beruhigte mich in manchen Nöten, wenn so vieles, von dem ich als von einem Seienden, Lebendigen gesprochen hatte, sich in mir selber kaum erst als ein Sollen wirksam erwies. Wer könnte auch sagen, daß er den gewaltigen Text Röm. 5, 1. 2 an sich selbst ausgelernt hat?“ Und unmittelbar vor seiner Probepredigt und Ordination ruft er aus: „Mit so wenig Selbstverleugnung und mit so wenig Liebe, wie soll ich das Wort vom Kreuz als die Heilskraft aller Welt verkündigen können!“ Andererseits stehen für ihn auch der Wahl des akademischen Berufes eine Menge von Zweifeln und Bedenken entgegen. Er fürchtet, anhaltend wissenschaftliche Arbeit würde seine geringen Kräfte aufreiben und wäre deshalb dankbar, wenn Gott ihm fürs praktische Amt Feld und Gabe gäbe. „Nicht das eigene Wohlsein und Behagen, sondern die Richtung und Intensität der mitgeteilten Gaben und Kräfte muß für die Wahl das Bestimmende sein und wenn ich nun auch früh mich mit dem Gegebenen wissenschaftlich auseinanderzusetzen nicht nur Lust, sondern wirklich eigene Nötigung verspüre, so kann ich mir doch die produktive Kraft nicht zutrauen, durch welche allein in die dürren Knochen der theologischen Disciplinen Mark und Blut kommt und ohne welche so einer „auf der Hitsche“ ein jämmerlich Ding ist. Hat es einerseits etwas sehr

Verlockendes, in dem Aether gnoſtiſchen Lebens dem Parteiweſen unſerer praktiſchen Zeitmänner enthoben zu ſein, ſo iſt dafür auch die Aufgabe heutzutage eine viel verantwortungsvollere, die jungen Leute in dieſe Gegenſätze ein und durch ſie hindurchzuführen und was man innerlich als Wahrheit fühlt, für ſich ſelbſt und für andere zur einheitlich klaren Erkenntnis herauszubilden. Jedenfalls müßte ich den Kampf zuvor innerlich durchgekämpft haben, ehe ich ihn für andere aufnehmen könnte und nicht nur über die allgemeinen Prinzipien, ſondern auch über deren einzelne Konſequenzen zur Klarheit und Freudigkeit vor Gott und Gewiſſen gekommen ſein. Daneben hat es bei einer wiſſenſchaftlichen Thätigkeit die Gefahr, daß man in einem gewiſſen fleiſchlichen Leichtſinn an dem ideell Erfaßten ſich genügen läßt und mit den Begriffen ſpielt, ſtatt vor dem zu zittern, was ſie bedeuten; während ein praktiſches Amt, das jeden Tag neue Lebensrechnung von uns verlangt, viel unmittelbarer und eindringlicher uns die innere Blöße aufdeckt und zum ſittlichen Ringen, zum ἀγωνίζεσθαι uns antreiben kann. Gott Lob, daß nicht wir unſeren Weg uns zu machen brauchen, ſondern daß der Herr ſelbſt ihn uns weiſen will, daß nicht nur das Wollen, ſondern auch das Vollbringen ſeine That iſt; nicht das wie, ſondern das daß unſerer Arbeit iſt die Hauptſache, und die Harmonie von Stoff und Kraft gehört, wenn auch zum Wohlſein, doch nicht zum ſittlichen Daſein überhaupt, oder vielmehr, ihre gegenſeitigen Beziehungen und Verhältniſſe ſind tiefer und wunderbarer geordnet, haben auch eine höhere Bedeutung, als daß ſie bloß das äſthetiſche Gefühl befriedigen ſollten. Aber freilich hier fängt das Glauben an und dieſer Prozeß gehört ſchon zum Enteignen, zum Tod unſeres natürlichen Lebens, der um ſo herber fühlbar wird, je mehr er ins Mark dringt und ſeine ewige Aufgabe durchführt.“

Aus dieſer Verlegenheit, welche die Berufswahl ihm bereitete, befreite ihn im Herbſt 1865 das Anerbieten, an der bündneriſchen

Anſtalt Schiers eine Lehrſtelle zu bekleiden. Es handelte ſich darum, an der wenig zahlreichen humaniſtiſchen Abteilung des Seminars im Lateiniſchen und Griechiſchen und außerdem noch im Deutſchen und in der Religion zu unterrichten. Zwei Klavierſtunden, in welchen er fünf Schüler auf einmal in dieſe edle Kunſt einweihen mußte und wobei er ſich als Einäugiger unter den Blinden vorkam, waren für ihn mehr eine jokoſe Zugabe des 25 Stunden umfaſſenden Penſums. Dann galt es, ſich mit den übrigen Lehrern in die Ueberwachung der ca. 100 Eleven, die einen Altersunterſchied von 12 bis 20 Jahren repräſentierten, zu teilen. Stähelin hat ſeine Thätigkeit als Schullehrer mit ganzem Ernſt und der ihm eigentümlichen Gewiſſenhaftigkeit und Gründlichkeit aufgefaßt und betrieben. Das beweiſen die Geſuche, die er an die Freunde und Verwandten in Baſel richtete um Bücher, die ihm zur Vorbereitung auf ſeine Lehrſtunden dienen ſollten. Die Basler Freunde bedauerten ihn, daß er als bündneriſcher Schulmeiſter ſeine Talente und Kenntniſſe vergrabe, er ſelbſt begehrte und verſtand dieſes Mitleid nicht, ſondern betrachtete die Schierſer Zeit als eine freundliche Fügung Gottes und wollte vollkommen zufrieden ſein, wenn der treue Gott ihm hier Kraft und Tüchtigkeit zum Arbeiten ſchenke, und es ihm danken als eine unverdiente Gnade. „Das Feld iſt ja auch hier ſo ſchön und ſo wichtig wie irgend eines ſonſt, wenn ich es nur beſſer zu bebauen und das, was ſich darin der Befruchtung entgegenſehnt, herauszufinden vermöchte. Da ſollte mehr Geiſt von oben da ſein, der das junge triebkräftige Leben zu wecken vermöchte.“ Er klagt mehrmals, daß ihm die Gabe fehle, den Jünglingen zum Herzen zu ſprechen und die Schwierigkeiten, die ihm ſchon ſein jetziges Amt bereiten und die Ungenüge, mit der er davor ſtehe, laſſen ihm die Ausſichten auf eine künftige akademiſche Arbeit als ſchöne Nebelgebilde erſcheinen, die einmal jämmerlich zerflattern werden. Eine Schlußfolgerung, die ſeiner Beſcheidenheit alle

Ehre macht, der wir aber nicht ohne weiteres zustimmen können. Ein andermal scherzt er wieder beim Gedanken an seine paar Lateinschüler, er gewöhne sich in Schiers an ein ein- und zweifältiges Auditorium.

Das Jahr, welches er in Schiers zubrachte, war für ihn in mehrfacher Hinsicht ein gewinnreiches. Was es ihm an theologischer Weiterbildung entzog, das ersetzte es ihm durch Bereicherung seiner praktischen Lebens- und Menschenkenntnis. Fördernd war auch der Umgang mit den Lehrern der Anstalt, besonders mit dem Direktor, einem autokratischen, aber eminenten Manne von imponierendem Wesen, großem Wissen und hohem Geiste. Der Pfarrer des Ortes war der Familie Stähelin von Basel her befreundet. Stähelin sagt von ihm: „Er ist ernst und eine asketische Natur, bisweilen hart im Urteil und von schroffer, dogmatischer Richtung, aber von glühendem Eifer für die Sache Gottes in ihm und außer ihm und mir gegenüber sehr herzlich und liebevoll." Auch wurden Schülerreisen in die großartige Gebirgswelt Bündens unternommen oder man nahm teil an Pfarrkränzchen und im Sommer an der Synode und lernte den Bündner Klerus kennen. Stähelin urteilt über ihn: „Es sind doch ganz tüchtige Leute auf diesen Bergen herum, wenn auch wenig Schulweisheit an ihnen hangen geblieben ist." Einmal besuchte er Tholuck, der sich zur Kur in Davos aufhielt. Auf seiner Heimreise kehrte der „große Hallenser Pietist" auch in Schiers an. „Ueber den Sonntag," so erzählt Stähelin selbst, „wurde eine Wallfahrt in das etwa acht Stunden entfernte Davos gemacht, wo der alte Tholuck seine Ferien auskostete; daß ich den heiligen Bettag damit entweihte, das kam mir erst in den Sinn, als ich schon wieder auf der Heimreise war; die Strafe dafür war, daß ich infolge des kantonalen Verbotes alles Fahrens an diesem Tage den ganzen Weg zu Fuß machen mußte. Tholuck, dem ich gleich am Samstag die Aufwartung machte, empfing mich mit seiner bekannten Freundlichkeit, er ist ein lebhafter, geistesfrischer

Greis und die obligaten Witze halb ernſt, halb komiſch, ſpielten die ganze Zeit über eine Hauptrolle. Am Sonntag Morgen ging er mit mir ſpazieren und da gab es dann neben manchem Scherz auch Ernſtes und Bleibendes zu reden.“

Kurz bevor Stähelin ſein Amt in Schiers antrat, ſtarb nach langem Leiden ſeine geliebte Mutter. Einige Wochen nach ihrem Tode am 19. Oktober 1865 ſchreibt er an die Schweſter in Baſel: „Wenn ſo von Tag zu Tag die Sonne ſchwächer und im Garten unter meinem Fenſter die Blumen ſeltener werden, ſo fällt der Blick unwillkürlich auf den Kirchhof daneben, und da iſt ja auch der Gedanke nicht mehr weit an die, die nun jenſeits des Grabes der Erdennot entrückt iſt und ſtatt des Kreuzes, das ſie getragen, die Palme des Sieges in den Händen hat. Ihr zu Hauſe, die Ihr überall gleichſam in die friſchen Spuren ihres Wirkens und Duldens treten müßt, Euch wird das Gefühl des Nichtmehrhabens, des Verluſtes ja noch viel ſchmerzlicher ſein; in der Fremde bringt uns der Tod die Entſchlafene faſt näher und warum denn auch nicht wirklich näher, warum nicht in wirkliche geiſtige Gemeinſchaft, inniger, lebendiger, ja wirkſamer vielleicht als ſie bei Leib und Leben ſtattfand? Mir wenigſtens thut in einſamen Stunden nichts ſo wohl, als wenn das Bild der lieben Mutter mir vor die Seele tritt, mag es auch vielfach und empfindlicher als alles andre, das Herz ſtreifen, es iſt dies die heilſame Zucht des Geiſtes, deren Ende innerer Friede iſt. Mag es auch ein Leidensbild ſein und ernſt herunterſchauen auf den Kelch der Schmerzen, welcher das Teil ihres Lebens geweſen iſt, er iſt ja nun geleert, und was hienieden herb und bitter war, das zeigt ſich nun im Lichte der Ewigkeit als Speiſe zum ewigen Leben, die Züge des Leidens ſind eingetaucht und verklärt in die göttliche Herrlichkeit, welche eben durch ſie zur vollen Auswirkung gekommen iſt. So laß denn auch du das teure Bild dir vor die Seele treten und der Schmerz wird ſich in Wehmut

lindern und das Bild des Todes wird zum Engel des Lebens, der mit ſanftem, mildem Zug uns himmelan zieht.“

Und am 18. März 1866 antwortet er der Schweſter, die ihn über den Zuſtand der Abgeſchiedenen im Jenſeits gefragt: „Was du in deinem Briefe mich fragſt, darüber kann ich dir freilich auch keine Antwort geben; es iſt das eine Ecke, um welche eben keiner herumſehen kann, ein Punkt, wo alles Denken und Schauen aufhört und nur Gefühl und Ahnung walten können, und wer da etwas zu wiſſen und geſchaut zu haben glaubt, der iſt oft am weiteſten davon entfernt. Die in dem Herrn geſtorben ſind, die ſind vollendet und doch der Vollendung näher gebracht; dieſe Vollendung kann keine Verringerung, keine Schmälerung an wahrem Leben ſein, alſo auch kein Auswiſchen deſſen, was ſchon auf Erden zu dieſem wahren Leben gehört hat; und ſo gewiß die echte Liebe hierin eingeſchloſſen iſt, ſo gewiß wird ſie auch irgendwie das Band bilden, welches das Jenſeits und das Diesſeits zuſammenhält und die von uns Geſchiedenen auf eine verklärte, wenn auch nicht zu erklärende Weiſe an dem inneren Leben derer teil nehmen läßt, die ſie ſchon hienieden mit ihrer Liebe umfangen hielten. Für uns ſind das Gegenſtände, die wir nicht vorwitzig anrühren dürfen; uns iſt einmal dieſe Welt, dieſes Leben zur Arbeit gegeben und der Herr Jeſus hat ſeine Jünger hier den Glauben an ihn bewähren, nicht in die unſichtbare Welt ſich hinaufſchwindeln heißen. Daß man in ſtillen Stunden auch an ſolche Fragen denkt, iſt ja nicht zu verwerfen, ſo wenig der Dichter zu tadeln iſt, der Erde und Himmel in das Spiel ſeiner Phantaſie hineinzieht und wenn auch alles, was wir als beſtimmte Bilder ſo zu gewinnen meinten, wieder vor unſern Augen zerrinnt, ſo iſt es doch eine Berührung mit dem ewigen Leben, die nicht ohne Troſt und Stärkung für das diesſeitige vorübergehen kann, ſo lange das Herz geſund iſt und ſeiner nächſten Pflichten eingedenk bleibt.“

Die im Sommer 1866 vakant gewordene Pfarrſtelle in Schiers wurde Stähelin angetragen, aber von demſelben abgelehnt. Immerhin nach langem Bedenken. Ueber die Gründe, die ihn dazu bewogen, ſchreibt er nach Hauſe: „So eine Zeit der Spannung und Ungewißheit hat doch auch ihr Gutes; es wurde mir, als die Ausſicht auf die neue Aufgabe mir vor der Seele ſchwankte, recht klar, wie viel ich mir noch zur Erfüllung derſelben müſſe ſchenken laſſen, wie vieles mir noch zum geiſtlichen Leben überhaupt, geſchweige denn zum geiſtlichen Amt fehle. Ich hoffe freilich immer noch, daß ein ſolches ſich mir irgendwie noch einmal darbietet, nur dann kein ſo ſchweres, aufreibendes wie das in Schiers.“ In der That, Schiers gilt als eine der ſchwerſten Bündner Gemeinden und hätte zumal zur Winterszeit dem jungen und körperlich zarten Kandidaten eine zu große Arbeitslaſt aufgebürdet. Aber ſeinen Wunſch, es möchte ſich ihm ein praktiſches Pfarramt darbieten, ſah er zunächſt in der Weiſe erfüllt, daß er für den kommenden Winter als Vikar nach Stein bei Schaffhauſen berufen wurde. Hier bot ſich ihm eine pfarramtliche Thätigkeit dar an der Seite eines im Amte erprobten Mannes, alſo ohne die Laſt der ganzen Verantwortlichkeit und mit reichlicher Muße für wiſſenſchaftliches Studium. Er ſchrieb damals eine Abhandlung über das apoſtoliſche Glaubensbekenntnis für Hagenbachs Kirchenblatt. Seine Stellung zu dieſem Symbol war bei allen einzelnen Differenzen eine bewußt zuſtimmende. Sonſt zeigte er — nicht bloß damals, ſondern zeitlebens — eine große Zurückhaltung im Niederſchreiben und beſonders im Veröffentlichen wiſſenſchaftlicher Studien. Die folgende Stelle aus einem Brief an die Schweſter vom 17. Dezember 1866 iſt in dieſer Hinſicht für ſein Weſen bezeichnend: „Mit meiner Licentiatenarbeit hat es für mich gar nicht Eile; ich begreife überhaupt immer weniger, warum ich mit ſaurem Schweiß und um teures Geld mir ſo bald einen Titel auf den Hals laden ſollte, der mich dann,

wenn ich zu ihm ſtehen und ihn rechtfertigen müßte, erſt recht drücken würde. . . . Ich meine übrigens, zuerſt ſollte man es ſich bewußt ſein, daß man über den betreffenden Gegenſtand wirklich etwas Neues und Tüchtiges zu ſagen hat und dann erſt an eine Veröffentlichung denken; wer ſolchen innern Beruf zum Schreiben nicht hat, der ſoll es eben bleiben laſſen. Zunächſt möchte ich ſelbſt etwas Rechtes lernen und wenn bei dieſem Geſchäft ſich mir eine eigentümliche Anſchauung ergiebt, dann erſt iſt es Zeit, mit derſelben herauszurücken; aber eben deſſen hat ſich in meinen bisherigen Studien erbärmlich wenig ergeben und ich habe meiſtens gefunden, daß andere das, was ich etwa ſagen würde, ſchon viel beſſer und richtiger geſagt haben."

Still und ruhig genug war das Leben bei den heimeligen Leuten im Pfarrhaus zu Stein, die wenig geſellſchaftlichen Verkehr mit den Bewohnern in und um das Städtchen herum pflegten. So ſaß der Vikar, nach Verrichtung der amtlichen Geſchäfte, meiſt für ſich allein in ſeinem Zimmer mit herrlicher Ausſicht auf den Rhein und Bodenſee, wenn ihn nicht — wie es leider gerade bei ſeinem Antritt geſchah — Unwohlſein zwang, das Bett zu hüten. Noch halb krank, begleitete er Anfangs November ſeinen Prinzipal zum kantonalen Pfarrkonvent nach Schaffhauſen, nahm an den Verhandlungen desſelben teil, die ſich einerſeits über den Zuſtand des Menſchen nach dem Tode und vor dem jüngſten Gericht und anderſeits über die in der Staatskaſſe feſtgefrorenen Quartalzapfen verbreiteten und war bei dem trefflichen, nach altem Brauch auf zinnernen Tellern ſervierten Mittagsmahl zugegen, nach deſſen Beendigung die ganze hochwürdige Geſellſchaft aus weißen holländ-Pfeifen ihren Opferrauch aufſteigen ließ.

Bald ſollte ſich auch ein ſelbſtändiges Pfarramt für ihn finden. In dem am Ausgang des Birsthals gelegenen Arlesheim war die Stelle eines evangeliſchen Geiſtlichen frei geworden. Eine induſtrielle

Basler Familie hatte dort im Jahre 1856 für sich und ihre Arbeiter, sowie für die Protestanten der Umgebung Pfarrei und Kapelle aus eigenen Mitteln errichtet und bis zum Jahr 1883 unterhalten. Von da an ging der Posten in die Pflege des protestantischen Hilfsvereins über, um schließlich zur selbständigen reformierten Gemeinde zu erstarken. Stähelin, der sein Amt daselbst im Februar 1867 antrat, hatte nun als Diasporapfarrer die Glaubensgenossen, etwa 5 bis 600 Seelen, in 15 bis 20 Dörfern zu bedienen und bei der beständigen Fluktuation derselben immer von neuem zu sammeln. Keine leichte Aufgabe, besonders wenn die socialen und beruflichen Unterschiede der halb landwirtschaftlichen und halb industriellen Bevölkerung, sowie das nicht immer ganz leichte Verhältnis zu den Katholiken und ihren Priestern in Erwägung gezogen werden. So sehr ihn sein Takt, sein scharfer, praktischer Verstand und seine umfassende Bildung befähigten, diesen verschiedenartigen Ansprüchen und Schwierigkeiten gerecht zu werden, so sehr die ihm in aufrichtiger Freundschaft verbundenen Familien der dortigen Arbeitgeber seine Predigt und Seelsorge zu schätzen wußten, das Amt eines Landpfarrers, besonders eines evangelisierenden Diasporapfarrers, war seiner Art und seinem Wesen nicht angemessen. Er fühlte es auch selbst und sprach es öfters aus, wie schwer es ihm werde, sich populär auszudrücken. Die Klagen des Studenten und Kandidaten über die Schwierigkeit des Predigens kehren vermehrt und verstärkt wieder. So, wenn er sagt: „Es wird mir so erstaunlich schwer, meine Predigt im voraus auszuarbeiten, ja es ist mir bis jetzt unmöglich gewesen, soll aber doch diesmal mit erneuter Anstrengung versucht werden. Die Freitag-Abende sind mir immer die peinlichsten Stunden. Es gährt innerlich und will doch immer nicht gar und klar werden, und meist liegt das am Nachmittag gesalzte Blatt zur Predigt bis zum folgenden Morgen unbenutzt und rein da.“ . . . „Wenn ich

nur den Chriſtenglauben einmal zu faſſen und in Worte zu fixieren vermöchte, wie er in lichten Augenblicken in ſeiner Hoheit und Freiheit mir in der Seele lebt; aber er iſt wie ein Streifen Himmel durch Nebel hindurch ebenſo raſch verſchwunden als geſehen und mir bleibt nur der Troſt, daß es einmal ganz Tag und Licht werden wird für die Seele, die im irdiſchen Dämmerlicht ſich der Wahrheit zukehrt und daß das Leben, wenn auch noch vielfach als ein Geheimnis und unbegriffen, doch erſchienen iſt als das Licht der Menſchen in dieſer finſtern Welt." „Warum muß die Arbeit immer ſo dem Menſchen abgerungen werden, warum braucht es ſolche Anſtrengungen, das innerlich Vorhandene durchs Wort andern mitzuteilen? Ein rechtes Pfingſten würde der Kirche auch die Sprachengabe bringen und die Fähigkeit der freien, lebendig herausquellenden unmittelbaren Rede."

Nicht leichter wurde ihm der Jugendunterricht. So leſen wir in einem Briefe vom Jahre 1869: „Ich ſchreibe dieſe Zeilen in der kurzen Viertelſtunde zwiſchen meiner Vorbereitung und der Konfirmandenſtunde, um mich einigermaßen über die Bangigkeit hinauszuheben, welche jedes neue Nahen derſelben in mir weckt. Es iſt die beharrliche Gedankenloſigkeit und Trägheit, womit ich zu kämpfen habe und die völlige Reſignation auf irgend welches Verſtändnis, bei 11 von 13 wenigſtens, worein ich alle Stunden aufs neue mich ſchicken muß. Ich mache alle Sonntage die Erfahrung, daß achtjährige Kinder auf das antworten, was jene nicht zu beantworten wiſſen, daß alſo nicht alles an meiner Unklarheit und Unfähigkeit, die rechten Faßpunkte zu finden, liegen kann. Eher vielleicht, daß ich zu wenig das Herz in Rückſicht ziehe und in Anſpruch nehme; aber der Katechismus, den man uns in die Hand gegeben, will doch vor allem ausgelegt und verſtändlich gemacht ſein und meine Art iſt es nun einmal, mehr auf die Erkenntnis als auf das Gefühl zu wirken. Du glaubſt nicht, wie elend ich

mir manchmal vorkomme, gerade dieſen Pflichten des geiſtlichen Amtes gegenüber, wie da Riß um Riß in meiner theologiſchen Erkenntnis zu Tage tritt, der von den gelehrten Herren mit hohen, fremden Worten zwar verſteckt, aber nicht geflickt worden iſt."

Auch die ſpezielle Seelſorge machte ihm viel zu ſchaffen, gerade in ſeinem jetzigen Wirkungskreis, wo ſie ſich weniger als ſonſt von ſelber anbot, ſondern erſt aufgeſucht werden mußte, und das wurde ihm, der ſo gar nichts von agreſſivem Bekehrungseifer in ſich trug, beſonders ſchwer.

Die eben mitgeteilten Bekenntniſſe und Selbſtanklagen hatte er an ſeine Braut gerichtet. Im Frühjahr 1869 hatte er ſich mit Marie Stockmeyer, der Tochter des von ihm hochgeſchätzten Lehrers und der Schweſter eines ſeiner beſten Freunde, verlobt.

Wir führen einige Stellen aus Briefen an die Braut an, welche uns zeigen, wie ernſt, fromm und tief er den neu geſchloſſenen Lebensbund auffaßte. So ſchreibt er gleich nach der Verlobung: „Wir wollen glauben an Gottes Liebe, an die Verſöhnung unſeres Heilandes, um deretwillen auch unſere Sünde nichts geachtet und auch wir als Kinder von unſerem himmliſchen Vater behandelt werden, und in dieſem Grund den Anker unſerer Liebe ſich feſtklammern laſſen — ſo ſind wir geborgen allezeit." Und dann wieder: „Deswegen iſt die chriſtliche Liebe ſo viel ſchwerer und vielleicht ſorgenreicher als die weltliche, weil ſie von vornherein nicht bloß auf Genuß, ſondern auch auf Opfer gefaßt machen muß, weil ſie nicht idealiſieren will und darf, wohl aber alle böſe Realität durch den Glauben und durch die Hilfe von oben zu überwinden die Verheißung hat." . . . . . „Allerdings kann man wahrhaft nur lieben, was ideal iſt, aber nicht ein erträumtes, ſondern im Leben ſpürbares und erfaßbares vorhandenes Ideal, und das Ideale liegt mir immer weniger auf Seite eines nach außen hin leuchtenden und blendenden Weſens, als in der innerlichen Wärme des

Gemüts, in der Kraft und Tiefe der Empfindung, in der im Leben ſich bewährenden Entſchiedenheit und Innerlichkeit des Geiſtes, weniger, um im Bilde zu ſprechen, in der Farbenpracht, als im Duft der Blume. Und dann hat die wahre Liebe immer zugleich ein ſittliches Moment an ſich; ſie erfaßt das Ideale auch da, wo es noch unvollſtändig, noch befleckt ſich zu ſpüren giebt und hält es feſt, eben um es zu reinigen, immer voller zu entfalten. Glaube und Hoffnung ſind innerlich mit ihr verbunden, jener als ihr lebendiger Grund, dieſe als ihre, einem heiligen Ziele entgegenſtrebende Kraft."

Am 20. Mai 1869 fand die Hochzeit ſtatt im Kirchlein zu Arlesheim, wo der Vater der Braut die Traurede hielt über die dritte Bitte des Unſervaters. Die Braut hatte dieſen Text vorgeſchlagen, und Stähelin hatte ihr das folgende darauf geantwortet: „Ueber den Hochzeitstext, den du vorſchlägſt, kann ich noch keine beſtimmte Antwort geben. Es wäre mir ja freilich der liebſte, aber er iſt zu ernſt und ſagt und bekennt zu viel, als daß ich mich nicht erſt länger mit ihm beſchäftigen und mich darüber prüfen müßte, ob ich ihn auch wählen darf. Dieſes rückhaltloſe Vertrauen in die Vaterliebe Gottes, dieſe felſenfeſte Ueberzeugung von der Güte aller ſeiner Führungen, der vergangenen wie der zukünftigen, dieſe freudige, völlige Beugung alles eigenen Willens unter den Seinigen, wie dieſe Bitte es ausſpricht — ich ringe darnach, ich ſehe ſie an und ich predige ſie als eine Konſequenz des Glaubens, ich hoffe durch die Gnade des Herrn darin tiefer und tiefer gegründet zu werden; aber darf ich mich jetzt ſchon als ein ſolcher freudiger Diener des Herrn offen darſtellen, der in alle ſeine Schickungen völlig ſich zu ſchicken und allen ſeinen Aufträgen willig zu Gebote zu ſtehen ſich bereit erklärt?"

Auf welch harte Probe die Neuvermählten bei der Aneignung und Befolgung des von ihnen gewählten Hochzeitstextes geſtellt

wurden, sollte sich nur zu bald zeigen. Den großen Anforderungen, die die weitverzweigte Diaspora an seine Körperkraft stellte, war Stähelins Gesundheit nicht gewachsen. Zunächst mußte die Pastoration des entlegenen Städtchens Laufen, die er anfangs mit in sein Arbeitsgebiet gezogen hatte, aufgegeben werden. Er hatte sich auf einer nächtlichen Fahrt von dort nach Hause erkältet und einen Lungenkatarrh sich zugezogen. „Ich habe schon jetzt an unserm Hochzeitstext zu lernen," schreibt er nach dieser für ihn schmerzlichen Erfahrung, „und doch ist diese Passivität (des Leidens) nur die eine Seite der Lektion; der Wille Gottes geht vor allem aufs Handeln, aufs Frucht bringen, und das will mich oft zu Boden drücken, wie wenig ich thue, um diesen Willen in Vollzug zu bringen. Wenn ich ein wenig über das strikte Maß meiner Pflichten hinausgehe, so bricht die Kraft zusammen."

Zuerst suchte er im Sommer 1871 in der Gebirgsluft von Engelberg und Beatenberg und in der Wasserheilanstalt von Brestenberg Heilung des Uebels. Aber auch von da muß er melden: „Es ist traurig, daß ich an keinem Orte ganz gesund bin, sondern immer wieder beim geringsten Anlaß das alte Leiden zum Vorschein kommt." So erklärten die Aerzte ein zeitweiliges völliges Aufgeben des Pfarramtes zum Zwecke eines Winteraufenthaltes in Italien für notwendig und das einzige Mittel der Wiederherstellung seiner angegriffenen Gesundheit. Dieses Stillegestelltwerden war für den energischen, nach nichts anderem als rastloser, ungehemmter Thätigkeit verlangenden Mann ein schwerer Schlag. „Meine Existenz will mir bisweilen ganz unerträglich werden und die Zukunft wäre mir ein dunkles Ungeheuer, wenn mir nicht deine und der Eltern Liebe sie mir erhellte" so schreibt er nach dem ärztlichen Befund vom Kurorte aus an die zu Hause weilende Gattin.

In der That, es war hart genug für die jungen Pfarrsleute, Amt und Kind in der Heimat zurückzulassen und in die Unthätig-

keit, in die Fremde, in die Verbannung zu gehen. Freilich wenn man die zahlreichen Briefe liest, die Stähelin aus seinem Exil den Verwandten in Basel sandte, so vermutet man kaum, daß der Schreiber als ein kranker oder kränklicher Mann in der Fremde weilte. Oft scheint eher der Kunsthistoriker und Kirchenhistoriker, der Italien zum Zwecke wissenschaftlicher Forschung bereist oder der Dichter, der sich den Eindrücken eines an Naturschönheit so reichen Landes hingiebt, zu uns zu reden. Die Lust am Betrachten all des Schönen und Interessanten, das dieses Land dem Reisenden bietet, die Kraft der Anschauung, die Sicherheit des Urteils, die Energie, mit welcher ohne Ermüden alles Sehenswerte in den Kreis einer eingehenden Beobachtung gezogen wird, das alles läßt uns den traurigen Zweck der Reise fast vergessen. Wir bedauern nur, die wertvollen Schilderungen nicht ausführlich wiedergeben zu können. [1])

Die Reise begann mit einer stürmischen Seefahrt von Marseille nach Neapel. Es war Spätherbst 1871 und der Sturm so heftig, daß das Schiff zwischen der Insel Elba und Civita Vecchia in einer Bucht Zuflucht suchen mußte. „Von der Großartigkeit eines solchen Sturmes, heißt es im ersten Brief, kann man sich doch nur dann eine Vorstellung machen, wenn man selbst die Blitze durch das kleine, runde Fenster hereinleuchten gesehen, die Rippen des gewaltigen Rumpfes krachen und die Wellen darüber hinschlagen, und droben den Wind durch die Maste pfeifen und die Seeleute durcheinander rufen und durch all dies Getöse hindurch den Donner rollen gehört hat. Es gelang mir manchmal, des Gedankens an die Gefahr mich zu ent-

[1]) Das Volksblatt für die reformierte Kirche der Schweiz hat vier Briefe in extenso abgedruckt. Das St. Agathafest in Catania. Ein Beitrag zur Kenntnis des Katholizismus im Süden Europas 1872, Nr. 10. 11. Die Evangelisation in Sizilien 1872, Nr. 15 und 16. Pater Hyacinth in Rom 1872, Nr. 30. 31. Rafaels Gemälde im Vatikan 1872, Nr. 48 und 50.

ſchlagen und auch vom körperlichen Uebelbefinden mich ſo frei zu machen, daß ich die Eindrücke von außen auf mich konnte wirken laſſen und dabei bleibt es mir merkwürdig, daß ich noch ſelten ſo lebhaft und ſüß von unſerer Kleinen zu Hauſe geträumt habe, als in den Pauſen, wo der Lärm etwas nachließ. Das Schiff ſchwankte hin und her, ſo daß die Wellen durch das Verdeck in die Kajüte hineinbrachen. Wir hielten uns ſo feſt wir konnten an den Brettern unſerer Schlafſtellen und befahlen uns dem Herrn über Wind und Waſſerwogen. Und doch bin ich froh, dieſe Seereiſe gemacht zu haben und nicht nur im Sonnenſchein, ſondern auch im Sturm auf dem Meere geweſen zu ſein; je ſchwankender der Boden und je dünner und zerbrechlicher die Bretter, wo der irdiſche Troſt ſeinen Halt findet, um ſo mächtiger giebt ſich die Hand des Allmächtigen zu fühlen und um ſo lebendiger ſich der Segen jener Geiſtes- und Gebetsgemeinſchaft zu erfahren, welche die Fernen überwindet und über die Meereswogen ihre Brücken baut."

Nach mehrwöchentlichem Aufenthalt in Neapel ging es weiter nach Sizilien, wo der Hauptteil des Winters, Ende Dezember bis Anfang März, ſollte zugebracht werden. Waren ihnen ſchon in Neapel wie auch ſpäter in Rom durch die Freundſchaft und Dienſtfertigkeit von dort anſäßigen Landsleuten die Wege geebnet worden, ſo war dies in Catania in erhöhtem Maße der Fall, wo eine Schweizerfamilie ſie ſogar als ihre Hausgenoſſen in die eigene Wohnung aufnahm, als ſich im Gaſthof kein geſundes, ſonniges Zimmer finden wollte. „Es war auf der ganzen Reiſe, als würden wir von einer unſichtbaren Hand geführt, die uns ohne unſer Verdienſt und Zuthun Herzen und Häuſer öffnete, wo wir uns wohl fühlen und einigermaßen für die verlorene Heimatluft Erſatz finden konnten." Natürlich konnten ſie hier auch die Sitten und die Menſchen Süditaliens ungleich beſſer kennen lernen als in dem

kosmopolitiſchen, internationalen Gaſthofe. „Oft kommen Abends nach Tiſch Bekannte aus der Stadt, Freundinnen der Mädchen, um mit ihnen Klavier zu ſpielen und Herren, für die der Weinkrug und die Cigarrenbüchſe allezeit auf dem Tiſche ſteht. Von Scheu und Komplimenten weiß man hier nichts; man kommt und geht und greift zu, wie es einem gefällt; ſelbſt in Geſellſchaft auf den Boden zu ſpucken, verſtößt nicht gegen den Anſtand. Dabei iſt die Konverſation äußerſt mager und zeigt, wie wenig noch geiſtiges und allgemeines Intereſſe, vom religiöſen nicht zu reden, hier zu Hauſe iſt. Sich ſchmücken und ſich zeigen, Mittags ſtundenlang auf dem Korſo fahren, und Abends Theater und Geſellſchaft, das iſt das Leben der Vornehmen; arbeiten ſo lange es unumgänglich nötig iſt und faullenzen ſo viel es möglich iſt, das der Geringen. Dabei gefallen ſich beide, die einen öffentlich, die andern wenigſtens zu Hauſe (nur äußerlich unter ſeidenem und ſammtenem Flitterſtaat es verſteckend) in einem Schmutz und einer Erbärmlichkeit des Daſeins, wovon wir keine Vorſtellung haben. Von Religion, auch von katholiſcher, ſcheinen die armen Leute wenig zu haben. Zwar wimmelt es in der Stadt von Kirchen und von — jetzt glücklich aufgehobenen Klöſtern und Pfaffen, welche in ihren weiten, ſchwarzen Mänteln und breiten Hüten und ihrem leiſetretenden Gang wie Fledermäuſe ſich herumtreiben. Aber es giebt weder eine Predigt für die Erwachſenen, noch einen Religionsunterricht für die Kinder, ſondern buchſtäblich alle Religion geht in Meſſe und Ceremonien auf, und nach der beſtimmten Verſicherung eines Sachkundigen glauben nicht einmal die Prieſter an das, was ſie thun und vorſtellen. Das Volk iſt der großen Mehrzahl nach ungläubig, dazu vielfach unſittlich, alle tiefern Fragen von vornherein von ſich weiſend. Am Sonntag wird eine halbe Stunde Meſſe gehört, ſonſt gearbeitet, gehandelt und verkauft wie gewöhnlich. Der Weihnachtstag iſt die Gelegenheit zu allgemeinem, hohem Spielen, wobei man zwiſchen-

hinein ja wohl in der heiligen Nacht eine der vielen Kirchen beſuchen und den dort aufgeſtellten Putz ſich anſehen kann. Am Feſt der Schutzheiligen Santa Agatha, deren Schleier die Cataneſen vor den Verheerungen des Aetna ſchützt, iſt gar Faſtnacht, die Mädchen verkleiden ſich und laſſen ſich von den Herren Geſchenke machen und in die Konditoreien führen. Für Arm und Reich ſind die Feſttage mit ihren an heidniſche Götzenfeſte erinnernden Prozeſſionen, die Gelegenheit, im ſchönſten Staate ſich zu zeigen und darin am wüſteſten zu thun. Ob das der Boden iſt, auf welchem die ſeit Garibaldis Einmarſch ermöglichte evangeliſche Miſſion gedeihen kann? Einzelne für die kurze Zeit immerhin bemerkenswerte Anfänge ſind vorhanden. Hier in Catania ſind etwa hundert Evangeliſchgeſinnte, noch mehr in Meſſina. Der Prediger von Meſſina, ein Waldenſer Pfarrer Namens Malan, wird häufig ins Innere des Landes gerufen, um bald in dieſer, bald in jener Stadt dem ſich regenden Bedürfnis zu entſprechen. Geſtern Abend (20. Januar 1872) war er eben auf der Durchreiſe von einem ſolchen Streifzuge bei uns auf Beſuch, noch ganz heiſer von einer fünfſtündigen Disputation, die er in der Stadt Agira mit einem katholiſchen Mönch gehabt hatte. Wenn man ihn ſieht, ſo begreift man die Wirkung, die von ſeiner Predigt ausgeht, und den Zulauf, den er aller Orten findet. Dem kräftigen, vollen Gliederbau, dem ſchwarzen Schnurr- und Knebelbart nach könnte er ebenſo wohl Metzger ſein als Pfarrer; aber in dieſem Körper iſt eine Lebendigkeit und aus dem Kopf blitzt ein tiefes, feuriges Auge und ſein ganzes Weſen iſt durchdrungen von einer Ueberzeugungskraft und Entſchloſſenheit, die ſeinen immer friſch zu Gebote ſtehenden Worten eine Macht geben müſſen, wie kein Studium und kein Heiligenſchein ſie geben können."

Ich muß es mir verſagen, die lebensvollen Schilderungen der Altertümer und Naturſchönheiten Siziliens, beſonders die Beſchrei-

bung von Syrakus, hier mitzuteilen; nur über einen Ausflug nach Taormina möge noch einiges beigefügt sein.

„Halbwegs zwischen Messina und Catania, auf dem Bergsattel, welcher die beide Städte verbindende Küstenstraße überragt, liegt Taormina. Wer einmal auf den Trümmern seines alten Theaters gestanden und durch dessen verfallene Portale und Säulenhallen hindurch Meer und Gebirg und Himmel sich ineinander weben gesehen hat, wird den Ort zeitlebens nicht vergessen. Wir hatten schon lange nach einem schönen Tag uns gesehnt, der uns den Ausflug dorthin gestatten und lohnen möchte und als am Samstag (17. Februar) die Sonne endlich ihre Wolkenhüllen abgeworfen, wurde froh zur Fahrt gerüstet. Gegen 7 Uhr morgens fuhr der Zug ab. Schon auf dem Wege zum Bahnhof sahen wir es wie Alpenglühen auf der Schneespitze des Aetna leuchten und als wir dann zur Stadt hinaus dem Meer entlang fuhren, da stieg die Sonne langsam uns gegenüber aus den Fluten, eine Feuerkugel auf weitem goldnen Grunde, und das Wasser erglänzte ringsum in wunderbarer Pracht. Die Bahn ist in lange schwarze Lavafelder hineingeschnitten und eine Unzahl von Tunneln stört immer wieder am Genuß der Gegend. Wo die Aussicht frei ist, hat man rechts das Meer, in welches die Morgensonne ganz wunderbar schöne Farben hineinmischte, und links die Abgründe des Aetna, immer noch bis tief hinunter mit Schnee gefüllt und in den Sonnenstrahlen wie Silber glitzernd. Zwischen Meer und Berg sind einige ganz beträchtliche Städte und dann wieder Felder mit blühenden Mandeln und Palmen und vor allem unzählige Limonen- und Orangenwälder. Giardini, die Station für Taormina, war in zwei Stunden erreicht; wirklich wie ein Garten liegt es freundlich eingebuchtet am Fuße kahler Felsenabhänge und am Gestade spielen schimmernde Wellen. Wir setzten uns in einen Wagen und fuhren auf der an dem Berg sich hinaufwindenden Straße

Taormina zu, das wir oben hoch am Felsabhange, grau und verwittert, kleben ſahen. (Folgt eine Beſchreibung der Stadt und der Ruinen des Theaters.) Wie ein Paradies breitet es ſich aus gegenüber, zu Füßen und in die Höhe nach allen Seiten. Land und Meer, Berge und Luft und Himmel, Vergangenheit und Gegenwart haben hier ihre Farben zu einem Bild zuſammengetragen, ſo harmoniſch und dem Herzen ſich einſchmeichelnd, wie ich noch nirgends ſonſt geſehen habe. Man iſt einem großartigen ſcharfgezeichneten Felſengebirge gegenüber. Der rötlich graue Stein iſt mit ſpärlichem Grün bewachſen und hie und da klammern ſich einige Kaktusſtauden an ihm feſt. Gegenüber am Abhang iſt Taormina, darüber das Kaſtell und noch höher wie ein Adlerneſt auf ſteilem Felſen das Dörfchen Molo. Und drüben nun der Aetna mit dem Rauch aus ſeinem Krater, die hellen, zarten Wölkchen, die um das weiße Haupt herumziehen, und unten das leuchtend in tauſend Farben ſpielende Meer, in welches die Küſte bald als ſanfte Buchten, bald wie feſte, felſige Arme hineingreift, und um alles herum ein blaues, duftiges Leuchten der Luft, eine alles umwallende, verklärende Helligkeit, daß die Erde wie hineingetaucht iſt in Meeresduft und Himmelsbläue. Hier erſt erfährt man, was Licht iſt und wie es gleich einer unausſprechlichen, unendlichen Freude ſich des Gemütes bemächtigen kann. Und welche Durchblicke auf dies Wunderbild boten die Säulen, die zerfallenen Mauern, die offenen Thore des Theaters ſelbſt mit dem Grün, den Epheuranken, die ſich darüber hinſpannen! Und alles war ſo ſtill, ſo ſonntäglich feierlich, aus der Stadt tönten die Glocken herüber: „Kommt, laßt uns danken, anbeten, niederfallen vor dem Herrn, der uns gemacht hat, denn Er iſt unſer Gott und wir das Volk ſeiner Weide.“

Mit dankerfülltem Herzen nahmen unſere Reiſenden zu Anfang März von dem ſchönen Sizilien und den liebenswürdigen Gaſtfreunden in Catania Abſchied, um ſich freilich zunächſt nur

langſam von Station zu Station wieder dem Norden und ſomit der Heimat zuzuwenden. Der erſte längere Aufenthalt wurde wieder in Neapel gemacht. Ueber letztere Stadt ſchreibt Stähelin u. a.: „Um ein charakteriſtiſches Bild des neapolitaniſchen Lebens geben zu können, ſollte man nicht nur ein lebendiger und nach allen Seiten offener Photographienkaſten ſein, ſondern ähnliche Fixierungsmittel beſitzen für alle die ſonſtigen Eindrücke, mit denen die Außenwelt auch unſern übrigen Sinnesorganen ſich mitteilt, ſollte zum Bilde des Gemüſehändlers vom Lande, wie ſie zu Hunderten auf ihren Eſeln die Straßen durchreiten, auch die untermenſchlichen, ſeinem Laſttier abgelauſchten Töne wiedergeben können, womit er die Aufmerkſamkeit der Hausfrauen auf ſich zu lenken weiß, und beim zerlumpten Bettler die Meiſterſchaft im Modulieren der Stimme bis zu den rührendſten Klagetönen, und in jeder Straße alle die tauſendfältigen Gerüche, die aus den nach ihr ſich ungeſcheut öffnenden Verkaufsläden, Kneipen und Lokalen aller Art zu einem unbeſchreiblichen Ganzen ſich vereinigen. Wohl ſelten hat die Natur ihre ſchönſten und ihre widerlichſten Seiten ſo dicht nebeneinandergeſtellt wie hier, wo die Welt des Stoffes faſt in Verklärung, die Menſchenwelt, welche kein höheres Leben aus ihrer Natürlichkeit heraushebt, in traurigſter Entſtellung erſcheint.“

Auch hier dasſelbe ungünſtige Urteil über Kirche und Prieſterſchaft. Nach einer Schilderung der Kunſtdenkmäler in den Muſeen Neapels und in den Trümmern Pompejis mit all ihrem Glanz und Geſchmack, aber auch ihrer zum Teil widerlichen heidniſchen Sinnlichkeit wird die Frage aufgeworfen: „Aber wenn man dann von dieſen Ueberreſten des Paganismus hinweg die jetzigen Volkszuſtände ſich anſieht, iſt es viel beſſer geworden? Wenigſtens dieſen Kirchen mit ihren goldenen Zierraten und beleuchteten Altären und zahlloſen Heiligenbildern, dieſen Prieſtern gegenüber, dieſen Mönchen, aus denen Dummheit und rohe Sinnlichkeit herausſchaut, fühlt

man ſich immer noch recht heidniſch angemutet. Die Kirche iſt alles andre als die ſittliche Macht, welche in die Tiefen des Volkslebens und Volksgemütes ſich einſenkend das Wort wiederum Fleiſch werden läßt. Sie beläßt im Gegenteil dasſelbe in ſeiner natürlichen Roheit, Sinnlichkeit und Troſtloſigkeit, damit zufrieden, durch allerlei Magie es mit dem Scheine einer übernatürlichen Begnadigung und Begabung zu überkleiden. Da wird einem unſre proteſtantiſche Volkskirche wieder recht lieb und ſchätzbar und man lernt aus einer Vergleichung deſſen, was die germaniſchen Völker durch ſie geworden ſind, mit dem, was die romaniſchen geblieben ſind, die Wohlthat mit Händen greifen, welche wir ihr verdanken."

Einmal beſuchte er mit Kandidat B. Riggenbach, ſeinem ſpätern Kollegen an der Basler Fakultät, mit dem er ſchon in Catania zuſammengetroffen, die Ruinen von Päſtum. Er erzählt: „Vorwärts gings auf der breiten ſchönen kalabriſchen Straße dem alten Päſtum entgegen. Die Fahrt ins Innere gab uns doch ganz hübſche Stücke des eigentlichen ſüditalieniſchen Volkslebens zu ſchauen. Wir fuhren durch mehrere Dörfer hindurch, deren Armſeligkeit in unbegreiflichem Gegenſatz ſteht zu dem Reichtum des Feldes, der Wieſen und Weinpflanzungen rings umher — unbegreiflich, wenn man nicht wüßte, daß der größte Teil der Ländereien dem Adel und der Geiſtlichkeit gehörte, und die Leute, die hier wirklich im Schweiße ihres Angeſichtes arbeiten, vom Ertrag wenig zu genießen bekommen. An uns vorbei gingen Bettelmönche in braunen Kutten, den Bettelſack auf dem Rücken, fuhren dichtgeſtopfte Landkutſchen, vier auf dem Bock, ſechs im Bauch und ſechs auf dem Schwanz ſitzend, ritten kalabriſche Bauern, kräftige, trotzige Geſtalten, die Flinte auf dem Rücken, aber auch Truppen von Berſaglieri, welche uns den in der That zuweilen unheimlichen Menſchen und Orten gegenüber den beruhigenden Troſt ins Herz gaben, daß trotz aller üblen Nachrede der ſchützende Arm einer wohllöb-

lichen Polizei doch auch in dieſe Einſamkeit hineinreicht. Die von den erſten griechiſchen Erbauern dem Gott des Meeres geweihte, darum Poſeidonia, von den ſpätern römiſchen Eroberern Päſtum genannte Stadt, früher ſo berühmt um ihrer geſunden Lage und um der Menge der Roſen willen, die ſie umgaben, ſie iſt jetzt eine weite, ſumpfige Ebene, in welcher das Geſpenſt der Malaria haust und die armſeligen paar Bewohner bis in die elenden Hütten hinein verfolgt, die ſie aus den Trümmerſteinen der Vergangenheit ſich zuſammengebaut haben. Um ſo großartiger und überwältigender iſt nun aber auch der Eindruck, wenn man vor den drei Tempeln ſteht, die allein, ſie aber mit allen Säulen und in ihren vollen urſprünglichen Umriſſen, aus jener Vergangenheit übrig geblieben ſind und in dieſer Grabesſtille als einſame Zeugen einer toten Vorwelt zu uns reden. Der älteſte iſt zugleich der edelſte, in allen ſeinen Verhältniſſen am vollendetſten in ſich zuſammenſtimmende, die in Stein gehauene Harmonie von feſtem Daſein und leichtem Emporſtreben, die klaſſiſche, künſtleriſche Darſtellung einer bewegten Ruhe und in ſich zurückfließenden Bewegung, wie in der Natur das Meer, welches durch die Säulen hindurchſchimmert und deſſen Gott der Tempel feiern ſoll."

Gerne würde ich dem Leſer die Freude gönnen, unter Stähelins Leitung die denkwürdigen Stätten von Pompeji und dann wieder die zauberhaft ſchönen Geſtade von Amalfi, Sorrent und Capri zu beſuchen, aber wir begleiten ihn nach Rom, freilich um auch da nur einzelnes von dem Vielen und Großen, was ſein ſo überaus verſtändnisvoller, empfänglicher Sinn in ſich aufgenommen, mitzugenießen. Er freut ſich in der ſixtiniſchen Kapelle, wie ganz anders doch die Gebilde der Kunſt wirken, wenn ſie ſtatt in „Gallerien prinziplos durch einander gemengt und wie zu unförmlichen Blumenſträußen zuſammengehäuft an der Stelle geblieben ſind und in der Umgebung geſchaut werden, für welche ſie urſprünglich geſchaffen

ſind, und in welche die Phantaſie des Künſtlers ſie hineingedacht hat. Und zumal hier, wo ein Geiſt, ein Gedanke alles durchhaucht, wo die reichſte, tiefſte, ernſteſte, künſtleriſche Phantaſie, die Gott in eine Menſchenbruſt gelegt hat, durch jahrelange, einſame, ununterbrochene Arbeit ſich in einer Bilderwelt offenbart, die in allen ihren Geſtalten von Anfang bis zu Ende ein großartiges Gedicht von Gottes Macht und Weisheit, von des Menſchen Anfängen und Endzielen, ſeinem Werden und Sein, ſeinem Hoffen und ſeinem Schmerz und ſeiner Sehnſucht ſich in die Seele hinein ſenkt. Michelangelo hat hier das in Farben wiedergegeben, was, wie er in einem Sonette ſo ſchön ſagt, ‚des Himmels Gnade ihm ins Herz geſchrieben.‘ Es kam vor, daß er des Nachts dort oben auf ſeinem Gerüſt ſchlief. So ganz ergoß er ſein Leben in die Geſtalten hinein, die er ſchuf, die Kunſt war im höchſten Sinne des Worts ſein Heiligtum, dem ſeine Seele, ſeine Liebe allein gehörte, und in dem ſie ſich mit Gott, der unendlichen Schönheit und Harmonie, vereinigt fühlte.“

Und zu Raſaels Stanzen ſich wendend ſagt er: „Man glaubt hier eher als auf die Deckenfresken Michelangelos durch Stiche vorbereitet zu ſein, aber es iſt ein Gegenſatz wie von Schatten und Leben, von Verheißung und Erfüllung, und die Ueberraſchung, womit das an jene ſo ſchönen Kupferſtiche gewöhnte Auge hier vor dem großen, farbigen, lebendigen Bilde ſelbſt ſteht, ſie gab mir eine Vorſtellung von jener andern größern, wenn einmal die mit den irdiſchen Schattenbildern der himmliſchen Vollendung vertraute Seele zum wirklichen Schauen und Erleben derſelben erwacht ſein wird. Und vor einer Vollendung ſteht man ja auch hier, einer irdiſchen allerdings, aber doch einer ſolchen, wo die Seele mit dem wirklichen, dem geſchichtlichen Leben ganz eins, ganz Herrin darüber geworden iſt und als ein geiſtig erfaßtes, geiſtig umgeſchaffenes es rein und voll durch den äußern Stoff hindurchleuchten läßt; man

ſteht davor mit dem Eindruck, vor dem Höchſten zu ſtehen, was überhaupt die menſchliche Phantaſie dem Leben abzugewinnen, die menſchliche Kunſt im Stoff darzuſtellen fähig iſt."

„Bevor man zu Rafaels Gemälden gelangt, kommt man durch einige Prunkgemächer, welche der jetzige Papſt (d. h. Pius IX.) nach ſeinem Geſchmack, d. h. zu ſeiner Verherrlichung hat bemalen laſſen. Die Proklamation ſeines Mariendogmas nimmt darin natürlich die erſte Stelle ein; das Hauptbild, welches eine lange Wand bedeckt, ſtellt Pius ſelbſt dar, wie er in der Mitte einer großen Verſammlung von Kirchenfürſten das Dogma proklamiert; ſie alle umſtehen oder umknieen ihn in gehorſamer Demut, indes oben die Gemeinſchaft der Heiligen ſichtbar wird und mit anerkennender Bewunderung der neuen vom Papſt ausgehenden Lehre lauſcht. Ein Lichtſtrahl geht vom Himmel auf den Papſt hernieder, iſt doch ſein Kopf nach römiſcher Lehre das einzige Loch, das der liebe Gott uns blinden Menſchen für ſeine Sonnenſtrahlen noch übrig gelaſſen hat, und nicht nur das Reden ex cathedra, ſondern jede Allokution, jedes unbedeutende Wort, das der Papſt bei ſeinen Audienzen an ſeine Beſucher richtet, wird von den klerikalen Blättern als neues Orakel, als neuer Leitſtern in der Nacht des Lebens demütig begrüßt. Doppelt wohl thut es, von dieſen Bildern hinweg vor die Schule von Athen ſich zu flüchten und in der friſchen, klaren Luft, die unter dieſen freien Hallen und dieſen geiſtig bewegten Gruppen weht, wieder aufzuatmen."

Damals, im März 1872, weilte in Rom ein Mann, der durch ſein Auftreten gegen die Irrtümer und Mißbräuche des Katholizismus die allgemeine Aufmerkſamkeit auf ſich zog — Pater Hyacinth. Noch im Jahre 1868 hatte ihn der Papſt, obſchon er von ſeinen ketzeriſchen Aeußerungen wußte, mit Anſpielung auf ſeinen doppelſinnigen Namen „leuchtende Blume und köſtlicher Stein" genannt und mit Lobſprüchen überhäuft. Jetzt war er als ein vom

heil. Vater Exkommunizierter in die Metropole der katholischen Christenheit gekommen, um in einem Konzertsaal fünf Vorträge über die Reform des Katholizismus zu halten. Stähelin gelang es, zwei dieser Vorträge zu hören, den einen über das Cölibat, den andern über die Beichte. Er ist entzückt von der feinen, gewinnenden Erscheinung, von der edlen, und hinreißenden Beredsamkeit des geistreichen Franzosen, wie er die schauerlichen Mißstände des erzwungenen Cölibats und die mißbräuchliche Anwendung der Beichte so zart und doch so offen aufdeckte, den Segen des ehelichen Lebens und die Erhabenheit des allgemeinen Priestertums so herrlich zu schildern wußte, muß aber die Halbheit tadeln, die ihn aus der Befangenheit in mönchischen und katholischen Idealen nicht herauskommen läßt, sondern ihn immer wieder nötigt, das was er soeben mit Erfolg angegriffen, zu idealisieren, um es schließlich doch beibehalten zu können. Fein und treffend lautet das Schlußurteil Stähelins über Hyacinth: „Ein Katholik, der durch das rosenrote Glas einer solchen Idealisierung seine Kirche ansieht und in der Begeisterung über das Geschaute ausruht, der kann allerdings, Rom im Hintergrunde und von einem leisen Duft des Märtyrertums umgeben, vor einem gewählten Publikum schöne und hinreißende Vorträge halten, er kann gewiß auch manche Uebelstände angreifen und in manchen einzelnen Punkten anregend und erbaulich wirken, aber ein prophetischer Geist, vor dessen Auge über den Trümmern des dem Gericht Verfallenen ein neues, Lebensfähiges sich aufbaut, ein Held, der wie Luther und seine Genossen mit fester Hand und todesmutig in das dem Verderben entgegenrollende Rad hineingreift und der verderbten Wirklichkeit seiner Kirche die volle Konsequenz eines höhern neugestaltenden Prinzips entgegenhält, mit einem Wort ein Reformator wird er so nicht werden. Er bleibt der ernst-fromme, erleuchtete Katholik, an dessen zartbesaitetem Gemüt zwar die Ideale des evangelischen Christentums, ebenso wie diejenigen des modernen Huma-

nismus, wie ſie ja in ihrem tiefſten Grunde einander weſensverwandt und befreundet ſind, vollen Wiederhall und die Schäden der beſtehenden katholiſchen Kirche ebenſo mächtigen Widerſpruch finden und der beidem durch ſeine ganz außerordentliche redneriſche Begabung auch den gewaltigſten Ausdruck zu verleihen vermag, deſſen Worte aber niemals neues Feuer auf dem Altar entzünden, niemals größere Maſſen zu einer Neugeſtaltung der Kirche entflammen werden."

Stähelin nennt die in Rom verbrachte Zeit die geiſtig reichſte, die er über alles Erwarten hatte ausnützen können und blickte nun, auf der Heimreiſe begriffen, froh hinaus in das „altgewohnte, mit Pflichten und Aufgaben friedſam geſättigte Leben." Doch ſollte ihm dieſe Ausſicht ſchmerzlich getrübt werden. Zufällig waren der Hausarzt aus Arlesheim, ſowie der Basler Augenarzt damals in Rom anweſend. Ihre Befunde über Stähelins Geſundheit lauteten nach vorgenommener Unterſuchung dahin, daß ſein Zuſtand ſich zwar gebeſſert, aber nicht ſo weit gekräftigt habe, daß er an eine Wiederaufnahme ſeiner pfarramtlichen Thätigkeit denken dürfe. Die Lunge ſei zwar geheilt, aber ſehr der Schonung bedürftig und dürfe den Strapazen des Pfarramtes nicht ausgeſetzt werden und die geſchwächte Sehkraft der Augen geſtatte ihm nicht länger als vier Stunden des Tages zu leſen. Das waren niederſchmetternde Berichte. Hinter ihm war die Brücke abgebrochen und vor ihm lag eine dunkle, uferloſe Zukunft. Das praktiſche Amt ihm verſchloſſen und dem akademiſchen neue Schwierigkeiten in den Weg gelegt. Dazu kamen die alten Zweifel an ſeiner Befähigung, die alten Klagen über ſeine Schwäche und Unzulänglichkeit, wie es ihm an der Freiheit des Ausdrucks und an der Gabe für mündliche Rede einerſeits und andererſeits an der körperlichen und geiſtigen Kraft fehle, durch eine ſorgfältige ſchriftliche Vorbereitung dieſen Mangel zu erſetzen." Von der Heimat aus wurde alles gethan ihn zu tröſten, ihm ſeine Lage zu erleichtern und die Wege zu ebnen.

Hilfreich erklärte ſich ſein Vater zu Opfern bereit. Die Schwiegereltern boten ihm ihr Haus an, bis er eine feſte akademiſche Stellung ſich erworben hätte. Der Schwiegervater erinnert ihn, wie nicht die Kanzel, ſondern der Katheder ſeine eigentliche, wenn auch noch nicht erworbene Heimat ſei und wie die entſchiedenſte Begabung, alſo ſein Beruf ihn dahin weiſe; die ihm auferlegte Augendiät dürfe ihn nicht entmutigen, er ſei geiſtig ſo ausgerüſtet, daß er in vier täglichen Stunden mehr vor ſich bringe als unſereiner in zehn bis zwölf. Die Mutter ſchätzt ſich glücklich, die geliebten Kinder und das Enkelchen bei ſich zu haben, ihrem Schwiegerſohn tragen zu helfen — ſie bietet ſich zum Vorleſen und Abſchreiben an und ruft ihm zu: Friſchauf, Gott wird durchhelfen und alles zum Segen wenden, die Feſſeln werden ſpringen oder wenigſtens allmählich ſich löſen. Nimm deine Sorgen und wirf ſie ins Meer, du haſt es ja ganz nahe in deinem ſchönen Italien!

Ihm ſelbſt wurde es unſäglich ſchwer, dieſes Anerbieten anzunehmen, „immer nur empfangen zu müſſen und ſelbſt nichts leiſten zu können.“ Welche heiße Kämpfe ihm die Entſcheidung gekoſtet und wie fromm und demütig er ſich in ſein Schickſal gefunden, zeigt die folgende Stelle eines Briefes, den er Oſtern 1872 an die Schwiegereltern richtet: „Ich habe nun vor allem, ſo ſchmerzhaft mir das auch ſein mag, meine Arbeits- und Erwerbsunfähigkeit und meine Abhängigkeit als gegebene Thatſache anzuerkennen und als unter Gottes Willen mich darunter zu beugen und darf denn, ſei's auch zunächſt mit dem beſchämenden und wehmütigen Gefühl eines Schiffbrüchigen, dankbar die Zufluchtsſtätte annehmen, auf welche Ihr mit ſo zarter, hilfreicher Liebe mich hinweiſt. Es iſt nicht eigene Wahl und nicht eigenwilliges Trachten nach hohen Dingen, ſondern der unverkennbare Zwang der Umſtände, welcher mich mit meinem Schiffchen dahin treibt, wo es ja allerdings am beſten und am freundlichſten geborgen iſt, und von wo es am eheſten wieder, wenn

ſeine Riſſe geheilt und ſeine Schäden geflickt ſind, auf die Höhe wird hinausfahren können; es iſt die Freundlichkeit Gottes, die auch im Sturme nicht ganz untergehen läßt und zu dem Hafen uns hintreibt, in welchem wir arme Schiffbrüchige beſſer als irgendwo ſonſt in der Welt vor den hochgehenden Wogen uns bergen dürfen und unter den Sonnenſtrahlen Eurer Liebe der Zeit warten und auf die Zeit uns rüſten, wo ſie ſich wieder legen und die Ziele unſerer Zukunft aus den dunklen Wolken wieder hervortreten werden. . . . . Meine Kraft iſt zu Ende. Ich fühle erſt jetzt, da er vorüber iſt, den Kampf, den mir der Entſchluß gekoſtet hat. Helft uns beten, daß der Auferſtandene auch in unſer Herz ſein: Friede ſei mit euch! hineinrufe."

Nun ging es mit raſchen Schritten dem Norden und der Heimat zu und zwar in der geiſtig ſo überaus gewinnreichen Geſellſchaft von Prof. Schultz, mit welchem Stähelin ſchon in Rom genußreiche Stunden verlebt hatte. Begleiten wir ihn noch auf den Rathausplatz von Florenz, um auch hier ſein feinſinniges, ſicheres und gerechtes Urteil zu hören. „Florenz iſt noch voll von den Denkmälern ſeiner großen Vergangenheit und dieſelben wirken um ſo mächtiger, da ſie alle einen Charakter an ſich tragen, alle das Streben und Schaffen, die Bedeutung und die Aufgabe der Renaiſſance vergegenwärtigen. Dieſe Paläſte mit ihren gewaltigen Quadern und ſtolzen Zinnen, ſie ſagen es deutlich, was für Kraftmenſchen hier gewohnt, und welch ein reiches und ſtolzes Leben ſich hier entfaltet hat. Hier in Florenz predigen es die Steine, daß der Humanismus ſo gut wie die Reformation nicht der Willkür Einzelner ſein Daſein verdankt, ſondern als gottgewollte Notwendigkeit von Dante an und von Giotto bis zu Michelangelo und Rafael und den eigentlich ſogenannten Humaniſten als eine in wunderbarer Zuſammenſtimmung ſich ablöſende und ſich ergänzende Kette individueller Arbeiten und Leiſtungen in das geiſtige Leben

der europäiſchen Menſchheit eingetreten und als ſolche ſich Geltung zu verſchaffen und auf Anerkennung zu dringen berechtigt iſt. Freilich auf demſelben Platz der Signoria wo Michelangelo's David ſteht, iſt auch Savonarola verbrannt worden. Die tiefſte Aufgabe, welche dem Volk in dieſer Zeit geſtellt war und gewiß auch an dieſes Volk im Ernſt und in der Wahrheit herangetreten iſt, hat es von ſich abgewieſen und damit die Kraft zur eigenen bleibenden Verjüngung. Es hat Bauſteine geliefert, ohne ſie auf dem ewigen Heilsgrund ſelbſt zu einem Bau werden zu laſſen, welcher die Stürme und die Mächte des Verderbens zu überdauern im ſtande geweſen wäre."

In Bologna geſtattete die Mittagspauſe auch die Betrachtung von Rafaels heiliger Cäcilia. „Der Eindruck, den das Bild auf die Seele macht, iſt nicht zu beſchreiben; man hat ſelbſt gleich der Heiligen etwas von Klängen einer überirdiſchen, verklärten Welt vernommen, in einen Himmel der Harmonie hineingeſchaut, daß man die eigenen Werkzeuge hinweglegen und ſtill anſchauend den preiſen muß, welcher ſolche Ahnungen, ſolche Verheißungen uns ins arme Erdenleben hineingegeben hat."

Am Abend des 2. Mai führte die Gondel die Reiſenden noch durch die ſtillen Waſſerſtraßen der Lagunenſtadt zu den großen, halbverfallenen Marmorpaläſten, welche von dieſen Straßen beſpült werden, und von dem entſchwundenen Glanz und Reichtum der Königin des Meeres Kunde geben. „Aber man ſcheidet von Venedig in anderer Stimmung als von Florenz, dankbar allerdings, es geſehen zu haben und mit einem unauslöſchlichen Eindruck in der Seele, aber ohne eigentliches Heimweh, ohne das Bedürfnis eines längern Verweilens, ohne das Bewußtſein, hier mit einem Geiſtesleben in Berührung gekommen zu ſein, an dem man noch lange zehren und ſich nähren könnte, mit dem alles andere überwältigenden Eindruck von der Flüchtigkeit irdiſchen Glückes und der Vergänglichkeit irdiſcher Herrlichkeit."

Am Tage vor Pfingsten langten sie nach siebenmonatlicher Abwesenheit in Basel an, dankbar für Gottes Durchhilfe und Bewahrung und trotz aller Sorge beim Ausblick in die Zukunft doch mit dem Bekenntnisse: der Herr hat großes an uns gethan.

Mit einer exegetischen Arbeit über eine schwierige, vielumstrittene Stelle des ersten Thessalonicher Briefes[1]) erwarb sich Stähelin im Frühjahr 1873 die venia docendi. Bald darauf folgte die Probevorlesung über Erasmus Stellung zur Reformation. Der Vortragende suchte zu zeigen, wie Erasmus bei allem Mangel an Kraft des Charakters und Tiefe des religiösen Lebens doch „für alle Zeiten dem werdenden Protestantismus die Macht an die Seite gab, in deren Bund allein er damals schon die Geister erobern und als geschichtliche Potenz sich erhalten konnte und in deren Bund allein er für die Zukunft geschichtliche Macht bleiben, seine Heilsgüter rein und frisch erhalten und seinem universalen Beruf genügen wird — dem Humanismus."

Beim Nachhausegehen sagte Prof. Riggenbach zu einem Kollegen: Der (Stähelin) muß Ordinarius werden. Damit hatte sich Stähelin definitiv dem kirchenhistorischen Fach und zwar dem reformationsgeschichtlichen zugewendet, nachdem ihn früher sowohl Neigung als Kenntnisse, abgesehen vom Neuen Testament, auch an die alttestamentliche und die dogmatische Disziplin hatten denken lassen. Aber Hagenbach, der ihn zu seinem Nachfolger wünschte, munterte ihn zu den kirchengeschichtlichen Studien auf. Ueber die Art, wie er seinen Beruf als akademischer Lehrer auffaßte, spricht er sich folgendermaßen aus: „Ich würde mich am liebsten noch ganz und werde mich jedenfalls so viel als möglich von dem Streit der kirchlichen Parteien fern halten, um mich vor allen Dingen in meine Berufsaufgabe, das Studium und den Verkehr mit den Studenten,

[1]) Siehe Anhang.

hineinzuleben, denn ich ſehe den letzten Punkt als einen gerade ebenſo wichtigen Teil unſeres Amtes an als den erſteren, und bitte nur Gott, daß er mich dazu in immer reicherm Maße tüchtig machen möge." Die Stelle des Vorſtehers am theol. Alumneum, die ihm gleich im Jahre 1872 beim Rücktritt Pfarrer Legrands angetragen wurde, wäre er deshalb anzunehmen nicht abgeneigt geweſen, wenn nicht allerhand Bedenken, die von damaligen engherzigen Freunden dieſes Inſtituts in nicht ſehr delikater Weiſe gegen ſeine Perſon und ſeine theol. Richtung erhoben wurden, ihm eine Zuſage unmöglich gemacht hätten. Sobald er ſich aus dem unerquicklichen Werdeprozeß eines akadem. Dozenten einigermaßen herausgearbeitet hatte, begann ſeine jetzige Thätigkeit ihm Freude zu bereiten. So ſchreibt er im Jahre 1873 an einen Freund: „Gottlob, daß dieſe Periode hinter mir liegt und im Schwimmen ſelbſt der Schauder ſich glücklich verloren hat, der vor dem Sprung ins Waſſer und während desſelben Leib und Seele durchrieſelt. Ich fühle mich gegenüber den paar Studenten, die ſich meiner erbarmt haben, recht glücklich, ich würde ſagen in meinem Element, wenn dabei nur das eigene Gefühl und die eigene Freudigkeit maßgebend ſein dürften." Im folgenden zweiten Semeſter ſchwang er ſich, wie er ſelbſt ſagt hauptſächlich zu ſeiner eigenen Orientierung und Begriffsklärung, zu einem Kolleg über Religionsphiloſophie auf und bekam auch ein ganzes Dutzend Zuhörer an ſeine Flügel. Er hofft, das Wachs möge nicht allzu raſch ſchmelzen, will ſich übrigens vor allzu hohem Fluge hüten. Denn es geſchehe mehr aus Pflicht als aus Anmaßung, daß er ſeinem doch mehr basleriſchen als philoſophiſchen Kopf eine derartige Leiſtung zumute. [1])

[1]) Wir geben hier eine Zuſammenſtellung der von Stähelin in dem Zeitraum 1873–1900 geleſenen Kollegien. Außer den Hauptkollegien der Kirchengeſchichte ſeit der Reformation und der Dogmengeſchichte, die einander in einem Jahres-Kurs jeweilen ablöſten, nennen die Lektions-Kataloge: Leben und Lehre Schleiermachers, Religionsphiloſophie, Theſſalonicherbriefe, Ge-

Am 7. Juni 1874 ſtarb Hagenbach. Stähelin ſchreibt darüber an die Freunde: „Mir iſt durch ſeinen Tod viel genommen worden, nicht bloß ein Berater und ein Halt in den theologiſchen wie in den allgemeinen kirchlichen Angelegenheiten, ſondern auch ein Freund, ein väterlicher Freund, mit dem ich während der letzten Jahre immer intimer verkehrt und deſſen Geiſtesfriſche, Gemütstiefe und Glaubensinnigkeit ich immer mehr ſchätzen gelernt hatte. In den Kämpfen, denen unſere Basler Kirche mit Sicherheit entgegengeht, wird ſein mildes und bei aller Anfeindung doch immer in Ehren gehaltenes Wort ſchmerzlich vermißt werden." Stähelin wurde zu ſeinem Nachfolger ernannt, zunächſt mit dem Titel eines außerordentlichen Profeſſors. Im folgenden Jahre (1875) rückte er in die ordentliche Profeſſur ein und 1880 wurde ihm die ebenfalls von Hagenbach bekleidete, mit einer Amtswohnung verbundene Stelle eines Lektors am Frey-Grynäiſchen Inſtitut übertragen. Seit ſeiner Ernennung zum Ordinarius konnte er ſich der zeit- und kraftraubenden Unterrichtsſtunden, die er am (untern) Gymnaſium erteilte, nach und nach entledigen, freilich um vom Jahr 1883 an den Religionsunterricht an der oberſten Klaſſe des Pädagogiums zu übernehmen. Die neue Profeſſorswürde, äußerte er einem Freunde gegenüber, hange ihm für jetzt noch etwas ſchlottrig um ſeine kleine Perſon herum. Und nun, da er ſie endlich habe, fühle er ſich ihrer erſt recht unwürdig, zumal vor den Augen deſſen, der ihn ſo wunderbar und doch ſo freundlich dazu geführt und ihm ſo vieles habe vergeben, zudecken und zurechtſtellen müſſen, und noch immer das Beſte thun müſſe, wenn das hohe und verantwortungsvolle Amt nicht in eine durchaus unwürdige Hand ſolle gelegt ſein.

ſchichte der Theologie des XIX. Jahrhunderts, Geſchichte der evangeliſchen Miſſion, Geſchichte der Predigt, Theologie Zwinglis, Theol. Encyklopädie. Dann wurden in Seminarien und Konverſatorien in diskurſiver Weiſe behandelt: Tertullians Apologeticus, Melanchthons Loci, die Helvetiſche Konfeſſion, Calvins Institutio, Schleiermachers Encyllopädie u. a. m.

Stähelin war kein glänzender Dozent. Die Gabe der fließenden Rede ſtand ihm nicht zu Gebote, ebenſo fehlte ſeinem Vortrag das Pathos, nicht bloß das ſchlechte. Sein Stil, der ſich in eng zuſammengedrängten Sätzen und meiſt langen verſchlungenen Perioden bewegte, war zwar an ſich durchaus klar und durchſichtig und dem aufmerkſamen, nachdenkenden Leſer ohne weiteres verſtändlich, doch hatte der Hörer mehr Mühe zu folgen, beſonders weil der Redner nicht ohne Stocken vortrug und das undeutlich geſchriebene, häufig korrigierte Manuſkript nicht immer ohne Anſtoß zu leſen vermochte. Die Oberflächlichen unter den Studenten ſtießen ſich an dieſen äußern Mängeln, der große Haufe fand, die Klarheit der Darſtellung und Durchſichtigkeit der Anordnung ermögliche die bequeme Herſtellung eines wertvollen Kollegienheftes; diejenigen aber ſeiner Schüler, die ſich über das Durchſchnittsniveau erhoben und ernſteres wiſſenſchaftliches Streben zeigten, ſtaunten ob ſeinem reichen, vielſeitigen Wiſſen, bewunderten die Feinheit und Gerechtigkeit des Hiſtorikers, der überall den Motiven der Handlungen und dem Werden der Perſönlichkeiten nachforſchte und jede Erſcheinung im Rahmen ihrer Zeit zu würdigen beſtrebt war. Und wie ernſt und gewiſſenhaft nahm er es mit den Vorſtudien und der Ausarbeitung ſeiner Vorleſungen. Schon nach Schiers läßt er ſich durch einen Freund in Baſel verſchiedene Werke von Plato und Ariſtoteles ſenden, „ohne deren gründliche Kenntnis er nicht mit gutem Gewiſſen an das Studium der älteſten Kirchengeſchichte gehen könne.“ Und endlich, bei aller Unbefangenheit der wiſſenſchaftlichen Forſchung, bei allem Fernhalten des ordinär Erbaulichen ſpürte man bei ihm im Kolleg wie im perſönlichen Umgang ein warmes, liebendes Verſtändnis für die Kirche und ihre Aufgaben; er blieb ſich deſſen ſtets bewußt, daß er im letzten Grunde der Kirche zu dienen und die künftigen Diener derſelben zu lehren und zu bilden habe, und ohne daß er es ausdrücklich hervorhob, ließ er in der Geſchichte einen leitenden höhern Willen

erkennen. Das gab ſeinen Vorträgen Leben und religiöſe Weihe. Einer ſeiner Schüler hat es deshalb an ſeinem offenen Grabe bezeugt: „Bei ihm Kirchengeſchichte ſtudieren, hieß an Gott glauben lernen.“ Stähelin wollte nicht in dem Sinne akademiſcher Lehrer ſein, daß er ſich damit begnügte, die ihm zu Füßen ſitzenden Studenten vom erhabenen Katheder aus zu belehren. Es lag ihm daran, mit denſelben in perſönlichen Verkehr zu kommen. Zu dieſem Zwecke übte er eine reichliche, für ſeine der Schonung bedürftige Geſundheit nicht immer bequeme Gaſtfreundſchaft. Das warme Intereſſe, das er am Studiengang ſeiner Schüler, ſowie an ihrem ſpätern Ergehen nahm, bekundete ſich in freudiger Anerkennung guter Reſultate und vielleicht, ſeiner kritiſchen Art entſprechend, noch häufiger in kräftigem Schelten, womit er ſeinem Aerger über minderwertige Leiſtungen Luft machte. Wie gut er die jungen Theologen kannte und wie gerecht er ſie zu beurteilen wußte, das trat beſonders in den Sitzungen der theologiſchen Konkordatsbehörde zu tage, welcher er ſeit 1880 als Erſatzmann ſeines Schwiegervaters und ſeit 1892 als offizieller Vertreter Baſels angehörte. Da war es ihm, wie der derzeitige Präſident dieſer Behörde bei ſeinem Tode bezeugte, ein Herzensanliegen, der Kirche nur würdige Diener zuzuführen und unwürdige von ihr fernzuhalten. Wie verſtand er es, wenn er examinierte, in zarter, aber deutlicher Weiſe die wiſſenſchaftlichen Blößen des Kandidaten aufzudecken und nachher bei der Taxation ſelbſt verſchuldete Unwiſſenheit und Mangel an Begabung und an Schlagfertigkeit, oberflächliches, ſittlich ſchlaffes, verbummeltes Weſen und redliches, ernſtes Streben zu ſchätzen und abzuwägen. Nicht bloß als Examinator in verſchiedenen Fächern, wie Kirchengeſchichte, Dogmatik, Neues Teſtament und Ethik, ſondern auch als Kenner des Studienganges und der perſönlichen Qualifikation der Examinanden und als billiger Beurteiler der zum geiſtlichen Amt gehörigen wiſſenſchaftlichen und praktiſchen Erforder-

niſſe — iſt er wohl ſeit Finslers Austritt das hervorragendſte und einflußreichſte Mitglied des theologiſchen Konkordats geweſen.

Im Basler Alumneum iſt es Sitte, daß zum Beginn des Semeſters ein akademiſcher Lehrer vor verſammeltem Anſtaltsvorſtand eine Anſprache an die Alumnen richtet. Stähelin, welcher der Alumneumskommiſſion ſeit 1889 angehörte, hat dieſe Aufgabe mehrmals übernommen. Einmal legt er den Studierenden die Pflicht nicht bloß eines fleißigen und treuen, ſondern eines geordneten und planmäßigen Arbeitens ans Herz. Oder er fordert ſie zu gewiſſenhaftem Schriftſtudium auf. „Bemühen Sie ſich, ruft er ihnen zu, wenigſtens die wichtigſten unter den bibliſchen Büchern in ihrem innern Zuſammenhang und ihrer geſchichtlichen Stellung nach ſich klar zu machen und Sie werden auf dieſem Wege bis zu einer Sicherheit und Freiheit in der Aneignung des Stoffes gelangen, die Ihnen auf den verſchiedenſten Gebieten, dem ſyſtematiſchen und dem praktiſchen, ſowie dem exegetiſchen zur Förderung gereichen wird. Es mag ſein, daß die Arbeit Ihnen in manchen Teilen trocken und unerbaulich vorkommt und ihre Reſultate von der Auffaſſung abweichen, mit der Sie zuerſt unter dem Einfluß der kirchlichen Ueberlieferung an die Bibel herangetreten ſind. Aber je mehr dieſe Ihre Auffaſſung Ihnen wirklich aus der Vertiefung in die Schrift ſelbſt, nicht durch äußere Kritik ſich gebildet hat, umſomehr dürfen Sie deſſen gewiß ſein, daß der Geiſt der Wahrheit Sie zu ihr hingeleitet hat und daß Sie mit Ihrer Arbeit auch der wahren Erbauung der eigenen wie der der Kirche dienen werden."

Eingehender beſpricht er die jetzt ſo viel erörterte und beklagte und für den ernſten Theologen oft ſo bemühende und verwirrende Diskrepanz zwiſchen den Aufgaben des Studiums und des praktiſchen Amtes in einer erſt im Herbſte 1899 gehaltenen Alumneumsrede. Er ſagt da u. a. das Folgende: „In erſter Linie muß darauf hingewieſen werden, daß der Zuſammenhang zwiſchen Studium und

Amt vor allem persönlich erfaßt und im persönlich praktischen Leben erfahren werden muß, wenn er auf wissenschaftlichem Gebiet richtig erkannt werden und zum Ziele führen soll. Wer ein Bischofsamt begehrt, sagt der Apostel, der begehrt ein köstliches Amt. Wer sich für den Dienst der Kirche vorbereitet, der soll es sich von Anfang an gesagt sein lassen, daß er dereinst die Aufgabe haben wird, der Seelsorger und Berater einer zum ewigen Leben berufenen, aus der Knechtschaft der Sünde zur Freiheit der Kinder Gottes zu erziehenden Gemeinde zu sein. Er wird sich in dieser Thätigkeit Hemmnissen gegenüber gestellt sehen, denen er nichts als die moralische Kraft seiner Persönlichkeit entgegensetzen kann. Er soll das Wort Gottes verkündigen, nicht bloß als der Ausleger einer ihm fremden, von der Kirche überlieferten Glaubenswahrheit, sondern in dem Sinne, in welchem Zwingli das geistliche Amt mit dem der Propheten zusammengestellt hat, als ein selbst von der Wahrheit ergriffener und begeisterter Zeuge und Bote des von Gott geoffenbarten Heils. Bei keinem andern Beruf wird also der Schwerpunkt eines erfolgreichen Wirkens so sehr auf der Person liegen, kein anderes Studium erheischt wie das seinige auch schon zu seinem richtigen Verständnis so sehr der Sympathie des eigenen persönlichen Wesens und die Bestätigung der eigenen religiösen Erfahrung, und so wird es für den Theologen die Grundbedingung schon eines erfolgreichen Studiums bleiben, daß er das, was er zunächst in der Form des Wissens und der wissenschaftlichen Arbeit sich aneiguet, in seinen persönlichen Lebensgrund aufzunehmen und mit der Gestaltung seines eigenen äußern und innern Lebens in Harmonie zu setzen hat. . . . . Allerdings kann es gerade bei einer treuen, auf die Sache gerichteten (wissenschaftlichen) Arbeit geschehen, daß uns durch sie jener persönliche Zusammenhang zwischen dem Studium und dem Amt wieder scheint in Frage gestellt zu werden, den wir soeben als eine unerläßliche Bedingung für das Gedeihen aller

theologiſchen Arbeit erkannt haben. Man kann im Verlauf des Studiums an dem irre werden, was man beim Beginn desſelben als zum Weſen des evangeliſchen Glaubens gehörend betrachtet hatte. Man ſieht ſich genötigt, den Inhalt dieſes Glaubens neu zu prüfen und nicht immer führt dieſe Prüfung zu einer einfachen Beſtätigung deſſen, was man früher in ihm gefunden und beſeſſen hatte, und was man vielleicht jetzt noch gerne als bleibenden Beſtandteil desſelben feſthalten möchte. In ſolchen Kriſen kann ſich die Frage aufs Gewiſſen legen, ob man unter dieſen Umſtänden überhaupt noch ein Recht habe, einem Beruf treu zu bleiben, dem man ſich vielleicht unter ganz andern Vorausſetzungen gewidmet hatte, mit andern Worten, ob jener perſönliche Zuſammenhang mit der Sache noch vorhanden iſt, von dem, wie wir geſehen haben, der Erfolg wie die Freudigkeit unſerer theologiſchen Arbeit abhängt. Aber gerade in ſolchen Kriſen dürfen Sie ſich des Wortes getröſten, daß Gott es den Aufrichtigen gelingen läßt, Sie dürfen überzeugt ſein, daß Sie gerade durch ſie der Wahrheit, die Sie verkündigen ſollen, nicht ferner, ſondern näher gerückt ſind, und daß die Wege gerade zu den höchſten Zielen oft rauh und mühſam ſich hinaufwinden und oft lange die Ausſicht, die ſich am Ende derſelben eröffnet, noch verbergen. Als Jeſus ſeine Jünger in die Welt hinausſandte, um von ihm zu zeugen und ſein Reich auszubreiten, da war auch in ihrem Glauben noch manches unſicher und unfertig und er hat ihnen nur die Eine Frage vorgelegt, ob ſie ihn lieb hätten und in ſeinem Dienſt ihr Leben und ihre Befriedigung finden wollten, und wenn ſie dieſe Frage bejahen konnten, ſo durften ſie gewiß ſein, daß ihr Wirken in ſeinen Dienſt geſtellt war und daß ſein Geiſt ſie auch weiter in die Erkenntnis deſſen, was ihnen zu dieſem Dienſt notwendig ſein würde, führen werde."

Im Herbſt 1888 erging an ihn in überaus ehrenvoller Weiſe der Ruf, an Stelle des nach Berlin überſiedelnden Prof. Harnack,

die Professur für Kirchengeschichte in Marburg zu übernehmen. Es wurde ihm überaus schwer, denselben abzulehnen, zumal von seiten des Kultusministeriums in Berlin wie der Kollegen in Marburg sein Kommen lebhaft gewünscht und in jeder Hinsicht auf das zuvorkommendste erleichtert wurde. Besonders Harnack ersuchte ihn mehrmals dringend, die Stelle anzunehmen. „Bedenken," schreibt er, „vermag ich überhaupt keine zu sehen, und ich meine, Familienrücksichten müßten möglichst in den Hintergrund treten, wo es sich um eine Vergrößerung des Wirkungskreises handelt." .... Und dann wieder: „Ich darf Ihnen als Freund und Kollege meine offene Meinung sagen, daß gerade Sie in Marburg ganz an Ihrem Platze sein und der Fakultät und Landeskirche zum Segen gereichen werden. Ich kenne Ihren Standpunkt und die Weise, wie Sie die Sachen und die Personen beurteilen und behandeln, wie ich glaube, genug, um zu wissen, daß Marburg an Ihnen den Mann erhalten wird, den es bedarf. Also lassen Sie, bitte ich Sie als Freund, die Zaghaftigkeit fahren und überlegen Sie sich — ohne Zaghaftigkeit — die Sache noch einmal." Wie aufrichtig dieses Drängen gemeint war, zeigt eine Aeußerung, die Harnack einige Jahre früher über Stähelins Gelehrsamkeit that, als dieser einige Zeit in Gießen zum Besuch weilte: Stähelin sei in älterer und neuerer Kirchengeschichte gleichmäßig eingehend zu Hause, was bei ihm nicht in dieser Weise der Fall sei.

Nach langem Zögern und Hin- und Herschreiben meldet er seinen Entschluß, in Basel zu bleiben, nach Berlin u. a. mit folgenden Worten: „Die Gründe, die mich zu dieser Entscheidung genötigt haben, liegen neben schwerwiegenden Familienrücksichten hauptsächlich in der Dankespflicht, welche ich der hiesigen Universität für die von ihr erfahrene und auch in kritischen Zeiten mir gewährte Nachsicht und Förderung schuldig bin und andererseits in der Befürchtung, daß das Verlassen eines von Jugend auf mir

ans Herz gewachſenen und an geiſtigen Gütern reichen Lebenskreiſes in meinem verhältnismäßig ſchon vorgerückten Alter ſich mir je länger je mehr als ein Verluſt zu empfinden geben müßte, den auch eine ſo namhafte Erweiterung des Wirkungskreiſes und eine ſo wertvolle Gemeinſchaft des wiſſenſchaftlichen Lebens, wie ſie Marburg mir bieten würde, nicht aufwiegen könnte."

Was die Familienrückſichten betrifft, ſo hat ein Basler Kollege, der Profeſſor der Medizin Fr. Mieſcher, dieſelben gewiß richtig präziſiert, wenn er an Stähelin ſchrieb: „Wenn Sie auch auf einen größern Wirkungskreis verzichtet haben, ſo werden Sie mehr und mehr in der Ueberzeugung beſtärkt werden, daß Sie namentlich auch als Familienvater mit heranwachſenden Kindern das Richtige gethan. Erwachſene Kinder und Buſchis kann man verpflanzen, die aufblühende Jugend aber ſteht in Gefahr, innerlich heimatlos zu werden. Das ſchweizeriſche Heimatgefühl geht verloren und ein deutſches wird doch nicht mehr gewonnen."

Aus den zahlreichen Kundgebungen der Freunde, die ſich über die Stähelin zu teil gewordene Ehrung und noch mehr über deſſen Entſchluß, dieſelbe auszuſchlagen, freuten, möge diejenige ſeines väterlichen Freundes, Antiſtes Finsler in Zürich, hier eine Stelle finden.

„Ich gratuliere aufrichtig zu dem überaus ehrenvollen Rufe, den Sie erhalten haben. Mich würde es jedoch unendlich freuen, wenn Sie „im Lande bleiben würden." Ich ſage es nicht bloß aus perſönlichen Rückſichten, ſondern noch mehr im Intereſſe unſerer vaterländiſchen Kirche. Hoffentlich werden die Basler Behörden wiſſen, was für einen Schluß ſie aus dem zweiten Teile der angeführten Pſalmſtelle zu ziehen haben."

Wir bemerken ausdrücklich, daß die betreffenden Behörden nicht ermangelt haben, dieſen Schluß zu ziehen.

Als der Ruf nach Marburg an ihn erging, lag eigentlich nur wenig Gedrucktes von ihm vor. Einzelne kleinere kirchengeſchicht-

liche Monographien, meiſt aus den Vorſtudien zu ſeiner Zwingli-Biographie, entſtanden.[1]) Abgeſehen von der bereits erwähnten Gewiſſenhaftigkeit, welche ihn ſchweigen hieß, wenn er nicht etwas wirklich tüchtiges und neues zu ſagen hatte, war ſeine fortwährende Kränklichkeit ſchuld an dieſer Zurückhaltung. Das Jahr 1880 brachte einen neuen Angriff heftigſter Art auf ſeine Geſundheit in Geſtalt einer gefährlichen Blinddarmentzündung, die ihm eine jahrelange peinliche Diät auferlegte. Daneben wucherten die alten Uebel fort. Ich mußte mich wieder mit einem Katarrh herumſchlagen, mit einem hartnäckigen Katarrh auseinanderſetzen, ich war durch einen leidigen Katarrh gehindert, ein läſtiger Katarrh, den ich aus dem Felde geſchlagen, kehrte mit verſtärkter Macht wieder, ein Katarrh hatte trotz Ueberrock und Winterkleider den Weg zu mir gefunden — ſo lauten beſtändig die Kriegsbulletins über den Kampf mit dieſem Feind. Selten bricht der humoriſtiſche Ton durch: „Die Pacifikation der Niederlande iſt noch nicht ganz gelungen — mit meinen Darmſtädter Unterthanen muß ich noch ſchonend verfahren.“ Häufiger ſind Seufzer wie dieſe: „Aber es iſt nun eben mein Schickſal, daß jede Arbeit von einigermaßen ernſterer Art mich ſchon lange im voraus, ehe ich ſie ausführe, geiſtig lahm legt.“ „Wehmütig,“ ſchreibt er an Prof. Schultz, „blicke ich auf jedes Buch, das mir von Freundeshand gereicht wird; denn wenn die Welt auch nicht viel daran verliert, daß mir ſelbſt eine zuſammenhängende Arbeit ſo beharrlich verſagt wird, ſo bin ich mir doch zu wohl bewußt, wie viel ich ſelbſt dabei verliere und wie ſehr die geiſtige Energie dabei zu Schaden kommt.“

Aber die ſchwerſte Prüfung ſtand ihm noch bevor. Zu Anfang des Jahres 1889, kurz nach der für ihn ſo aufregenden Marburger Angelegenheit, konſtatierte der Arzt, der Zuſtand ſeiner

[1]) Siehe Anhang.

Augen habe ſich infolge eines Blutergusſes derart verſchlimmert, daß er künftig auf alles Leſen und Schreiben verzichten müſſe. Und nun waren mit Mühe und Not die Vorarbeiten zu ſeinem Zwingli beinahe vollendet und er hatte eben an die Ausführung des Werkes ſchreiten wollen. Sollten die in Jahrzehnte langem Fleiß geſammelten Bauſteine liegen bleiben, ohne ſich zu einem Ganzen zuſammenzufügen? Ja, war unter ſolchen Umſtänden ein Weiterführen des akademiſchen Lehramtes möglich? Mußte nicht auch dieſes aufgegeben werden und noch zu einer Zeit, wo ihm ein ungewöhnlicher Erfolg zu teil geworden war? Es war damals die Zeit des ſtarken Zudrangs zum theologiſchen Studium. Stähelin las ſeine Kirchengeſchichte vor 70—80 Zuhörern, eine von einem Basler Theologie-Profeſſor bisher unerreichte Zahl.

Die Verſuchung war groß, vor dieſem neuen, ſchweren Hemmnis zurückzuweichen, zu erlahmen oder doch auf die allernotwendigſte Thätigkeit ſich zu beſchränken, aber Stähelin entſchloß ſich, die bisherigen Pflichten und in Angriff genommenen Aufgaben in ihrer ganzen Ausdehnung und allen ihren Anſprüchen beizubehalten und ohne irgend welche weſentliche Reduktion weiter zu führen. Und es gelang ihm, allerdings mit Aufbietung ſeiner ganzen Kraft und Geduld und, fügen wir hinzu, nicht ohne die dienſtfertige Mithilfe von treuen Freunden und Schülern und Angehörigen, die ihm durch Vorleſen den Mangel der eigenen Lektüre zu erſetzen ſuchten. Zu den Segensfrüchten, welche dieſe Prüfung zunächſt nur im kleinen und äußern hervorbrachte, möchten wir rechnen, einmal daß dank der Benützung einer Schreibmaſchine ſeine Briefe und Schriftſtücke an Leſerlichkeit gewannen, und zum andern, daß infolge der nunmehrigen Nötigung zu völlig freier Rede der Vortrag ſeiner Kollegien bedeutend fließender wurde. Freilich er ſelbſt geſtand, daß die Vorbereitung auf die Vorleſungen ſich unter ſolchen Umſtänden immer unerquicklicher geſtalte, und ebenſo die paſſive Aſſiſtenz bei

der Lektüre, die man, so dankbar man für ihre Wohlthat sei, doch hie und da lieber mit raſcherm Pendel ſich fortbewegen ſähe „und die einem die eigenen Augen nur mangelhaft erſetzen könne.“ Ueber die ihm von nächſter Seite zu teil gewordene Hilfe ſpricht er ſich unterm 2. Februar 1890 einem Freunde gegenüber, der von einem ähnlichen Augenleiden heimgeſucht war, folgendermaßen aus: „Aber wir brauchen ja beide die Laſt nicht allein zu tragen, ſondern haben in unſern Frauen treue Gehilfinnen, die für uns ſehen; ich meinerſeits wüßte nicht, wie ich ohne die Augen meiner Frau meinen Studenten etwas Befriedigendes bieten könnte, da außer ihr niemand meine Kollegienhefte zu entziffern vermag und ich mithin für meinen geſamten Stoff ausſchließlich auf ſie angewieſen bin. So will ich denn wenigſtens dankbar ſein, daß ich mit dieſer Hilfe nun ein Jahr lang ſo habe fortwirtſchaften dürfen und zu Gott hoffen, daß er zur rechten Zeit auch den eigenen Augen Kräftigung und Geneſung ſchenken wird.“

Wer Stähelin in ſeiner damaligen Arbeits- und Lebensweiſe beobachtete, der konnte ſeiner Selbſtzucht und Energie die Bewunderung nicht verſagen. Neben dem gewohnten Penſum von acht wöchentlichen Kollegien und zwei Religionsſtunden am Gymnaſium liefen eine große Zahl Kommiſſionsſitzungen[1]) offizieller und freiwilliger Art, die beizubehalten ihm gerade jetzt, wo ſeine Arbeit zu

---

[1]) Wir geben hier ein Verzeichnis der Behörden, Kommiſſionen ꝛc., in welchen Stähelin thätig war: Mitglied der Synode, des Kirchenvorſtandes zu St. Leonhard und des Kirchenrates, Vizepräſident der theologiſchen Konkordatsbehörde, Rektor der Univerſität 1883, Mitglied der Bibliothekkommiſſion, ſowie derjenigen für Kollegiengeldererlaß, der Kommiſſion für Bibelüberſetzung, für bibliſche Geſchichte; Präſident der Prediger-Witwen- und Waiſenkaſſe, der theologiſchen Leſegeſellſchaft, der Gemeinnützigen Geſellſchaft, der Inſpektion der Töchterſchule; Mitglied der ſchweizeriſchen kirchlichen Geſellſchaft, des proteſtantiſch-kirchlichen Hilfsvereins (Vorvereins), der Alumneumskommiſſion.

Hause beschnitten war, Bedürfnis wurde und in welchen man seine gewissenhafte Mitarbeit und sein billiges, sicheres und auf gründlicher Sachkenntnis beruhendes Urteil wohl zu schätzen wußte. Dann sein wissenschaftliches Studium, bei welchem er sich auch jetzt, wo er selbst kein Buch lesen oder auch nur nachschlagen durfte, keineswegs auf die Zwingli-Litteratur beschränkte, sondern in verschiedenartigen andern Gebieten auf dem Laufenden wollte erhalten sein. So hat er im März 1892 in der St. Leonhardskirche einen Vortrag zum Gedächtnis des 300-jährigen Geburtstags von Amos Comenius [1]) gehalten und zu Pfingsten 1896, mitten in der Fertigstellung seiner Zwinglibiographie, vor der Predigergesellschaft beider Basel ein Referat über die Christenhoffnung,[1]) welches eine nicht gewöhnliche Vertrautheit mit der philosophischen, systematischen und exegetischen Litteratur bis in die neueste Zeit bekundet.

Im Jahre 1895 erschien der erste und zwei Jahre darauf der zweite Antistes Finsler gewidmete Band der Biographie Zwinglis.[1]) Der eine trägt den Titel: Die reformatorische Grundlegung, der andere die Ueberschrift: Ausbau und Kampf. In den 26 Jahren, seit Mörikofer sein Leben Zwinglis geschrieben, hatte das Urkundenmaterial eine solche Bereicherung erfahren, daß schon aus diesem Grunde eine neue Darstellung Bedürfnis geworden war. Dann aber war es Stähelin darum zu thun, im Unterschied von den früheren Biographien in Zwingli den Theologen und Denker neben dessen praktischer und politischer Thätigkeit mehr zur Geltung kommen zu lassen. Es ist somit nicht wörtlich zu nehmen und jedenfalls nicht auf den Charakter des Ganzen zu beziehen, wenn er bescheiden erklärt, daß seine Darstellung die Arbeit Mörikofers „mehr zu ergänzen als zu ersetzen bestimmt sei." Es kann nicht in unsrer Aufgabe liegen, eine eingehende Darlegung und Wür-

[1]) Siehe Anhang.

digung dieſes bedeutenden und unter ſo großen Hemmungen entſtandenen Werkes zu geben. Nur einige Urteile, die von berufenen Fachmännern über dasſelbe ſich vernehmen ließen, ſollen hier Erwähnung finden. Alle loben das beſonnene, gerechte Urteil des Verfaſſers, ſeine völlige Beherrſchung des in den Urkunden, ſowie in der Litteratur gegebenen Stoffes, und die bei aller wiſſenſchaftlichen Gründlichkeit auch für den gebildeten Laien verſtändliche, klare Darſtellung. Kolde nennt in der Theologiſchen Litteraturzeitung[1]) das Werk eine der erfreulichſten Erſcheinungen auf dem Gebiete der reformationsgeſchichtlichen Litteratur und rühmt ſeine ruhige, beſonnene Art, das feinſinnige Urteil und die allen äußern Prunk ablehnende, einfache Darſtellungsweiſe. G. Boßert (ebenfalls in genannter Zeitſchrift) möchte dieſem Urteil auch in Bezug auf den zweiten Band, in welchem die Aufgabe des Biographen gewachſen ſei, vollauf beiſtimmen, Stähelins Buch trage viel zu richtiger Beurteilung Zwinglis bei, es ſei getragen von hiſtoriſcher Gerechtigkeit und Wahrhaftigkeit. Wie die übrigen, ſo anerkennt auch der Recenſent im litterariſchen Zentralblatt[2]) die unparteiiſche Beurteilung Luthers neben Zwingli und hofft, daß dieſes in verſöhnlichem und zugleich wahrhaftigem Sinne geſchriebene, ganz auf die Thatſachen gegründete Werk zum kirchlichen Frieden innerhalb der proteſtantiſchen Welt namentlich auch Deutſchlands beitragen werde. Der gründliche Zwinglikenner, Antiſtes Finsler,[3]) hebt u. a. an dem Werke hervor, daß das Bekannte vielfach in neue Beleuchtung trete und Berichtigung erfahre, das weſentlich Neue aber beſtehe in einer glücklichen Verbindung der verſchiedenen Seiten in Zwinglis Leben, der äußern geſchichtlichen und der innern Entwicklung Zwinglis.

---

[1]) Band 17 S. 367.
[2]) 1898, Nr. 15/16.
[3]) Kirchenbl. f. d. reform. Schweiz 1894, Nr. 47.

Auch jenseits des Ozeans fand das Buch Anerkennung. Franklin Johnson, Professor an der Universität zu Chicago, sagt darüber in „The american journal of theology“ [1]): In these two portly volumes embracing together more then a thousand pages we have a most accurate and thorough biography, of the Swiss reformer .... His admirable work is of special value ad two points. It sheds new light on the political development of the Swiss Reformation and on the theological opinions of Zwingli often misinterpreted or miscolored. To the second of these themes Dr. Stæhelin gives more attention than to the other. He has made it possible for us to understand the reasons on which Zwingli based his conclusions etc. Daß der Recensent mit dem Urteil Stähelins über das Verhalten Zwinglis zu den Wiedertäufern nicht einverstanden ist, können wir ihm, als einem freikirchlichen Amerikaner, nicht verdenken.

Statt einer weiteren Blütenlese aus den verschiedenen Recensionen, teilen wir noch der Hauptsache nach das Gutachten mit, welches auf unsre Bitte ein schweizerischer, in der Reformationsgeschichte versierter Historiker über Stähelins Zwingli abzugeben die Güte hatte.

„Stähelins Werk, heißt es da, ist eine durchaus neue Leistung. Zur Lösung der Aufgabe besaß Stähelin in eminentem Sinne zwei Eigenschaften, die sich selten bei einem Historiker beisammen finden: erstens eine durch vielseitige Lektüre und außerordentliche Gedächtniskraft erworbene, sichere Kenntnis der Geschichtslitteratur, sowohl in Beziehung auf die allgemeine als auf die spezielle Zeitgeschichte; zweitens verfügte er über eine theologische und philosophische Schulung, die ihn, bei seiner im innersten positiven Stel-

[1]) January 1899.

lung zu den Wahrheiten der christlichen Religion, ungewöhnlich befähigte, Kritik im wahren Sinne des Wortes auszuüben. So gelang es ihm, wie niemanden zuvor so umfassend und eindringend, das Lebenswerk und die Sinnesart des schweizerischen Reformators darzustellen, der ebenso durch die Tiefe der Gedanken als die Energie der That so hervorragend war, daß er in zwölf Jahren seiner öffentlichen Wirksamkeit zu Zürich sein engeres und weiteres Vaterland kirchlich und politisch umgestaltete und weit hinaus über dessen Grenzen einen dauernden Einfluß ausübte.

Der ganze, vielgestaltige Verlauf von Zwinglis Leben wird uns in wohlgegliederter Erzählung lebendig vor Augen geführt, so daß überall etappenweise der Fortschritt verfolgt, die Motive verständlich gemacht, die Ergebnisse gerecht gewürdigt werden. Der Verfasser läßt sich weder durch überschwängliche Auslegungen von Thatsachen, wie sie z. B. bezüglich der „Bekehrung" Zwinglis durch die Pestkrankheit schon versucht wurden, noch durch unbillige Beurteilung der zugestandenen Fehler seines Helden irreführen. Er rechtfertigt mit besonnener Rücksichtnahme auf die Verhältnisse manches, was ein oberflächliches Urteil an dem Reformator getadelt hat. Und bei aller Schärfe der Beurteilung, die einem gewissenhaften, zumal einem der evangelischen Wahrheit sich unterwerfenden Geschichtschreiber gegenüber einem, wenn auch großen Menschen geboten ist, leuchtet doch überall in der Darstellung eine ehrfurchtsvolle Bewunderung hindurch, die den Helden dem Leser sympathisch erscheinen läßt, auch wo derselbe fehlt. Besonders eigentümlich und neu ist an dem Werk die eingehende Besprechung der Hauptschriften Zwinglis; und hier, in diesen theologisch-philosophischen Abschnitten, zeigt sich die andere Seite von Stähelins Können in hellstem Lichte: klar und präzis zusammenfassend und scharf nach ihrer Bedeutung beurteilend, führt er uns die Gedanken Zwinglis, die oft in die tiefsten Tiefen des Nachdenkens führen, vor Augen

und läßt uns ihren Wert erkennen, sei es für die damalige Gestaltung der Kirche oder für die aller Zeiten. Hier findet der Verfasser auch Gelegenheit, den immer noch so nutzlos geführten Streit über die Frage zu besprechen, wer größer sei, ob Luther oder Zwingli. Ohne alle Parteilichkeit für seinen Helden gesteht er Luther den Vorrang zu in seiner Bedeutung für den Durchbruch und die Verbreitung der Reformation, aber er markiert auch die Punkte, wo der schweizerische Reformator dem deutschen in Erkenntnis und Weitblick vorauseilte, und worin er seine selbständige Eigentümlichkeit besaß.

Bei der Reichhaltigkeit des Stoffes, der vorlag, war Ausführlichkeit leichter als Kürze. Aber im Interesse des Lesers und gewiß auch der wirkungsvollern Darstellung legte sich der Verfasser Beschränkung auf. Wo es oft nahe lag, ein Dutzend Aussprüche anzuführen, begnügt er sich mit einem oder wenigen, aber den bezeichnendsten. Wieder und wieder kürzte er am eigenen Manuskript, ehe er es veröffentlichte; und so wird das, was zu sagen war, nur um so bestimmter und eindrücklicher. Daß solche Selbstzucht viel Selbstüberwindung kostet, weiß jeder, der schon in ähnlichem Fall war. So macht das Werk mit seiner sorgfältigen Gliederung in Bücher und Kapitel und mit der wohlüberdachten, edlen Sprache durchaus den Eindruck vollendetster Form. Es soll zwar nicht verschwiegen werden, daß der Stil nicht ein leichtfüßiger oder schwungvoller ist; aber ein solcher würde auch, abgesehen von der Eigenart des Verfassers, dem derselbe nicht zu Gebote stand, dem Inhalt wenig entsprochen haben. Indessen ist von treffenden, schöngesagten Urteilen eine reiche Fülle zu finden. Endlich aber läßt der Inhalt jeden tiefer Blickenden erkennen, daß Stähelin in seiner Zwingli-biographie nicht nur eine Geschichte, sondern in und mit derselben auch eine Rechtfertigung der Reformation, ja der christlich-evangelischen Religion überhaupt giebt. Wer das Ohr und das Herz

dafür hat, wird auf Schritt und Tritt über sein eigenes persönliches Verhalten und über die Bedürfnisse und die Bestimmung unserer evangelischen Kirche überhaupt Andeutungen und Mahnungen autoritativen Charakters aus der Lektüre mitnehmen."

Stähelin hatte als Kirchenhistoriker weniger Anlaß, seinen dogmatischen Standpunkt zu markieren, auch konnte sich sein selbständiges und kritisches Denken nicht einem bestimmten System gefangen geben, sondern wußte überall das Anfechtbare und das Berechtigte auszuscheiden. Vielleicht war er zu sehr Historiker, um Dogmatiker zu sein. Seine umfassende Belesenheit und Gelehrsamkeit, das verständnisvolle Eingehen auf fremde Anschauungen und Lehrweisen — so sehr ihm diese Vorzüge zur Auszeichnung gereichten, so mochten sie ihm doch andrerseits die Gewinnung eines prononcierten dogmatischen Standpunktes erschweren. Immerhin haben wir zwei sehr beachtenswerte dogmatische Leistungen von ihm, einmal die bereits erwähnte, nach seinem Tod herausgegebene Schrift über die Christenhoffnung, und sodann einen feinen, gedankenreichen Aufsatz über die Autorität der heil. Schrift und die biblische Kritik.[1]) In beiden zeigt er sein historisches Charisma darin, daß er der biblisch-theologischen und der dogmengeschichtlichen Grundlage der betreffenden Lehren eine gründliche und überaus lehrreiche Berücksichtigung zu teil werden läßt. Die Aufgabe, welche die zweite der genannten Schriften sich stellt, lautet: „Das Zeugnis des heil. Geistes von dem, worin die wahre Autorität der Schrift besteht, auch für unsre Gegenwart wieder deutlicher zum Worte kommen zu lassen und zu einer Bestimmung dieser Autorität zu gelangen, die ebenso sehr den Forderungen der historischen Forschung und Kritik, wie den Erfahrungen und Bedürfnissen des Glaubens gerecht wird." Nachdem er die allegorische Methode der alten Kirche ab-

[1]) Siehe Anhang.

gewieſen und diejenige der Reformation, welche ihre Bekenntnisſchriften der bibliſchen Autorität ergänzend und regulierend zur Seite ſtellt, kritiſiert und in ihrer Unvollkommenheit dargelegt, wendet er ſich der geſchichtlichen als der einzig berechtigten Betrachtung zu und findet die für uns geltende Autorität der Schrift in dem Eindruck, den das Geſamtbild der Perſon und des Werkes Chriſti auf uns macht, eine Erſcheinung, die auch nach dem ſtrengſten, wiſſenſchaftlichen Maßſtab gemeſſen, in wahrhaft evangeliſchem, innerlich befreiendem Sinne für unſer ſittlich-religiöſes Leben normativ iſt, „dieſes Wunder eines ſchlechthin in Gott und für Gott geführten und von ihm zeugenden Menſchenlebens, das als ſolches zugleich die erlöſende Selbſtoffenbarung Gottes im Fleiſch iſt und dem heilsbedürftigen Gemüt jederzeit als die Wahrheit von oben ſich beglaubigen wird.“ Wie wichtig ihm gerade dieſe Arbeit war, zeigen mehrere Briefe, in welchen er ſeinem Schwager Siebeck darüber redet und wie beſcheiden er davon dachte, erſehen wir aus der folgenden Stelle eines derſelben: „Ich hatte, als ich meine Arbeit im Drucke ſah, im Gefühl der ihr anhaftenden Mängel einen ſolchen Katzenjammer, daß ich kaum wagte, ſie andern zuzuſchicken und eine über dieſe Mängel hinwegſehende Beurteilung deshalb als eigentlichen Troſt empfand.“

Wie es für die normative Bedeutung Chriſti nicht auf die einzelnen von ihm überlieferten Worte und Thaten, ſondern auf den Geſamteindruck, den ſeine Erſcheinung hervorruft, ankommt, ſo liegt nach Stähelin auch das Weſen der Chriſtenhoffnung nicht in den einzelnen, aus dem Judentum übernommenen eſchatologiſchen Vorſtellungen, welche die Bibel über dieſen Punkt enthält, ſondern „in der durch dieſe Vorſtellungen veranſchaulichten Gewißheit, daß das von Jeſus gegründete Reich Gottes für den einzelnen Gläubigen wie für die Geſamtheit ſich in den kümmerlichen Anfängen ſeines geſchichtlichen Daſeins nicht erſchöpft, ſondern ſowohl nach

ſeinen geſchichtlichen Zielen, wie nach ſeinem transcendenten ewigen Gehalt noch einmal in ſeiner ganzen, Sünde und Tod in ihrem vollen Umfang überwindenden Kraft zur Offenbarung gebracht werden wird.“ Der zweite Teil der Schrift über die Chriſtenhoffnung ſetzt ſich dann in höchſt intereſſanter Weiſe mit Biedermanns Anſichten auseinander, der bekanntlich den Unſterblichkeitsglauben nicht bloß als unwiſſenſchaftlich, ſondern auch als unreligiös meinte ablehnen zu müſſen. Sehr fein und überzeugend weist Stähelin nach, wie doch bei Jeſus und den Apoſteln die Hoffnung auf eine ewige Fortdauer die religiöſe Kraft und Reinheit keineswegs geſchmälert und getrübt habe, und wie überhaupt einer Trübung durch ſinnliche Motive deſto wirkſamer zu begegnen ſei, je mehr der Zuſammenhang der Zukunftshoffnung mit dem chriſtlichen Erlöſungsglauben feſtgehalten werde. Und wenn auch Naturwiſſenſchaft und Pſychologie manche Vorausſetzung, an die früher der Glaube an die Unſterblichkeit geknüpft war, zerſtört habe, ſo entziehe ſich doch der Lebensgrund, aus dem ſowohl das phyſiſche wie das geiſtige Leben hervorwachſen, auch für die fortgeſchrittenſte Wiſſenſchaft jeder Erkenntnis. Der Beweis ſei nicht erbracht und werde nie erbracht werden, daß dieſer Lebensgrund in der mit dem Tode ſich auflöſenden Materie beſteht. Freilich könne umgekehrt von ſtringenten Beweiſen für die Unſterblichkeit nicht die Rede ſein. Nicht die Analogien der Natur und nicht die Schlußfolgerungen des Verſtandes, ſondern der von Jeſus Chriſtus ausgehende Geiſt eines neuen dem Ewigen zugewandten Lebens ſei das Pfand unſeres zukünftigen Erbes.

Es erübrigt noch, ein Wort über Stähelins kirchliche Stellung zu ſagen. So lebhaft ſein Intereſſe an den kirchenpolitiſchen Kämpfen war, die Baſel in den 70er und 80er Jahren bewegten, und ſo warm ſeine Liebe zur Landeskirche, ſo war er doch zu ſehr Gelehrter, um Parteiführer zu werden. Zum Agitator

und Klubredner fehlte ihm ebenſo ſehr die Neigung als die Begabung, und thätig in den Gang der Ereigniſſe einzugreifen, war nicht ſeine Sache. Als er ſich im Jahre 1877 mit dem Gedanken trug, eine Charakteriſtik der gegenwärtigen Parteien in der Kirche zu ſchreiben, bemerkte er einem Freunde: „Der Gegenſtand würde mich anziehen, ich habe von jeher mit einer gewiſſen Vorliebe nach dieſer Richtung hin phyſiognomiſche Studien getrieben.“ Wenn er trotzdem nach kurzer Zeit aus ſeiner beſchaulichen Stellung heraus und in den Vordergrund des Kampfplatzes gedrängt wurde, ſo geſchah es, weil man eben ſeinen beſonnenen Rat und ſein treffendes Urteil nicht entbehren mochte. Schon als berufenem Lehrer der ſchweizeriſchen Kirchengeſchichte hätte ihm dauernd der Sitz in den offiziellen kirchlichen Behörden gebührt, und daß er längere Zeit von der Synode und bis kurz vor ſeinem Hinſchied vom Kirchenrate ferngehalten wurde, hatte ſeinen Grund in den Parteiverhältniſſen, welche hüben und drüben derartige Unbilligkeiten verurſachten. Als Vertreter der Mittelpartei ſuchte er in der Weiſe ireniſch zu wirken, daß er, allem Zwang in religiöſen Dingen abhold, eine möglichſt freie Entwicklung der verſchiedenen Richtungen befürwortete. Er ließ es ſich angelegen ſein, für die Intereſſen des Glaubens gegen den Radikalismus und für diejenigen der Freiheit gegen den Fanatismus einzutreten, nämlich ſo, daß er gewöhnlich in freiſinnigen Kreiſen die Orthodoxen und in poſitiven die Reformer in Schutz nahm und zwar beiderſeits oft mit ſaftigen Paradoxien. Er warnte davor, das kirchliche Einheitsband zu zerſchneiden und die Abendmahlstrennung hat er aufs tiefſte beklagt und oft mit Nachdruck auf die verhängnisvollen Früchte hingewieſen, die ſie für das familiäre wie kirchliche Leben zeitigen werde. Er war der Meinung, die Parteien in der proteſtantiſchen Kirche thäten gut daran, angeſichts der gemeinſamen Feinde: Romanismus und Materialismus, nicht das Trennende, ſondern das Einigende hervor-

zuheben. Mißgriffe, Ungerechtigkeiten und unwahre Kompromiſſe und Koalitionen, wie er ſie auf der Linken wie auf der Rechten ſich etwa vollziehen ſah, hat er ſcharf verurteilt, oft auch mit beißender Ironie gegeißelt. Nachdem eine theologiſche Berufung, die er für Baſel gewünſcht, nicht zu ſtande gekommen war, ärgerte er ſich darüber, daß die Zürcher den Häring, der für unſre Basler ..... zu geſalzen war, ſich einfangen werden.

Ueber eine Bettagspredigt, die er in der Dorfkirche eines Badeortes anhörte, ſpricht er ſich folgendermaßen aus: „Ich muß mich wehren, daß mir der Bettag nicht gründlich dadurch verdorben iſt. Ein Sammelſurium von Citaten aus Schiller, Joh. v. Müller, Salluſt, über das, was einem republikaniſchen Volk not thue, damit es weiter beſtehen könne, hie und da untermengt mit Reminiscenzen vom Zürcher Schützenfeſt, das war die Erbauung der zahlreich verſammelten Dorfſchaft und ſollte eine Predigt ſein über Luc. 19, 41. 42: Das Weinen des Herrn über Jeruſalem. Aber gerade von ſolchem Zeug waren die Herren X. und XX. ſehr befriedigt. Das ſei doch beſſer, als den Leuten mit orthodoxem Zeug die Hölle heiß machen, das ſei eine gewählte Sprache ꝛc., indes der alte Doktor ingrimmig meinte, es gebe heutigen Tags ſo viel Betrug und Schlechtigkeit, und es wäre beim Donner beſſer am Platz geweſen, darüber zu reden. Es war ſchwer bei dem Ton, in welchem die Gebete vorgetragen waren, und nach ſolchem Schwefelgeruch noch andächtig zu bleiben. Das Tröſtlichſte war die Zuſicherung, daß man nicht in die Kirche zu gehen brauche, um „religiös" zu ſein, ſondern auch zu Hauſe Gottesdienſt halten könne; ich hoffe, daß mir heute Nachmittag ein paar ſtille Stunden geſchenkt werden, in denen ich meinen Bettag halten kann."

Ihn, den feinen Kenner der Kirchengeſchichte, der ſich bemühte, die Perſönlichkeiten wie die Ereigniſſe und die Lehrbildungen in ihrem Werden und in ihrer Berechtigung zu erforſchen, mußte jener

Mangel an hiſtoriſchem Verſtändnis verletzen, da man das Alte geringſchätzt oder wegwirft, ohne ſich die Mühe zu geben, es recht zu verſtehen und zu würdigen.

Am 5. Oktober 1882 wurde von der Synode ein Anzug des Herrn Fr. Hörler mit 39 gegen 32 Stimmen erheblich erklärt, der dahin lautete: „es ſeien die Beſtimmungen in der neuen Ordnung für den kirchlichen Jugendunterricht in dem Sinne zu revidieren, daß die Taufe nicht mehr als Vorbedingung der Konfirmation gelte.“ In der dieſem Beſchluſſe vorangehenden, ſehr erregten Diskuſſion wurden Stähelins Anſichten über die Taufe — er hatte dieſelben kurz vorher in einem Aufſatz des Volksblattes ausgeſprochen — von den Vertretern der Reform für ſich in Anſpruch genommen und zur Empfehlung des von ihnen geſtellten Anzugs benutzt. Stähelin ſah ſich deshalb genötigt, in die Debatte einzugreifen, um den Vorwurf zurückzuweiſen, als ſtehe er kirchenpolitiſch für die Taufe ein, während er ſie dogmatiſch als entbehrlich anſehe. Er betonte, wie die Synode mit dieſem Anzug iſoliert daſtehe, daß es ein Unikum bleibe, wie unſere Basler Miniaturkirche zum zweitenmal ſich darauf einlaſſe, eine Debatte zu haben und mit wenigen Stimmen Mehrheit zu entſcheiden, ob eine Anordnung noch Geltung haben ſolle, die zur Grundlegung der chriſtlichen Kirche gehört. Wenn auch Zwingli einem gewiſſen Univerſalismus huldigte, ſo habe er doch von Anfang an auf die Notwendigkeit einer ſichtbaren Kirche gedrungen, zu dieſer gehören aber beſtimmte Ordnungen und Erkennungszeichen wie die Taufe. Die Kirche dürfe nicht gezwungen werden, einen aufzunehmen, der in beſtimmter Weiſe ſich einer beſtehenden Ordnung widerſetzt und zwar nicht einer willkürlichen, ſondern einer weſentlichen und urſprünglichen, von der jeder zugebe, daß ſie ein Segen ſei für den Einzelnen und für die Geſamtheit. Hat wohl die Militärverwaltung auch ſchon Beratungen darüber gepflogen, ob einer nicht doch ein

guter Soldat ſein könne, der aus irgend einem Grunde ſich weigere, ein Kreuz an ſeinen Arm zu heften, und ob es nicht der Fall wäre, einen ſolchen hievon zu dispenſieren? Den Vertretern der Reform, die die Konfirmation auf Koſten der Taufe erheben, ja an deren Stelle ſetzen wollten, giebt der Redner zu bedenken, wie die Konfirmation von der Subjektivität des Geiſtlichen und des Konfirmanden abhängig ſei, während die Taufe in ihrer Objektivität uns über die Differenzen der Lehre hinaushebe und auch gegenüber dem wechſelnden Wellenſchlag unſerer Stimmungen unſer Leben als ein für Gott beſtimmtes und von Gott getragenes darſtelle. Und dieſe Inſtitution der Urkirche ſollten wir preisgeben gegenüber einer Inſtitution, die trotz allen Vorzügen auch die Mängel des Pietismus, aus dem ſie entſtanden iſt, nicht verleugnen kann . . . . . „Ich will," ſo ſchloß Stähelin ſein Votum, „auf die Gefahren, die für eine Volkskirche darin liegen, nicht weiter eingehen, aber dieſes Eindrucks habe ich mich bei der heutigen Diskuſſion von Anfang an nicht erwehren können: ‚Es kracht im Fundament' und ‚im Vertäfer popperet der Wurm.' Man braucht nicht in der geringſchätzigen Art von der Taufe zu reden, wie es in der Motivierung des Anzugs geſchehen iſt, aber dem Hervorheben einzelner Schwierigkeiten der Taufe Erwachſener liegt immer die Vorausſetzung zu Grunde: Die Taufe iſt etwas, was für die Kinder paßt, aber nicht ſchicklich iſt für Erwachſene. Es hat Zeiten gegeben, wo die Taufe nicht bloß Unannehmlichkeiten, nicht bloß Spott und Hohn, ſondern Verfolgung und Tod nach ſich zog; in jenen Zeiten wurde es als höchſte Ehre und ſeligſtes Glück empfunden, um der Taufe willen alles das auf ſich zu nehmen. Auch heute noch ſpricht ſich eine Synode das Urteil, wenn ſie mittelbar oder unmittelbar der Anſchauung Raum giebt, als ob der Empfang der Taufe etwas für den Menſchen unziemliches ſei, als ob er ſie als Zwang empfinde, als ob die Dispenſation davon eine Erleichterung, eine Befreiung für ihn wäre."

Als Kirchenhiſtoriker wußte er aber auch, daß ſolche Kampfeszeiten nicht von ungefähr kommen, ſondern notwendige Kriſen ſind, die unter der Leitung deſſen ſtehen, der ſeiner Kirche ſchon oft und aus noch viel ſchwereren Nöten geholfen hat. Ueber kleinliches Feſthalten an Altem, Wertloſem konnte er ſich ſehr unwillig äußern und kleingläubigem Jammern und Verzweifeln gegenüber ermahnte er zu getroſtem Vertrauen. Als im Winter 1879 auf 80 im obern Kaſinoſaal eine Reihe apologetiſcher Vorträge abgehalten wurde, fiel Stähelin zu, über Weſen und Aufgabe der Kirche zu reden.[1]) Nachdem er dogmatiſch die Idee der Kirche dargelegt und ihre Aufgabe präciſiert hatte, ſchilderte er ihre Veräußerlichung und Entartung im Katholizismus, ihre Erneuerung im Proteſtantismus bis auf die Kämpfe der Jetztzeit und ſagte u. a. am Schluß: „Wer die Kirchengeſchichte in ihrem bisherigen Verlaufe ſich vergegenwärtigt und aus dem Geſichtspunkt ihrer wahren Idee heraus, ihrer Abzweckung auf das Reich Gottes ſie beurteilen lernt, der wird zur Erkenntnis kommen: wie an den Mängeln ihrer heutigen Zuſtände keine Richtung ohne Schuld iſt, ſo ſchließen dieſelben auch wieder, trotz dieſer Mängel, ja vielfach im Zuſammenhang mit ihnen, gar manches Gute, gar manche Förderung des Reiches Gottes in ſich, deren die früheren Zeiten ſich nicht haben erfreuen dürfen. So wird er auch für die Zukunft Vertrauen gewinnen und für die Gegenwart, im Bewußtſein jener gemeinſamen Verſchuldung, wenigſtens Geduld und Demut.“ Mit launiger Ruhe, wie einer der die Gegenwart mit ihrer Verwirrung von höherer Warte und darum mit weiterem Blick betrachtet, ſchrieb er am 25. Februar 1883 einem Freund nach Deutſchland über die kirchlichen Kämpfe in Baſel: „Wir in Baſel ſind gleichſam unter ein Gewitter geſtellt, das an andern Orten bereits wieder dem Sonnenſchein Platz ge-

[1]) Siehe Anhang.

macht hat. Je mehr man aus einer geſchichtlichen Betrachtung der Dinge die Ueberzeugung geſchöpft hat, wie auch dieſes Gewitter nicht von ungefähr kommt, vielmehr unter einer höhern Leitung ſteht, und in den großen allgemeinen Strömungen des geiſtigen Lebens ſeine Veranlaſſung hat, um ſo mehr wird man auch in Geduld und Vertrauen ſich und die Kirche dieſer höhern Leitung anheimſtellen, und dem „der Wolken, Luft und Winden giebt Wege Lauf und Bahn," es zutrauen dürfen, daß er auch für die Zukunft ſchon in der Gegenwart geſorgt hat, und daß man um eines Gewitters willen noch nicht an jener verzweifeln darf, geſetzt auch, man müßte eine Zeitlang, ſtatt im ſchönen Sonnenſchein, in der unbequemen Stellung unter dem Regenſchirm ausharren."

Noch durfte Stähelin ſich freuen über die günſtige Aufnahme, welche ſeine Zwingli-Biographie in weiten Kreiſen fand. Die Basler Univerſität ehrte ihn in Anerkennung dieſes Werkes durch die Verleihung der philoſophiſchen Doktorwürde, die theologiſche hatte er früher ſchon von Bern aus erhalten.[1]) Seine Geſundheit ſchien ſich, abgeſehen von ſeinem im weſentlichen gleich bleibenden Augenübel, eher zu kräftigen, er war nicht mehr ſo häufig wie in frühern

[1]) Das Berner Doktor-Diplom enthält die folgende Motivierung: Doctrinae Biblicae et historiae Ecclesiasticae existimatori elegantissimo et eruditissimo de Erasmi De Wettii Hagenbachii vitis egregie merito cui historiam Reformationis ecclesiae helveticae opus din desideratum ad finem perducere liceat et speramus et ex animis optamus. — Das Basler philoſophiſche Diplom ſagt: Theologum judicii subtilitate doctrinae varietate insignem omnia liberalium artium genera studioso animo complectentem qui libro candidissimo elegantissimo de vita Huldrici Zwinglii nuper edito fidei Christianae apud Helvetos instauratae rationem praeclare illustravit. — Und im Licentiaten-Diplom wird bezugnehmend auf ſein glänzendes Kandidatenexamen bemerkt: Qui examine pro ministerio ecclesiae ante hos novem annos summa cum laude peracto nuper indefessos studiorum progressus dissertatione de loco I ad Thessalonicenses epistolae C. IV V XIII S q. q. sagacissime conscripta probavit.

Jahren gezwungen, seine Vorlesungen zu unterbrechen. Eine reiche Quelle der Erquickung und des Trostes war ihm sein glückliches Familienleben, wo er fünf Kinder zu seiner Freude heranwachsen sah, und ein auserlesener Freundeskreis. Wie dankbar er diesen doppelten Segen zu schätzen wußte, das hat er bei der Feier seiner silbernen Hochzeit in schönen, tiefempfundenen Worten ausgesprochen. Damals verglich er, auf das Vierteljahrhundert seines Ehestandes zurückblickend, das Menschenleben mit der flüchtigen Welle des Stromes, die aber ewigen Wert erhalte, wenn der Sonnenschein göttlicher und menschlicher Liebe sich in ihr spiegle. Mit Männern wie Hagenbach, Steffensen, Gelzer, Finsler, Antistes Stockmeyer, Pfarrer Theophil Stähelin fühlte er sich in inniger Verehrung verbunden und regen persönlichen und brieflichen Verkehr pflegte er mit den ihm auch an Alter nahe stehenden Freunden, wir nennen die Namen: Schultz, Smend, Eucken, Siebeck, Claß, Kastan, Kirn, Kölbing, Jak. Wackernagel, Gelzer in Jena, Pfarrer Chr. Lotz, Dr. Lotz, Antistes Salis, Direktor Gottlieb Burckhardt, Dr. Burckhardt-Biedermann. Seine Vorliebe für geselligen Umgang wurde durch seine Kränklichkeit nicht gemindert, sondern erhöht. Wie er sich durch diese Hemmung nicht von wissenschaftlichem Studium und Streben abschrecken ließ, so war es ihm Bedürfnis, im eigenen, gastfreien Hause oder bei Freunden und Verwandten geistige Erfrischung zu holen. Seinem raschen, energischen Wesen ist das Tragen der so schweren Prüfung nicht leicht geworden, wie schwer mußte es gerade ihm werden, infolge seines Augenleidens in allem geistigen Schaffen von seiner Umgebung abhängig zu sein; aber verbittern oder zum Menschenfeind verstimmen ließ sich sein reger Geist dadurch nicht. Der Verkehr mit ihm war ungemein anregend. Ueber alles konnte man mit ihm reden. Nicht nur in wissenschaftlichen Fragen, auch über Litteratur, Musik und Kunst, oder in den Angelegenheiten des praktischen und geschäftlichen Lebens war er versiert und hatte

er ein gutes Urteil. Es intereſſierte ihn alles. Aeußerte man eine von der ſeinigen abweichende Meinung, ſo ſah man wohl ſeine hohe Stirne ſich in Falten legen und auf ſeinem Antlitz den Widerſpruch aufleuchten, aber er knüpfte denſelben meiſt in liebenswürdiger Weiſe an ein zuſtimmendes Wort an. Nur plaudern konnte man mit ihm nicht. So witzig er ſelber war und ſo herzlich er über ſpaßhafte Einfälle lachen konnte, für ein gemütliches Sichgehenlaſſen im Geſpräch hatte er keinen Sinn, er verlangte, daß auch die Konverſation gehaltvoll ſei.

Als Stähelin ſeine Schrift über de Wette herausgab, ſchrieb ihm Eucken: „Die Art, wie du tiefreligiöſe Anſchauung und freie wiſſenſchaftliche Forſchung verbindeſt, wird bei allen ähnlich Geſinnten aufrichtigſter Anerkennung gewiß ſein können.“ Wie ihm als Ziel der theologiſchen Arbeit die Verſöhnung von Glauben und Wiſſen vor Augen ſtand, ſo war es ihm Pflicht und Bedürfnis, auf die Einigung von Theologie und Kirche hinzuarbeiten. Das ſollte das Werk ſeines Lebens ſein. Er hat bei dieſem Streben zwar nicht bloß Anerkennung, ſondern auch Widerſpruch und Verkennung erfahren. Aber als er unter unſäglichen Hemmungen entſchloſſen und erfolgreich weiter wirkte, da haben alle, auch die mit ſeiner Art und ſeinen Anſichten nicht übereinſtimmten, ſeinem eminenten Wiſſen und Können und ſeiner ſittlichen Kraft aufrichtige Achtung gezollt. Die Hochſchätzung, die ihm von den Schülern, den Kollegen, von der theologiſchen Welt und von ſeiten der Bürgerſchaft Baſels entgegengebracht wurde, war um ſo wertvoller, als er ſie nicht durch glänzendes Auftreten im Sturm eroberte, ſondern durch Jahrzehnte langes, mühevolles und geduldiges, treues und gewiſſenhaftes Arbeiten ſich errungen hatte. Seine Freunde und Schüler freuten ſich, im Jahre 1900 ihn für ſein 25-jähriges Wirken auf dem Lehrſtuhl der ordentlichen Profeſſur durch eine Jubelfeier zu ehren. Sie mußten den Dank an ſeinem Grabe niederlegen. Am Ende

des Winter-Semeſters ſtellte ſich, offenbar in Folge jahrelanger Ueberreizung der Gehirnnerven eine Abſpannung ein, die Sonntag Abends am 11. März zu einem Schlaganfall führte. Bevor ſich derſelbe wiederholte, war er ſich vollkommen klar bewußt, wie gefährlich die Lage ſei und ſprach mit ruhiger Faſſung vom Sterben. Zwei Tage darauf ſtarb er, ohne das Bewußtſein wieder erlangt zu haben. Was er oft als ein begehrenswertes Los bezeichnete, das iſt ihm zu teil geworden. Er wurde herausgenommen aus rüſtiger Arbeit. Er hatte mit ſeiner Arbeit und mit ſeinem Leben der Wahrheit dienen wollen. Dieſer Dienſt iſt ihm nicht leicht gemacht worden, er hat in reichem Maße den Kampf und die Mühe, aber auch die innere Befriedigung und Freude erfahren, die damit verbunden ſind. Mit Fug ſteht darum auf ſeinem Grabſteine das Wort ſeines Meiſters: Wer aus der Wahrheit iſt, der höret meine Stimme.

Anhang.

Schriften von Herrn Prof. Dr. R. Stähelin.

Zur pauliniſchen Eſchatologie. 1 Theſſal. 4, 13—17 im Zuſammenhang mit der jüdiſchen Eſchatologie unterſucht. Jahrbücher für deutſche Theologie, 1872, H. 2, S. 177 ff.

Erasmus Stellung zur Reformation, hauptſächlich von ſeinen Beziehungen zu Baſel aus beleuchtet. Baſel. 1873.

Karl Rudolf Hagenbach (53. Neujahrsblatt der Geſellſchaft zur Beförderung des Guten und Gemeinnützigen). Baſel. 1875.

Kritiſche Ueberſicht über die kirchengeſchichtlichen Arbeiten der letzten Jahre. Geſchichte der Reformation in der Schweiz. Die Litteratur der Jahre 1875—1878. In: Zeitſchrift für Kirch.-Geſch., ed. Brieger. Band III, 1879, S. 547 ff. — Die Litteratur der Jahre 1879—1882. Ebenda Band VI, 1884, S. 429 ff.

Wilhelm Martin Leberecht de Wette. Rede, gehalten bei der Säkularfeier ſeines Geburtstags. Baſel. 1880.

Die reformatoriſche Wirkſamkeit des St. Galler Humaniſten Vadian. In: Beiträge zur vaterländiſchen Geſchichte, herausgegeben von der Hiſtoriſchen Geſellſchaft. Baſel. Neue Folge. Band 1, Baſel, 1882, S. 193 ff.

Die erſten Märtyrer des evangeliſchen Glaubens in der Schweiz. In: Sammlung von Vorträgen. Herausgegeben von W. Frommel und Friedr. Pfaff. IX. Jahrgang. Heidelberg. 1883.

Huldreich Zwingli und ſein Reformationswerk. Schriften des Vereins für Reformationsgeſchichte. Nr. 3. Halle. 1883.

Der Mathematiker und Aſtronom Peter Megerlin und ſeine Konflikte mit der Theologie ſeiner Zeit. In: Jahrbücher für proteſt. Theol. X. 1884.

Die Autorität der heil. Schrift und die bibliſche Kritik. Theol. Zeitſchrift aus der Schweiz. 1884.

Zwingli-Autographen in Baſel. In: Theol. Zeitſchrift aus der Schweiz, ed. Meili. III. Jahrgang, 1886, S. 53 f.

Zwingli als Prediger. In: Theol. Zeitſchrift aus der Schweiz, ed. Meili. IV. Jahrgang, 1887, S. 12 ff.

Briefe aus der Reformationszeit, größtenteils nach Manuſkripten der Zwingerſchen Briefſammlung. Basler Univ.-Progr. Baſel. 1887.

Der Einfluß Zwinglis auf Schule und Unterricht. In: Einladungsſchrift zur Feier des 300-jährigen Beſtandes des Gymnaſiums Baſel. Baſel, 1889, S. 61 ff.

Amos Comenius, in den Reden am Weinſtock. 1893. VI. Baſel.

Zur Reformationsgeſchichte. In: Zeitſchrift für Kirch.-Geſch., ed. Brieger und Beß. Band XIV, 1894, S. 464 ff.

Huldreich Zwingli. Sein Leben und Wirken nach den Quellen dargeſtellt. 2 Bände. Baſel. 1895 und 1897.

Die Entſtehung des Jeſuitenordens. Theol. Zeitſchrift aus der Schweiz, 1898, II. Heft S. 81 ff.

Die Chriſtenhoffnung. 1900. Baſel. Op. posth.

Theol. Rundſchau, ed. Bouſſet und Heitmüller. Neue Kirchengeſch. Ref. Kirche I. Jahrgang, 1890, S. 332 ff. (Litteraturüberſicht). Ferner IX. Jahrgang, 1898, S. 332 ff. und XI. Jahrgang, 1900, S. 135 ff.

Artikel in der Realencyklopädie für proteſt. Theol. und Kirche (bis jetzt in 3. Auflage erſchienen Band 1—8; die anderen Bände in 2. Auflage): Badener Religionsgeſpräch 1526. Band II, S. 347 ff. Basler Konfeſſion. Band II, S. 426 f. Biedermann, Al. Em. Band III, S. 203 ff. Calvin. Band III, S. 654 ff. (Sebaſtian Caſtellio. Bd. III, S. 750 ff.) Erasmus. Band V, S. 434 ff. (Eraſtus Thomas. Band V, S. 445.) (Farel. Band V, S. 262 ff.) (Gernler, Lucas. Band VI, S. 601 f.) (Grynaeus, Simon und Joh. Jak. Band VII, S. 218 ff.) Hagenbach, Karl Rud. Band VII, S. 335 ff. Watt, von, Joachim. Band XVI, S. 663 ff. Zwingli, Huldr. Band XVII, S. 584 ff. (Die eingeklammerten Artikel ſind Neubearbeitungen älterer Aufſätze von anderer Hand.)

Im Volksblatt reſp. Kirchenblatt für die reformierte Schweiz erſchienen u. a. die folgenden Aufſätze: Michel Angelo Buonarotti in ſeinem Verhältnis zum Chriſtentum und zum Proteſtantismus. 1877. Nr. 42—43. Syrakus, aus einer Reiſemappe. 1878. Nr. 38—39. Die chriſtliche Kirche, ihr Weſen und ihre Aufgabe. 1879. Nr. 7—11. Melchior von Diepenbrock, ein Lebensbild aus der kath. Kirche. 1881. Nr. 44—46. Die Lehre von der Taufe und ihre Notwendigkeit in der reformierten Kirche. 1882. Nr. 23—24. Zur Zwinglifeier. 1884. Nr. 1. Anſprache bei der 50-jährigen Jubelfeier von Profeſſor Alexander Schweizer, im Namen der ſchweiz. theol. Fakultäten. 1884. Nr. 45. Zur Geſchichte der deutſchen Bibelüberſetzung vor Luther. 1886. Nr. 18. Rückblicke auf den Entwicklungsgang der proteſtantiſchen Theologie im XIX. Jahrhundert. 1887. Nr. 2—7. Zur Erinnerung an Karl Imm. Nitzſch. 1887. Nr. 39. Papſt Leo XIII. 1887. Nr. 50—52. Kirchliche Zuſtände im pro-

teſtantiſchen Deutſchland zu Anfang des 18. Jahrhunderts. 1889. Nr. 8—10. Heinrich Gelzer. 1892. Nr. 2—3. Die Theſen Luthers. 1898. Nr. 45—46. Bonifacius Amerbach und die Reformation. 1893. Nr. 42—44. Zur Erinnerung an Dr. Georg Finsler. 1899. Nr. 17—18. Richard Rothe. 1899. Nr. 4. Entſtehung des Staatskirchentums in der reformierten Schweiz. Vortrag, gehalten in der Basler Hiſtoriſchen Geſellſchaft 19. Februar 1900. Kirchenbl. 1900. Nr. 16—18.

Endlich ſind zu erwähnen: Die Pflicht der evangeliſchen Kirche zur Fürſorge für ihre Glaubensgenoſſen. Rede bei der kirchlichen Feier des 50-jährigen Beſtandes des Basler Proteſtantiſch-Kirchlichen Hilfsvereins (abgedruckt in der betr. Feſtſchrift). Philipp Melanchthon, Vortrag, gehalten am 14. Februar 1897 im Basler Münſter (Beilage zur Allg. Schweizer Zeitung. 1897. Nr. 8).

Im Druck befindet ſich:

Huldreich Zwingli, der chriſtliche Freiheitskämpfer. In: Der Proteſtantismus im 19. Jahrhundert in Wort und Bild. Herausgegeben von Dr. Paul Hartung. Berlin 1900.

Briefe
Jakob Burckhardts an Albert Brenner.

Mit Einleitung und Anmerkungen von Hans Brenner.

Wenn wir der Serie von Briefen Jakob Burckhardts, die hier zum erstenmal der Oeffentlichkeit übergeben werden, einige einleitende Worte vorausschicken, so geschieht dies nicht etwa in der Meinung, es bedürfe noch eines besonderen Hinweises auf die Bedeutung dieser Briefe für die Erkenntnis der Persönlichkeit des unvergeßlichen Mannes, aus dessen Feder sie stammen, sondern wir möchten nur kurz die äußern Umstände erwähnen, denen sie ihre Entstehung verdanken. Die Briefe sind an den Studiosus der germanischen Philologie Albert Brenner in Basel gerichtet, den am 11. September 1835 geborenen Sohn des Kommandanten Johannes Brenner-Stehelin. Der reich begabte junge Mann hatte nach Vollendung seiner humanistischen Schulbildung die Basler Universität bezogen und hörte neben seinem eigentlichen Fachlehrer, Professor Wilhelm Wackernagel, auch mit Begeisterung Jakob Burckhardt, zu dem er bald in engere Beziehungen trat. Einen besondern Anknüpfungspunkt bildete die beiderseitige rege poetische Produktion. Während einiger Semester studierte Brenner auch in Zürich und Berlin. Aus der preußischen Residenz kaum zurückgekehrt, erhielt er, noch bevor er seine Studien durch ein Examen hätte abschließen können, eine Stelle als Lehrer an der obern In-

duſtrieſchule in Zürich, wo er als tüchtiges und geachtetes Glied des Lehrerkollegiums ſchon am 30. März 1861 an den Folgen eines Sturzes aus dem Fenſter ſtarb, den er, am Typhus ſchwer erkrankt, in einem unbewachten Augenblick im Fieber gethan. Sein ebenfalls früh verſtorbener Sohn gleichen Namens findet als Schüler Friedrich Nietzſches in Eliſabeth Förſters Biographie des unglücklichen Denkers mehrfache Erwähnung. Eine Auswahl von Gedichten des Adreſſaten unſerer Briefe giebt das Basler Jahrbuch von 1884, drei derſelben haben auch in die zweite Auflage der Basilea poetica Aufnahme gefunden. Ferner ſind von ihm 1857 anonym „Basleriſche Kinder- und Volkreime aus der mündlichen Ueberlieferung geſammelt“ im Druck erſchienen.

Jakob Burckhardt hatte bekanntlich bald nach dem Erſcheinen ſeines „Cicerone“ einen Ruf an das eidgenöſſiſche Polytechnikum in Zürich angenommen und war im Herbſt 1855 dahin übergeſiedelt. (Wie wir einer noch erhaltenen Adreſſe auf einem Briefe Brenners entnehmen, wohnte er dort Zeltweg Nr. 246.) Welch inniges Freundſchaftsverhältnis Lehrer und Schüler in Baſel verbunden hatte, das geht ſowohl aus Burckhardts prächtigen Briefen wie auch aus den Antworten ſeines Schülers hervor. Der junge Mann befand ſich damals ſo recht in der Sturm- und Drangperiode, und nun iſt es rührend, zu ſehen, wie er ſeinem Lehrer, zu dem er ein unbegrenztes Zutrauen hegt, mit rückhaltloſer Offenheit Einblick in ſein ganzes Fühlen und Denken gewährt. Der Schüler ergreift am 15. Oktober zuerſt die Feder, da er ſich in Baſel ſeit dem Weggang des verehrten Lehrers vereinſamt fühlt und ſich nach den glücklichen Abendſtunden zurückſehnt, die er ſo oft auf deſſen Zimmer hatte verbringen dürfen. „Und dann gingen Sie ſo ſtill fort,“ ſchreibt er, „ohne daß wir gehörig Abſchied nehmen konnten, ſo daß es mir immer iſt, als müßten Sie noch hier ſein; und wir konnten Ihnen gar nicht einmal mehr zeigen, wie ungern wir Sie ziehen

ließen (ich rede hier auch im Namen Anderer)." Der Schüler erwartet, wie er ausdrücklich bemerkt, auf diesen Brief keine Antwort, aber schon am 17. Oktober antwortet ihm der Lehrer. — Endlich sei noch erwähnt, daß die Erhaltung dieser kostbaren Briefe der Schwester des Adressaten, Frau Charlotte Kühne-Brenner, zu verdanken ist, die dieselben vor der Rückgabe an Burckhardt durch Abschrift vor dem Untergang bewahrte.

Zürich, 17. Oktober 1855.

Ihr Brief hat mich in der Seele erfreut. — So flüchtig Ihr glückliches Alter in manchen Dingen sein mag, so glaube ich doch, daß Sie die einmal erkannte Bestimmung festhalten werden: irgend einen Zweig der höchsten Bildungsinteressen mit vorzüglicher Beziehung auf das Schöne. Sie werden noch Jahre lang hasten und zappeln, so wie ein Anderer keucht und ächzt, aber im Ganzen, hoffe ich, sind Sie geborgen. Was noch unreif ist, wird ausgähren. Bleiben Sie aber kein bloßer Contemplator, sondern halten Sie der schaffenden Poesie das Wort, das Sie ihr im Stillen gegeben haben. Möge sie all Ihrem geistigen Streben eine hellodernde Fackel vorantragen.

Wie viele Dinge sind es denn am Ende, die dem Leben eines modernen Menschen einen höheren Wert verleihen können? Wie ist uns in tausend Beziehungen das äußere Handeln abgeschnitten, das in andern Zeiten und unter andern Menschen die Nerven stärkt und die Organe frisch hält? Wie übel ist uns unter den großen Maschinenrädern der jetzigen Welt zu Mute, wenn wir nicht unserm persönlichsten Dasein eine eigentümliche, edlere Weihe geben? — Doch diese Dinge sind Ihnen wohl so klar als mir. Gegen jenen Geist des Hohns und des Widerspruches, der bisweilen mit Ihnen sein Wesen treibt, giebt es vollends gar keine bessere Hilfe, als die be-

ſtändige, an keinen vergänglichen Herbſt gebundene dionyſiſche Traubenkur im Weinberge — ich will nicht weiter fortfahren. Die beſtändige Anſchauung des Schönen und Großen ſoll unſeren ganzen Geiſt liebevoll und glücklich machen. Auch unſer Ehrgeiz ſoll ſich dadurch vom Stadium der Eitelkeit zur Ruhmbegier erheben. Ob wir noch über Jemand ſiegen, ſoll für uns keine Lebensfrage mehr ſein, wohl aber, ob wir zu Ehren des Schönen über unſere eigenen Grillen geſiegt haben.

Was ich Ihnen gegeben haben mag, das kann Ihnen nun, da Sie vorbereitet ſind, ein Anderer beſſer und in einem höhern Sinne geben, und auch in Ihren Privatſtudien müſſen Sie ſich nun den Weg durch das Dickicht brechen, da Sie — wahrhaftig geringſten Teils durch mich — gehen gelernt haben und im Ganzen die Richtung wiſſen.

Unſern poetiſchen Verkehr vermiſſe ich gerade ſo ſehr wie Sie. Mit all den ausgezeichneten Leuten, deren Umgang ſich hier für mich eröffnet, iſt mir in dieſem einen Punkt nicht geholfen — weil ihnen in der Regel durch Schickſale und Ueberanſtrengungen die eigentliche Freude an dieſen Dingen genommen iſt und weil ſie ſelber nicht produzieren (meines Wiſſens). Die poetiſchen Anregungen, die hier in der Luft liegen, ſind groß und bedeutend; einſtweilen aber habe ich noch zu wenig Boden unter den Füßen, um ruhig an die eigene Produktion denken zu können. Und dann iſt ein wiſſenſchaftlicher Quälgeiſt über mir, der vielleicht auf Jahre hinaus alle meine disponiblen Kräfte in Anſpruch nehmen wird, der Keim einer größeren Forſchung in der Geſchichte des Schönen. Ich habe dieſen „Breſten“ voriges Jahr aus Italien mitgebracht und glaube nun, ich könnte nicht ruhig ſterben, wenn ich nicht in dieſer Sache mein Schickſal erfüllt habe.

Ich faſſe dies recht wichtig und ziere mich nicht mit falſcher Demut. Ueberhaupt, wenn wir einmal die Zuſammenhänge mit

dem Großen und Unendlichen [ahnen?], dann ſind wir erſt recht verloren und kommen zwiſchen die Räder der jetzigen Zeit. (Verzeihen Sie, daß ich wieder mit dem Bild von den Rädern komme, aber es iſt einmal ſo; andere Jahrhunderte haben das Anſehen von Strömen, Stürmen, Feuerflammen; beim laufenden, das man das XIX. nennt, fallen mir immer dieſe verwünſchten Maſchinen ein.) Aber von der Freiheit dieſes XIX. Jahrhunderts profitieren wir doch gerne und verdanken ihr unſere objektive Betrachtung aller Dinge von der Ceder bis zum Yſop — alſo gemach mit den Klagen. Sie haben auch in einer Sache auf mich gehört und mich erfreut: ich meine die leſerliche Handſchrift. Kann ich nun in gewiſſen größeren Dingen auch hoffen, daß Sie der praecepta magistri eingedenk ſeien? Sie wiſſen ſchon, daß ich auf die klaſſiſche Litteratur hindeute? Es iſt kein bloßer Aberglaube von mir. Nun Addio.

Zürich, 11. November 1855.

Ihr Brief vom 27. Oktober iſt zu meiner großen Freude richtig an mich gelangt, obſchon ſie das Wort: „Zürich“ mit ganz kleinen Buchſtaben auf der Adreſſe geſchrieben hatten. Lernen Sie Vorſicht in dieſen Dingen; die Poſt ſpaßt nicht.

Hiemit iſt mein Vorrat von Bemerkungen zu Ende und nunmehr ſeien Sie mir herzlich willkommen. Ihr Fauſtfieber erinnert mich auf rührende Weiſe an eine ähnliche Epoche, weniger in meinem Leben als in dem meiner Commilitonen vor 16 bis 17 Jahren. — Um es Ihnen gerade heraus zu ſagen: ich habe mich nie nach der ſpekulativen Seite in den Fauſt hinein vertieft, wie meine Cameraden teilweiſe thaten. Ich werde mich auch deshalb wohl hüten müſſen, Ihnen irgend eine neue Seite oder Bedeutung an dem gewaltigen Gedichte eröffnen zu wollen. Nur ſo viel will ich Ihnen ſagen: es iſt ein feſtes, unabweisliches Schickſal der gebildeten deutſchen Jugend, daß ſie in einem beſtimmten Lebensalter am Fauſt bohre

und grüble, und dieſes Schickſal ſind Sie nun eben im Begriff zu erfüllen. Sie helfen eine Regel konſtatieren. Goethe im Himmel (oder wo Sie wollen) freuet ſich darüber, daß die deutſche Jugend wie im Leben, ſo auch in ſeinem Gedichte mehr irrt und ſucht, als fertige Reſultate gewinnt. Es würde den alten Herrn tief ſchmerzen, wenn man im Fauſt feſte Dogmen fände. Alſo: irren Sie im Fauſt herum! die edelſten Geiſter haben alle dieſen Weg gehen müſſen, weil ſie feſte Wahrheiten ſuchten; das Gedicht neckte ſie, zog ſie dann tief in ſeine unter- und überirdiſchen Gänge hinein und hinterließ ihnen zuletzt gar keine Wahrheiten, aber einen geläuterten Trieb zur Wahrheit, wie die Beſchäftigung mit hohen geiſtigen Dingen ihn überhaupt hervorrufen ſoll.

Für die Spezialerklärung des Fauſt habe ich in Kiſten und Kaſten gar nichts vorrätig. Auch ſind Sie ja beſtens verſehen mit Commentatoren aller Art. Hören Sie: Tragen Sie augenblicklich dieſen ganzen Trödel wieder auf die Leſegeſellſchaft, von wannen er gekommen iſt! (Vielleicht iſt das inzwiſchen ſchon geſchehen.) Was Ihnen im Fauſt zu finden beſtimmt iſt, das werden Sie von Ahnungswegen finden müſſen (NB. ich ſpreche bloß vom erſten Teil). Fauſt iſt nämlich ein echter und gerechter Mythus, d. h. ein großes, urtümliches Bild, in welchem jeder ſein Weſen und Schickſal auf ſeine Weiſe wiederzuahnen hat. Erlauben Sie mir eine Vergleichung: Was hätten wohl die alten Griechen geſagt, wenn zwiſchen ſie und die Oedipusſage ſich ein Commentator hingepflanzt hätte? — Zu der Oedipusſage lag in jedem Griechen eine Oedipusfiber, welche unmittelbar berührt zu werden und auf ihre Weiſe nachzuzittern verlangte. Und ſo iſt es mit der deutſchen Nation und dem Fauſt. — Wenn nun von dem überreichen Werke auch ganze große Partien dem Einzelnen verloren gehen, ſo iſt dafür das Wenige, was ihn wirklich und unmittelbar berührt, von ſo viel mächtigerem Eindruck und gehört dann weſentlich mit in ſein Leben.

Der zweite Teil hat mich nie anders als angenehm-fabelhaft berührt. Der ſpekulative Gedanke iſt mir dunkel geblieben. Das Mythiſche iſt mit einer gewiſſen großartigen Anmut behandelt, als ſähe man Rafael die Geſchichten der Pſyche malen. Was aber total über meinen Verſtand geht, iſt die ſittliche Abrechnung, die zuletzt mit Fauſt gehalten wird. Wer ſo lange mit Allegorien verkehrt hat, wie er, der wird am Ende notwendig ſelber allegoriſch und kann nicht mehr als menſchliches Individuum intereſſieren. In dem ganzen zweiten Teil ſind aber eine Menge von ſublimen Sachen zerſtreut, und das Heraufbannen der Helena hat in der ganzen Poeſie aller Zeiten wenig ſeinesgleichen.

Endlich iſt es ganz in der Ordnung, daß Fauſt auch Sie zu irgend einer Art Reproduktion zwingt. Auch zu unſerer grünen Zeit kam dergleichen vor. Man pflegt ſolche Skripturen ſpäter im Hinblick auf den ungeheuren Abſtand zwiſchen Wollen und Vollbringen zu verbrennen — mit Unrecht; denn auch in den Fehlern eines ſolchen ſymboliſchen Gedichtes drückt ſich die Signatur des Schreibenden merkwürdig aus, ſo daß man ſpäter dergleichen als Urkunde über das eigene Selbſt ſchätzen lernt.[1])

---

[1]) Auch Jakob Burckhardt hat einmal an einem Fauſt gedichtet. Wir erfahren das aus dem an ihn gerichteten Briefe Brenners vom 24. Dezember 1855. Nachdem der Schreiber von ſeinem eigenen Fauſt geſprochen, fährt er nämlich alſo fort: „Was den Ihrigen betrifft, d. h. die Fauſtſcenen, welche Sie die Güte hatten mir mitzuteilen, ſo haben mir dieſelben ſo ungemein gefallen, daß ich nur bedaure, ſie nicht ſelbſt gemacht zu haben, um ſie in meinen Fauſt aufnehmen zu können, und daß ich die beſcheidene Bitte wage, ob Sie mir dieſelben nicht laſſen wollten, ich werde ſie gewiß zu keinem Plagiat benützen, noch gegen Jemanden etwas davon verlauten laſſen, noch überhaupt einen andern Gebrauch davon machen, als ſie öfters zur Erbauung und Ergötzung leſen. — Aber doch muß ich Sie und mich fragen, ob dieſelben in einem Fauſt, der möglicherweiſe der Oeffentlichkeit anheimfallen könnte, dürften aufgenommen werden; Sie haben mich in einem Punkt gelehrt, vorſichtig ſein, Sie haben mir an mehreren meiner eigenen Verſuche

Schreiben Sie mir ein kurzes Canevas; ich will es gewiſſenhaft durchgehen und Bedenken wie Aufmunterung nicht ſparen; ich vermute etliches ſehr Eigentümliches darin, was Ihnen allein angehört. — Leſen Sie Immermanns Merlin. Es iſt die wichtigſte und unabhängigſte Parallele, um nicht zu ſagen Ergänzung zum Fauſt.

---

gezeigt, wie oft der Leſer da Aehnlichkeiten erblicke, wo der Verfaſſer keinen Gedanken daran gehabt und ganz ſelbſtändig gearbeitet hat. So finde auch ich, was gewiß keine Reminiscenzen ſind, ſondern Dinge, die in der Natur der Sache liegen, indem, wenn zwei von der gleichen Idee aus den gleichen Stoff behandeln, ſie notwendig müſſen zuſammenſtoßen — ſo finde auch ich Aehnlichkeiten zwiſchen Ihrem und Goethes Fauſt: Die ganze Charakterſchilderung oder der Entwurf, das Hiſtoriſche, das Sie Ihrer Scene vorausſchicken, kann eben ſo gut ganz wörtlich vom goetheſchen geſagt werden, als von Ihrem: Auch Goethes Fauſt iſt durch „viele Läuterungen hindurchgegangen": Oſternacht, Gretchen, Helena; auch „er hat allmählich ſein böſes Selbſt aus ſich herausgeſchmolzen ꝛc." (ich citiere Sie ganz wörtlich) ja er führt ſogar auch gerechte Kriege und Kämpfe: Unter dem Kaiſer (II, 4) und gegen das Meer (II, 5) „Seine Perſönlichkeit iſt eine heroiſche geworden," ſeit Helena; „im Gegenſatz zum frühern Stubenleben und zur reinen Geiſtesarbeit muß er nun unſtät wandern," alles wie bei Goethe. Doch Sie können vielleicht mit Recht ſagen: „das gehöre notwendig zur Sache, das gehöre nicht Goethe allein, ſondern Fauſt ſelbſt, wenigſtens ſobald er will dramatiſch behandelt werden;" oder auch, „das haben Sie mit Abſicht Goethe gleich gethan," ebenſo, wenn Mephiſtopheles ganz ähnlich wie bei Goethe den Fauſt zur Sinnlichkeit verlocken will, „das gehöre ja ſchon der Sage an." Was aber ſagen Sie dazu, daß beide Fauſti, nachdem ſie Helden geworden, zu ihrer Läuterung im Gegenſatz zu ihrem Stubenleben nach Griechenland müſſen? (Ironie des Schickſals: gerade Griechenland, das ſonſt heutzutage leider (!) mit dem Stubenleben zuſammen gedacht wird, tritt demſelben jetzt entgegen) „freilich beide auf ganz verſchiedene Weiſe: der Goethe's befreit die Helena vom Opfertod und wird ihr Gemahl, der Ihre Hirten von Räubern und wird ihr Prieſter." Und was ſagen Sie dazu, daß Ihr Mephiſtopheles verſchwindet, ſeine Kleider auf die Erde fallen und liegen bleiben, gerade wie Euphorion und Helena II, 3. Wenn Goethe ſchon ſich wiederholt, auf drei Seiten dasſelbe Motiv zweimal verwendet, S. 220 „das Körperliche verſchwindet ſogleich, Kleid, Mantel und Lyra bleiben liegen" und S. 222 (Ausg.

2. Dezember 1855.

Alſo ins Künftige: Adelberg, nicht Nadelberg.[1]) Da dieſe Diſtinktion Sie offenbar glücklich macht, ſo möge Ihr Wille geſchehen.

Zweitens: Ihre Handſchrift iſt teilweiſe entſetzlich. Indeſſen bringe ich es nicht mehr übers Herz, deshalb den Pedanten zu

---

in 40 Bänden 1840, Bd. 12) „das Körperliche verſchwindet, Kleid und Schleier bleiben ihm in den Armen," — darf dann ein Anderer dasſelbe Motiv in einem gleichbetitelten Drama zum drittenmal anbringen, ohne dabei zu ſchwören, er habe Goethes Fauſt nie geleſen, ſo köſtlich das iſt, was Sie daraus entwickeln: die Antiquarſcene? Oder ſoll dies etwa abſichtliche Nachahmung, quaſi Parodie ſein? Sie ſagen wenigſtens nichts davon. — Auch, daß ein Spätgeborner ins heroiſche Zeitalter zurückkehrt (bei Ihnen der köſtliche Antiquarius und Fauſt ſelbſt) findet ſich bei Goethe in Fauſt ſelbſt und ſeinem Goſſenen. Ebenſo die Unbehaglichkeit des Mephiſtopheles auf klaſſiſchem Boden Auch einen neuen Staat gründen beide Fauſti, der eine auf dem Meere, der andere auf der Wildnis und Zwietracht abgewonnenem Boden. Sonſt ſind wohl viele Verſchiedenheiten und Neues: ſo das famoſe Motiv, daß der Vertrag dadurch nichtig und Fauſt frei wird, daß Mephiſtopheles ſelbſt zu nichts wird; daß Fauſt ſchon in dieſem Leben frei wird, während der Goethes erſt nach dem Tode, und daß der Ihrige ſo frei von allem Höllenanhang, ſelbſtändig und ohne Hilfe böſer Geiſter ſein hohes Streben verfolgen kann. — Doch ich erſchrecke! ich könnte bös mißverſtanden werden! Glauben Sie um Gotteswillen nicht, ich wolle Sie, Ihre wohlgemeinten praktiſchen Ratſchläge und Vorlagen etwa gar kritiſieren: ich will Sie ja über Alles das bloß fragen, ich muß es mir ſelber klar machen, muß das, was mir darüber vorſchwebt, ans Tageslicht fördern, um der mir von Ihnen gezeigten Richtung folgen zu können — und wiſſen, merken Sie jetzt, warum ich meinen Fauſt in jenes „überbyroneske" Gewand gekleidet: ich wollte der, wie mir a priori ſchien und wie mir Ihr Problem a posteriori beweiſt, unvermeidlichen Klippe der „Aehnlichkeit" mit Goethes Fauſt ausweichen.". . . . Als Poſtſkriptum zum folgenden Schreiben Brenners findet ſich dann die Bemerkung: „Ihrer Aufforderung gemäß ſchicke ich Ihnen Fauſtiana zurück, bin aber ſo frei, den andern Teil des Briefes zu behalten, er enthält zu wichtige Lehren."

[1]) Dies bezieht ſich auf eine Stelle im Brief des Schülers vom 22. November 1855, woſelbſt dieſer dem Lehrer auf den Vorwurf, er habe Zürich auf der Adreſſe zu klein geſchrieben, ſcherzhaft mit einem ähnlichen antwortet, näm-

machen; es ſoll (wo irgend möglich) mein letztes Wort darüber ſein. Der Inhalt Ihres Briefes hat mich zu ſehr gefeſſelt. Wenn Sie in Gottes Namen nur ſudelnd Ihre Gedanken ſo recht unmittelbar hingeben können, ſo will ich mich drein finden, obſchon ich mich pflichtgemäß empören ſollte. Sie werden alſo Ihre Strafe nicht durch mich, ſondern vielleicht hundert Meilen von uns, vielleicht unter ganz fremden Verhältniſſen finden. Aber Sie werden ſie finden. — Nun zu Ihrem Fauſtprojekt. Vor allem weg mit dem Prolog! wozu in aller Welt dem Ehren Publico ſagen: ſeht, das und das habe ich mir aus dem Leib haſpeln wollen, und der und der bin ich eigentlich in Perſon? Anſtatt vielmehr Gott zu danken, wenn Niemand was merkt. Zuerſt muß das Gedicht intereſſant ſein, dann wird der Dichter von ſelbſt auch intereſſant und braucht nicht mit Kochlöffeln und Zaunſtecken auf ſich hinzuweiſen — man wird ihn ſchon in Anſpruch nehmen mehr als ihm ſelber lieb iſt. (Ueberdies iſt es gar nicht Jedermanns Sache — wie es Goethes Sache war — ſich poetiſch zu häuten, ſich von den Dingen durch das Kunſtwerk zu befreien; machen Sie nur einmal die entſprechende Probe z. B. mit Schillers Leben — wie ungleich weniger klappt und trifft ſich's da!) — Nun komme ich zu Ihrem ultrabyroneſken Fauſtcharakter. Glauben Sie mir: ein ſolcher Kerl, wenn er wirklich exiſtieren kann, iſt trotz allem „göttlichen Funken," „höherm Trieb" u. ſ. w. ein odiöſes Subjekt. Wenn er ſich auch mit „Politik, Philoſophie und Wiſſenſchaften beſchäftigt," wie Sie annehmen, ſo literiert er doch nur dran herum, thut und ort nichts

---

lich daß er Nadelberg ſtatt Adelberg ſchreibe. „Ein rechter Adelberger könnte ſich beleidigt fühlen, daß man ſeinen Wohnort von „Nadeln," als einer ironiſchen Anſpielung auf das Pflaſter, wie es dieſer Straße bis vor wenigen Jahren eigentümlich war, ableite, ſtatt vom „Adel," der einſt gewohnt, wo ihm jetzt der Herd „blüht," oder zu welchem er ſich wohl gar ſelbſt zählt, trotz ganz legitim ſpießbürgerlicher Geſinnung."

Rechtes, weil ihm alle und jegliche Liebe zu den Dingen fehlt, weil er doch nur ein maliciöſer Bummler iſt. Mit dieſer Gelegenheit möchte ich Sie gerne überzeugen, daß jene ungeheuer intereſſanten, ſchmerzlich-ſkeptiſchen, geheimnisvollen Weſen à la Byron reine Phantaſieweſen ſind und nie und nirgends exiſtiert haben, alſo auch keine poetiſche Wahrheit beſitzen. (Es iſt die Sorte, zu welcher auch Heine eine Zeitlang gerne gehört hätte, bis er fand, das reine Schindluder ſtehe ihm beſſer zu Geſichte.) Blaſierte, drei Viertel verkohlte Individuen von urſprünglich großer Anlage giebt es genug, aber ſie ſind nicht mehr intereſſant, wenigſtens lange nicht in dem Grade, wie ſie es ſelber meinen. Die paar genialen Rauchringelchen, die ſie noch hie und da in die Luft blaſen, ſind nur der letzte Stank, den ſie von ſich geben, obſchon man verſucht wird zu glauben, es gähre im Innern ein Aetna von ungeheurer Genialität. Solche Individuen ſind nämlich überdies eitel bis zur Jämmerlichkeit. Sie haben offenbar noch keinen von der Sorte gekannt, ſonſt würden Sie dieſem „Charakter“ nicht ſolche idealiſierende Ehre anthun. Uebrigens hätte ich große Luſt, Ihnen einmal ganz derb den Text zu leſen wegen dieſes Anticipierens nach der bewußten Seite hin. Sie haben in Ihrem Leben noch wenig Anderes als Liebes und Gutes erfahren; zugleich aber beſitzen Sie eine jugendliche Phantaſie mit dem ganz naturgemäßen Hang zum Außerordentlichen, welcher eine Vorbedingung aller Poeſie iſt. Nun müßten Sie eigentlich Götter, Helden, Glück, Liebe in großen Geſtalten hervorbringen, in einfachen, ergreifenden Gegenſätzen. Statt deſſen greifen Sie nach dem, was fault und phosphoriſch leuchtet, nach dem, was Sie nicht kennen und nicht erfahren haben — Sie werden ſagen: „Götter und Helden kenne ich auch nicht“ — gut, aber Sie dürfen ſie ahnen, Ihre Phantaſie, in Ihrem glücklichen Alter, hat das Recht dazu — die Fäulnis zu ahnen haben Sie das Recht nicht. Ich möchte aber bald aus Neugier wün-

ſchen, Sie führten den Plan doch aus, nur um zu ſehen, wie unſchuldig Sie — trotz Mord, Dolch ꝛc. — einen ſolchen Charakter verhältnismäßig geben würden. Ich würde Ihnen dann am Rand jedesmal bemerken, was für Tücken, Rückſichtsloſigkeiten und Infamien des verkohlten Genies Sie aus Unſchuld übergangen haben. Glauben Sie mir: intereſſant kann nur ſein, wer noch irgend etwas liebt. Und dann

Non fumum ex fulgore, sed ex fumo dare lucem etc.

Uebrigens haben Sie mir von Ihrem Plan doch nur zwei Scenen anvertraut: das Geſpräch mit dem Freunde und die Beſchwörungen. — Der Charakter dieſes Freundes hat leider, wie ich ſagen muß, in unſerer Zeit ſehr viel Wahres; ſolche, die auf ihrer „Reiſe durch alle Standpunkte“ auch einmal ein paar Wochen im Gaſthof „zur modernen Orthodoxie“ liegen bleiben, bis ein anderer Wind weht, und zugleich immer ein Schlachtopfer haben müſſen, das ſie mit vampyriſchem Hohn verfolgen. Zu dieſen Charakteren könnte ich Ihnen ein Individuum gerade hinzeichnen. (Selbſt daß ein ſolches Menſchenkind am Ende behauptet, es gehöre zu den Schlachtopfern, ſei identiſch mit ihnen .... [das Folgende unleſerlich] erraten alles durch gemeinſchaftliches Bewußtſein. Alles dies iſt wahrer als Sie wiſſen. Ich habe dergleichen ſchon mit angeſehen.) Die Beſchwörungen ſind einſtweilen doch nur ein Schwank, keine Peripetie für ein Fauſtdrama. Daß Sie da allerlei Hiebe austeilen können, iſt ganz richtig, und das Detail, das Sie mir angeben, iſt recht ergötzlich. Aber muß denn immer ſo viele Zeit und guter Humor auf Hiebe und Ohrfeigen verwendet werden? Sie leſen mit Rührung die Lyriker wieder, die Ihnen in den guten blonden Jahren des erwachenden Bewußtſeins gefielen. Sind Sie denn jetzt ſchon ſo gänzlich über jene Stimmungen hinweg? empfinden Sie jene Zeit ſchon als ein Plusquamperfektum? Uebrigens waren Sie doch ſchon damals ein großer Satirikus, wenn ich nicht irre? — Wenn

ich Ihnen nur dieſen Teufel austreiben könnte! er bedroht mit der Zeit Ihr inneres und äußeres Glück. Sie ſind dazu beſtimmt, Schönes zu ſchaffen, die Dinge als Ganzes, in ihrer Harmonie zu ſchauen und darzuſtellen, nicht als Zerriſſenes und Zwieſpältiges. Sie kennen die Schründe und Spalten unſeres Daſeins nicht und brauchen ſie nicht zu kennen; in Ihrem glücklichen Alter ſoll der Dichter mit gottbeſeeltem Schritte drüber hinſchweben.

28. Januar 1856.

Alſo Sie wollen die Welt ſtrafen und Satiriker werden. Einſtweilen unſerer kleinen Vaterſtadt, wo jede Satire perſönlich ſein muß, wo man aber auch je nach Umſtänden mit einer Münze heimbezahlt wird, die nicht gerade ein litterariſches Gepräge hat, und wo der Satiriker in eine Complizität mit Leuten gerät, deren Phyſiognomien ihm ſehr unerwartet vorkommen mögen. Ich kann Ihre geiſtige Dispoſition nicht ändern, ſo ſchmerzlich weh es mir thut, Ihr Talent auf dieſen Wegen zu ſehen. Ich kann nur weisſagen: wenn Sie ſich auf dieſe Gattung legen, ſo ſollen Sie ein Publikum kennen lernen, das den Skandal ſchätzt, von der Kunſtform nichts verſteht und den Dichter, der ihm Vergnügen gemacht hat, gründlich haßt — Dixi et salvavi etc.

Einſtweilen machen Sie es wie Heine: in Ermangelnng eines Gegenſtandes großer ſatiriſcher Züchtigung übertragen Sie den Hohn auf die privaten Herzensſachen. Dieſes rächt ſich vor der Hand dadurch, daß Ihre fünf Liebesklagen ſamt Prooeminm ganz erſtaunlich unbedeutend und unſchön ſind. Eine davon, Sie wiſſen wohl welche, hat einen ſo grellen Ton, daß ich Mühe hatte, Ihre Blätter zu Ende zu leſen. — Mein Troſt dabei iſt, daß Sie offenbar von der wahren Liebe noch keine Ahnung gehabt haben, wie ſchon aus Ihrem ewigen Renommieren hervorgeht mit Eroberungen, die auch andern Leuten ſehr leicht werden, ja, ja, ſehen

Sie nur etwas um ſich! In Ihrem Alter hatte ich Altersgenoſſen, von welchen ich wußte, daß ſie die glücklichſten der Menſchen waren; ſie machten auch Gedichte, vielleicht trivial und ſehr endlich im Ausdruck des Unendlichen, aber die bloße Erinnerung daran bewegt mich doch.

Sie werden beſſere Gedichte machen als Jene, ſobald einmal die wahre Leidenſchaft über Sie kommt. Mit welchen Augen Sie dann Ihre Hohnverſe anſehen werden, wird ſich zeigen. Auch wo Sie nicht eigentlich höhnen, überlaſſen Sie ſich doch bisweilen einem ſaloppen Geſchreibſel, mit welchem weder Apoll noch Aphroditen irgend welche Ehre geſchieht. Die Ausrede, Sie ſchrieben das nur ſo hin, nehme ich nicht an. Wenn Sie Dichtung nicht als eine Kunſt mit ganz beſtimmten Pflichten anſehen wollen, ſo laſſen Sie es lieber bleiben. . . . (Hier folgt eine kurze Kritik der eingeſandten Gedichte.) Von Ihren anderweitigen Studien ſchreiben Sie nichts; ich möchte doch gerne auch erfahren, wo es mit Ihnen hinaus will.

21. Februar 1856.

Ihr Brief vom 17. ds. hat mich primo bis zu einem gewiſſen Grade höchlich erfreut und secundo gar nicht befremdet. Wir wollen den Hauptgegenſtand vorweg behandeln. Alſo die Gedanken an Ihre zukünftige Lebensſtellung fangen an zu wurmen. Wohl Ihnen; Sie träumen alſo nicht mehr von einer poetiſchen Exiſtenz, wo Einem die gebratenen Eichendorffe ins Maul fliegen. (Wenn Sie ſo geträumt haben, ſo macht es Ihnen weiter keine Schande.) Gerade wer in ſeinem Leben einen großen und ſtarken idealen Gehalt braucht, muß in unſerm Jahrhundert am allermeiſten auf eigenen ökonomiſchen Füßen ſtehen. Bilden Sie dieſen Ehrgeiz, dieſen Stolz im höchſten Grade aus! Da die Welt wenig von uns will und wenig annimmt, ſo dürfen wir auch von ihr wenig annehmen. Vor allem, haben Sie die Muſe zu lieb, als

daß Sie von ihr, d. h. von Honoraren, leben möchten! Selbst die Größten, die um des Erwerbs willen produzierten, haben dabei schwere innere Einbuße erlitten. Nein, der Boden des Erwerbs sei recht gründlich prosaisch; er kann einem doch sehr lieb werden, die Pflicht kann bei saurer Mühe doch ihre angenehme Seite haben. Nun will ich Ihnen sogar einigen Heroismus predigen, dergleichen ich in Ihrem Alter freilich selbst nicht viel vorrätig hatte. Ich meine das Wegbleiben von kostspieligen Vergnügungen und von denjenigen Gesellschaften, welche wesentlich darauf eingerichtet sind. Unter uns Schweizern ist man in diesem Punkt ganz vernünftig und die Pflicht wird Einem nicht schwer gemacht. Anders ist es besonders unter den deutschen Studenten, wo Einer das Vermögen eines ganzen Hauses samt Aussteuer seiner Schwestern ꝛc. nicht etwa bloß aufstudiert — denn wenn er ein braver Kerl ist, so kann er vielleicht das meiste ersetzen — sondern mit Suiten [1]) aufgelumpt und noch sonst eine Menge Schulden macht. Das Ende vom Lied ist: eine Lumpenexistenz zu Hause oder in Amerika — oder ein Unterkommen als Beamter, wo man sich von den liebenswürdigen Büreaukraten zupfen, kneten, treten und schinden läßt, d. h. ein Dasein, welches mit dem vorhergegangenen Luxus im lächerlich-elendesten Gegensatze steht. Dixi et salvavi etc., man muß bei Zeiten lernen, auf eigenen Füßen stehen nnd mit Ehren arm sein. Dies ist die erste Vorbedingung aller Poesie, die Schutzwehr des Charakters, die einzige Garantie reiner und schöner Stimmungen. Einstweilen wird nun wohl noch ein paar Jahre für Sie gesorgt werden; es genügt, wenn Sie während dieser Studienjahre diesen Ihren künftigen Erwerb nie aus den Augen lassen und sich an diese Aussicht gewöhnen, nicht als eine lockende, aber doch als eine freundliche. Nehmen Sie die Perspektive tief: Stunden

[1]) In Deutschland gebräuchliche Bezeichnung für tolle Vergnügungen und lose Streiche.

geben, Vicariat im Gymnaſium, dann womöglich Anſtellung daran. Laſſen Sie ſich nicht zu leicht von der akademiſchen Laufbahn anlocken; es iſt ein Glücksſpiel, ſchon weil unendlich weniger disponible Stellen für jedes einzelne Fach vakant zu werden pflegen, ſelbſt wenn man alle deutſchen Univerſitäten zuſammenrechnet, und dieſe Stellen werden dann nach dem natürlichen Lauf der Dinge oft nach Zufall und Gunſt, nicht nach Verdienſt beſetzt. Von der Gründung einer Familie iſt nur dann die Rede, wenn man von dem Vermögen der Frau leben kann, während Sie alle unſere Gymnaſiallehrer im 25—28ſten Jahr heiraten ſehen. — Ach, wenn Sie in deutſches akademiſches Elend hineingeſchaut hätten, wie ich! — Sodann das Allerletzte, an das Sie denken dürfen, iſt eine Thätigkeit als Journaliſt. Sie frißt den Poeten rein auf und trägt, Arbeit gegen Arbeit gehalten, ohnedies ſelten ſo viel ein, als eine Lehrerſtelle. — Alle dieſe Proſa trage ich Ihnen nur vor im Namen der Poeſie, welche bei ihren Bekennern das Solide und Ruhige liebt. — Ferner: das Studentenleben befriedigt Sie nicht.[1]) O Blindheit! Sehen Sie, nun komme ich und ſteche Ihnen

---

[1]) Brenner war am 24. November 1855 dem Zofingerverein beigetreten, und zwar mit Begeiſterung, aber ſchon am 17. Februar 1856 bekennt er Burckhardt, er ſehe ſich in ſeinen Idealen getäuſcht. Er ſchreibt u. a.: „Ich ſehe, wie einem hier alles fehlt, was ein Student, der wirklich Student ſein, nicht nur Kollegien beſuchen möchte, auch noch ſo beſcheiden wünſchen muß.“ „Die Jugend iſt alt,“ klagte er. „Mein junges Herz lechzt aber nach gleichgeſinnten jungen Herzen, nach begeiſterten, jugendlichen Herzen, nach Schweizerjünglingen und Schweizergeſinnung, und hier iſt alles kalt und kahl.“... Wie ſehr Burckhardt mit ſeiner Antwort auf dieſe Klagen das Richtige getroffen, das geht aus Brenners Schreiben vom 11. März 1856 hervor, das alſo beginnt: „Noch keiner Ihrer teuren Briefe hat mich (ohne Metapher) in einen ſolchen Jubel verſetzt, wie Ihr letzter, hat mir im troſtbedürftigſten Augenblick ſo reichen, balſamiſchen Troſt gebracht, und ich preiſe mich glücklich, daß ich, mit zögernder Hand, Ihnen geſchrieben, was ich mich lang geſcheut Ihnen vorzutragen: meine Kühnheit hat mir herrlichen Lohn gebracht!“

den Staar wie folgt: Der aktive Poet braucht ja das Studentenleben nicht, qui n'est qu'une espèce de poésie mise à la portée de tout le monde! — Er bewegt sich in einem ganz andern Reichtum von Bildern und Gefühlen, als ihm der Comment geben kann. Und welch ein dürftiges Excerpt von Comment ist das, was man auf unsere schweizerischen Universitäten verpflanzt hat! — Ach Leute, legt doch diese Feierlichkeiten ab und behandelt alle eure Verhältnisse als Privatverhältnisse! Laßt eurem schönen, ehrwürdigen Zofingerverein sein einfaches schweizerisches Gewand — oder ist euch der Landesvater so ans Herz gewachsen?

Ferner Sie sind unzufrieden mit X, mit Y, mit Z, — ich vermisse nur eins, was Sie wohl fühlen, aber mir nicht anvertraut haben. Sie sind unzufrieden mit sich selbst. Ach, Sie sind übel dran, wenn Sie die erhöhte Stimmung bei Andern suchen, von Andern abhängig machen und in der Sie umgebenden Welt eine ideale Welt verlangen. Ich mache Ihnen einen Vorschlag zur Güte: Werfen Sie die Superiorität des Witzes und der Satire in den s. v. Abtritt, bemühen Sie sich, alles das im Umgang hervorzukehren, was von wahrer Herzensgüte, Fidelität und Hingebung in Ihnen ist, und Sie werden sehen, daß man Ihnen ebenso antwortet. Stören Sie keine Gesellschaft mehr durch Bissiges und Geistreiches, zeigen Sie aber den wirklichen Geist, welcher eine natürliche Milde und Güte hat, und da werden Sie auch bei Andern den wirklichen Geist entdecken, vielleicht zaghaft und unbeholfen, aber gut, willig und liebevoll. Dann wird Ihre Geselligkeit zwar keine ideale sein, aber in guter Stunde wird der Hauch des Idealen drüber schweben. Glauben Sie an das, was ich sage? Antworten Sie mir. Wenn Ihnen die Leute um Sie herum flau und lahm vorkommen, so thun Sie zuvörderst im stillen Kämmerlein einige Buße dafür, daß sie Diesen eingeschüchtert und Jenen erbittert haben, sodann seien Sie der Lustigste und Auf-

geweckteſte von Allen und Sie werden ſehen, was es hilft. Ein Witziger, der ſich vollkommen bezähmt, iſt eo ipso ein mächtiger Menſch. Schleiermacher war ein ſolcher. — Sie ſehen, ich bleibe trotz Ihrer Warnung noch immer ein wenig bei den „äußern Folgen" ſtehen. [1])

Nun zu den Studien. Ich bin zu wenig vom Fache, um Ihnen direkt helfen zu können. Soviel aber iſt gewiß: Wenn Sie nicht bis zu einem hohen Grade „Gedächtnismenſch" werden, ſo bleiben Sie ein Dilettant. Ferner verlange ich allerdings, daß Sie diejenigen notwendigen Dinge in Folianten ſtudieren, welche in 4to, 8vo, 12mo nicht zu haben ſind. Was haben Sie gegen die armen Folianten? Es ſtehen 1000 wunderſchöne Dinge drin, ſelbſt ſolche, die man mit Entzücken, raſend, unter Thränen leſen kann. Nur ein Beiſpiel: Ich weiß nicht, ob Sie anweſend waren, als ich letzten Winter das Leben des heil. Severin vortrug. Dieſe wunderbare Geſchichte, die mich zwar weder raſen noch weinen macht, mein Gefühl aber von menſchlicher wie von hiſtoriſcher Seite auf das ſtärkſte aufregt, iſt m. W. in Original nur zweimal ediert und jedesmal innerhalb eines Folianten. Uebrigens gewöhnen Sie ſich das Raſen und Weinen womöglich etwas ab; das iſt gut für hyſteriſche Frauenzimmer. Es iſt immer nur eine Wirkung des Stoffes, nicht der Kunſtform. Summa, wenn Sie was Rechtes wollen, ſo muß die Scheu vor den Büchern aufhören. Es verſteht ſich ganz von ſelbſt, daß nur der 100ſte Teil des Inhaltes für Sie Wert haben wird, aber eben die Arbeit, welche in dem Ausſcheiden dieſes Hundertſtels beſteht, iſt das Bildende.

[1]) Dieſer Schlußſatz bezieht ſich auf einen Paſſus im Briefe des Schülers vom 17. Februar, der folgendermaßen lautet: „Wenn Sie mir übrigens völlig meinen Dämon austreiben wollen, ſo müſſen Sie ihm nicht mit äußern Vernunftgründen zu Leibe gehen, wie Sie bisher gethan, ſondern mit innern, äſthetiſchen die in der Sache ſelbſt liegen, in der Satire als ſolcher, nicht in ihren äußern Folgen für den Satiriker."

Macht es denn der Grubenarbeiter anders? — Und ſchließlich noch einen Troſt: Sie werden allmählich jenen Hundertſtel raſch und präzis zu Tage fördern lernen.

Was das Studium vermöge Lebensbeobachtung anbelangt, ſo mißgönne ich Ihnen dasſelbe nicht, ſolange das Bücherſtudium nicht davon beeinträchtigt wird. Sie verſichern mir ja, daß Sie dies Lebensſtudium auch auf ſich ſelbſt anwenden in Geſtalt von Selbſtprüfung. Ich müßte aber lügen, wenn ich ſagen wollte, daß mir dies Alles Ihrem glücklichen Alter ſehr gemäß erſcheine. Ein Gott hat den 20-jährigen ſonſt die Binde um die Augen gelegt, damit ſie dieſe bunte Welt für harmoniſch halten und in dieſem Bewußtſein oder Wahn glücklich ſein ſollen. Wenn Sie nun durchaus kritiſch anſtatt genießend verfahren wollen, ſo iſt das Ihre Sache. Uebrigens freut mich doch das eine Reſultat ſehr, welches Sie mir mitteilen: „daß der Wille in der Welt von größerer Wichtigkeit iſt als der Verſtand" — wenn Sie ſo philoſophieren, dann fahren Sie nur fort. Ein wenig anders ſtiliſiert lautet der Satz: der Charakter iſt für den Menſchen viel entſcheidender als Reichtum des Geiſtes, welches eine meiner älteſten und ſtärkſten Ueberzeugungen iſt.

16. März 1856.

Ihr Brief vom 11. ds. hat mich ſehr geſchmerzt und mit Sorgen für Sie erfüllt. Ich will den zweiten Teil desſelben zuerſt beantworten. — Wenn Sie ſich wirklich für eine dämoniſche Natur halten, ſo verlange ich nur eins: daß Sie ſich in dieſem Gedanken niemals, keinen Augenblick gefallen mögen. Bleiben Sie auf alle Gefahr hin gut, liebreich und wohlwollend, zwingen Sie ſich, jedem das Beſte zu gönnen und zeigen Sie dieſes im täglichen Geſpräch und Umgang, damit ſich doch möglicherweiſe Jemand an Sie anſchließen kann. Wenn Sie die fürchterlichen Spalten und Klüfte kennten, welche unſer Leben unterirdiſch durchziehen, Sie

würden heut lieber als morgen alle Schätze der Liebe und Hingebung aufthun. Denn nur auf dieſe Weiſe entwickelt ſich etwas, das dem hohen und reinen Gefühl gleicht, welches über jene Abgründe kühn und ergeben hinwegſchreitet. Sie wiſſen noch nicht, was wir Menſchen für Bettler ſind vor den Pforten des Glückes, wie weniges ſich ertrotzen und erzwingen läßt, und wie die genialſte Begabung vergebens an jene Pforten anprallt, um ſie einzurennen. „Denn ach, die Menſchen lieben lernen, es iſt das einzige wahre Glück."

Es iſt ein rechter Jammer, daß Sie die goldenen Studentenjahre in dieſen traurigen Stimmungen verdämmern ſollen. Nun ſitzen Sie und brüten über Ihrem „konſequenten Indifferentismus," bis Ihnen über den Kategorien „Notwendig und Zufällig" das alltägliche, vortreffliche Hausbrot „Gut und Böſe" ausgeht. Soll ich es an Ihnen noch einmal erleben, was ich vor 16 Jahren an Andern erlebte, daß über vermeinten oder wahren weltgeſchichtlichen „geſchichts- oder naturphiloſophiſchen" Axiomen das Bewußtſein deſſen verloren ging, was allein die Exiſtenz des Individuums hüten und beglücken kann? (Vor Allem beiläufig eins: Dieſe geiſtigen Operationen ätzen und beizen die Poeſie total weg; ſie haben uns Lenau gekoſtet, der ſich durch den hochpoetiſchen Schimmer der Notwendigkeitsphiloſophie blenden ließ, bis es aus war.) Geben Sie, wenn es nun doch ſein müßte, wenigſtens acht auf ſich ſelbſt; der geiſtige Hochmut, der ſich bei dieſer Beſchäftigung entwickelt, iſt von ſo penetrantem, für uns Weltkinder unerträglichem Geruch, wie irgend ein religiöſer Hochmut.

Es iſt die zwölfte Stunde; wenn Sie Poet bleiben wollen, ſo müſſen Sie 1. die Menſchen, 2. die einzelne Erſcheinung in Natur, Leben und Geſchichte ganz perſönlich lieben können. Sollte es ſich etwa gar um Hegel'ſche Philoſophie handeln, ſo ſage ich Ihnen: es iſt ein Ladenhüter, laſſen Sie ihn liegen, wo er liegt. —

Und nun denken Sie ein wenig an Ihre künftige Beſtimmung, ſei es als Autor oder als Lehrer: Sie ſollen ſich darauf einſchulen, vielen und verſchiedenartigen Menſchen die geiſtigen Dinge lieb zu machen. Iſt Ihr jetziges Grübeln irgend ein Schritt dazu?

Doch ich rede wohl umſonſt; ich kann Ihnen ja keine andere Stimmung in die Seele ſenken, — denn vieles von dem, was Sie für Ueberzeugung halten, iſt doch nur Stimmung, nehmen Sie es nicht für ungut.

Und weiter zu Ihren akademiſchen Klagen. Ich will meinen letzten Brief nicht wiederholen; ich glaube auch, daß in Ihrem Bilde von dem Studentenleben die einzelnen Züge wahr ſind. Aber Sie verraten mir es, daß Sie ſelber als ein dissolvens, nicht als ein jungens wirken.[1]) Zu unſern Zeiten war ich weder das eine noch das andere, ſondern lebte ein Phantaſieleben im Verein wie außerhalb, will mich auch auf keine Weiſe rühmen. Aber ich habe jetzt ein ſehr lebendiges und ſchmerzliches Gefühl von dem, was ich hätte thun ſollen, nicht bloß dort, ſondern noch in manchen andern Verhältniſſen. Spätere Anknüpfungen in Baſel wurden mir ſehr ſchwer gemacht; in den meiſten Kreiſen ſitzt einer oder zwei höhniſche, rein negative Menſchen, die von der großen, gutartigen und etwas verſimpelten Majorität geduldet werden, und denen, die gerne Beſſeres brächten, die Kehle zuſchnüren. Werden Sie kein ſolcher! Es iſt ſehr leicht: zerſtören, und ſehr ſchwer: erſetzen! Es gehört unendlich wenig Geiſt dazu, um an dem, was die andern treiben und reden, die mangelhaften und lächerlichen Seiten, oder in etwas noblerem Styl: das Bedingte und Befangene hervorzu-

[1]) Der letzte Brief hatte eine Schilderung des abſtoßenden Weſens der Basler gegenüber den Nichtbaslern in der Zofingia enthalten; Brenner verurteilt in den ſchärfſten Ausdrücken das Benehmen ſeiner basleriſchen Vereinsbrüder und ſagt, er ſtehe aus Rechtsgefühl durchaus auf Seite der „paſſiven Oppoſition."

heben, überhaupt an das Geſellige, an das Sichgehenlaſſen den ſchärfſten Maßſtab zu legen. — Ich rede hievon, weil ich an eine überwiegend ſtarke poſitive Seite Ihres Weſens glaube. Wäre ich hievon nicht verſichert, ſo ſchriebe ich Ihnen nicht. — Denken Sie nur, wie gut Sie es haben! Es zwingt Sie z. B. kein Menſch, den heute früh geborenen franzöſiſchen Thronerben zu beſingen, während ein Dutzend unglückliche Franzoſen ſchon ſeit Monaten an den Federn kauen mögen!

24. Mai 1856.[1])

. . . . Alſo zur Sache, Punkt für Punkt. An Ihrem Gemütsleben nehme ich den größten Anteil, da Sie mir ſehr wert ſind, wie Sie wohl wiſſen. Aber ihr tagebuchartiges Schildern und Anatomieren der eigenen Anſchauung und Empfindung — ſo gerne ich dergleichen leſe — iſt nicht, was ich begehre, ſondern den poetiſchen Ausdruck hätte ich gerne, das Unbewußte, welches in künſtleriſch bewußter Form hervorbricht. Faſſen Sie doch einmal ganz einfach die Courage, die verſchiedenen Strahlen der eigenen Empfindung in verſchiedenen Geſtalten zu verewigen und mit der Perſönlichkeit derſelben in einem künſtleriſch-notwendigen Verhältnis zu miſchen. Ihr wahres, höheres, dauerndes Tagebuch ſind nur Gedichte. — Wenn Sie philoſophieren, ſo höre ich zu, bis es vorüber iſt, wie in einer Predigt, und ſage nichts dazu. Ich habe überhaupt nichts mehr gegen dieſe Art von Zeitvertreib einzuwenden, wenn Sie nur Eins verſprechen wollen, nämlich in den Momenten philoſophiſchen Hochgefühls (die nicht ausbleiben werden) jedesmal dreimal im Stillen zu ſagen: „Und ich bin doch nur ein armer

[1]) Burckhardt ſcheint in den Frühlingsferien des Jahres 1856 nach Baſel gekommen zu ſein; wenigſtens bemerkt ſein Schüler am Schluß ſeines Briefes vom 25. März: „Bald wie ich hoffe mündlich mehr und Anderes.“ Auch ſchreibt Brenner am 19. April wieder nach Zürich, ohne daß in der Zwiſchenzeit ein Schreiben des Lehrers an ihn gelangt wäre.

Tropf gegenüber den Mächten der äußern Welt.“ „Und dieſes alles wiegt doch keinen Gran realer Anſchauung und Empfindung auf.“ „Und die Perſönlichkeit iſt doch das Höchſte, was es giebt.“ Wenn Sie dieſe drei Sprüche hergemurmelt haben, dann philoſophieren Sie im Frieden weiter. — In Betreff der Satiren machen Sie, was Ihnen gefällt. Die wahren, ſtets genießbaren Satiren ſind bekanntlich nur ſolche, bei welchen ein ſehr glücklicher, innerlich ſicherer und im Grunde guter Autor im Hintergrund ſteht. Ueberhaupt muß man viel erlebt haben, um das Komiſche in der richtigen Perſpektive zu ſehen. Was Sie jetzt in dieſem Fache produzieren, das ſind — gutmütigen Falls — heitere Poſſen (und ich gratuliere dazu) — bösartigen Falls aber ſind es Pasquille, die möglicherweiſe ganz poſſierlich zu leſen ſind, wenigſtens für den Erdwinkel, wo man die Anzüglichkeiten verſteht. Da ihr Wert aber nicht dem Gebiete der Kunſt angehört, ſo können Sie von dem erſten beſten Giftmenſchen ſtofflich überboten werden, ſobald derſelbe frecher und böſer iſt, als es Ihnen die Erziehung und das gute Herz erlaubt. Wetteifern (Wettgeifern) iſt aber Ihre Sache nicht. — Das Drama laſſen Sie liegen, bis eine abſolut unwiderſtehliche Luſt dazu erwacht. Eine ſolche kann der Bote einer entſchiedenen Beſtimmung ſein. Leider muß ich Sie in dieſem Fall bedauern, da das Beſte in dieſem Fach ganz ſicher keinen Succeß hat, d. h. daß es ungeleſen und unaufgeführt bleibt. Ich kann beweiſen, was ich ſage. — Gegen Aufzeichnung von Stoffen habe ich nichts. Sie können einmal z. B. einem Freund einen Gefallen damit thun.

Novellen und Romanpartien — ja! aber ſie müſſen intereſſant ſein. Der gute Vorſatz, wirkliche, lebendige Charaktere zu ſchildern, genügt nicht; die Charaktere müſſen ſich als das, was ſie ſind, durch ihre Handlungen ausweiſen. Der Charakter muß ſich an dem Hergang zeigen. Dies gilt hier wie beim Drama. Ich glaube, was von ſolchen Stoffen jetzt ſchon im Bereich Ihrer Erfahrung,

Combination und Gestaltungskraft liegt, das geben Sie am besten lyrisch, z. B. in Elegien. Ich möchte sehr gern eine Anzahl von jenen Situationen kennen, welche Sie aufnotiert haben. Es kann höchst Geeignetes darunter sein. Wo sind Sie auch mit jenen Liebesliedern hingeraten, die Sie einst in einem Zug schrieben? Haben Sie mir in Basel welche davon gezeigt?

Mit denen, die Sie mir jetzt mitteilen, wollen wir nun ins Gericht gehen . . . . (Hier folgt die Kritik von acht Gedichten).

Im Ganzen bin ich mit Ihnen unzufrieden. Sie schmeißen die Sachen noch immer so hin und lassen sie liegen, wie es kommt. Mit Ausnahme des jugendlichen Goethe aber hat keiner ungestraft geschmissen. Er durfte es, kraft seiner höchst außerordentlichen Persönlichkeit. Es läßt sich ein größerer Dichter als Er denken, der es doch nicht gedurft hätte.

Auf Ihr Märchen wäre ich begierig. Ich bitte aber nur um Eins: nicht anzufangen, bis der Plan im Ganzen feststeht. Sonst gehen Sie wieder im Himmel, auf Erden und unter den Wassern spazieren und wissen das Schlüsselloch nicht mehr zu finden.

Nun herzliches Lebewohl von Ihrem stets teilnehmenden und getreuen

J. Burckhardt.

Zur Geſchichte der Basler Rheinſchiffahrt und der Schiffleutenzunft.

Von Fritz Weiß.

Am 15. Februar 1354 ſtellte Johann Senn von Münſingen, Biſchof von Baſel, den Schiffern, von denen hier ſpeziell die Rede ſein wird, und den Fiſchern hieſiger Stadt eine Urkunde aus, wonach ſie von nun an zuſammen eine Zunft bilden ſollten. Von den 15 Basler Zünften war dieſe Gründung eine der letzten. Warum erfolgte der Zuſammenſchluß der Schiffer zu einer engeren Genoſſenſchaft erſt ſo ſpät, werden wir uns fragen? Hören wir doch, daß damals die große Schiffahrt auf dem Mittel- und Unterrhein, von Straßburg an abwärts, ihre Blütezeit bereits hinter ſich hatte.

Der Verkehr zu Waſſer lag ſeit dem 9. Jahrh. faſt ausſchließlich in den Händen der Städte Straßburg, Worms, Mainz, Koblenz und Köln. Warum fehlt das ſo günſtig gelegene Baſel in dieſer Namensaufzählung? Der Oberrhein iſt doch ſeit Römerzeiten viel befahren worden, und urkundliche Berichte melden uns, daß Basler und Zürcher Schiffe ſchon zu Anfang des 13. Jahrh. auf dem Mittelrhein erſchienen. Die Antwort iſt bald gefunden. Eine Schiffahrt größeren Maßſtabes mußte durch einen regen Handelsverkehr mit dem Auslande bedingt ſein. Ein ſolcher kann aber für Baſel vor dem 14. Jahrh. nicht nachgewieſen werden. Erſt als gegen Ende des 13. Jahrh. der Gotthard dem Handel

gangbar gemacht worden war, und ein großer Teil der Waren aus dem Süden nicht mehr über die alten, von den Römern angelegten Bergpäſſe gehen, ſondern auf dieſem weit kürzern und in Folge der zahlreichen ſchiffbaren Gewäſſer auch weit bequemeren Wege an den Rhein und von da weiter nordwärts transportiert werden konnte, begann ſich in Baſel ein anderes Leben zu regen. Das Salzhaus an der Schifflände, das im 13. Jahrh. noch vom Salz allein eine Einnahme abwarf, wurde in der Folgezeit immer mehr zum Lagerhaus für den Schiffstransport und zur Zollſtätte für das Tranſitgut. Dadurch war mit Beginn des 14. Jahrh. einer größeren Anzahl von Schiffern Gelegenheit zum Erwerb geboten. Bald ſcheinen ſie mit den Fiſchern auf dem Rhein zur Wahrung beidſeitiger Intereſſen unter ſich gewiſſe Abkommen getroffen zu haben; denn ſolche werden durch die Stiftsurkunde der Zunft annulliert.

Dieſe ſpricht zunächſt von der inneren Organiſation der Zunft, von der Wahl des Zunftmeiſters, vom Abgeordneten in den Rat und den übrigen üblichen Vorgeſetzten. Die Zunft, heißt es, ſoll um 15 Basler Schillinge zu erkaufen ſein und nicht höher. Daneben ſchenkt der Neuaufgenommene dem Zunftmeiſter als Gratifikation weitere 2 Schillinge, desgleichen den Zunftbrüdern 2 Schillinge zu einem Trunk und ebenſo einen Schilling den Knechten. Das blieb ſo bis 1493, wo die Aufnahmegebühr auf 5 fl. erhöht wurde. Das Mißliche an der Aufnahme war nur das, daß dieſelbe ganz dem Gutbefinden der Vorgeſetzten überlaſſen, unter Umſtänden dem Eigennutz derſelben preisgegeben war, ſchreibt Ochs. Deshalb war der vorgeſehene jährliche Wechſel des Vorſtandes äußerſt notwendig.

In Kriegszeiten, beſtimmt das Gründungsdokument weiter, ziehen Schiffleute und Fiſcher unter einem Banner aus, das der jeweilige Meiſter in ſeiner Wohnung aufzubewahren hatte. Um Zunftbanner und -Wappen erhob ſich im Jahre 1416 zwiſchen den

beiden Gesellschaften ein hartnäckiger Streit. Die Schiffer nämlich wollten die gekreuzten Stacheln in ihrem Wappen mit dem Anker vertauschen, den die anderer Städte auch führten. Unter den Anker sollte dann der Fisch der andern Halbzunft gesetzt werden. Dagegen wehrten sich die Fischer und ließen, wenn auch von den Behörden erstmals abgewiesen, mit ihren Reklamationen nicht eher nach, als bis anno 1422 der Rat vermittelte, daß in viergeteiltem Felde Anker und Fisch gleichmäßig zur Geltung kommen sollten.

Besonders wichtig sind aber in der Stiftungsurkunde folgende Bestimmungen gewesen:

Kein Zunftbruder darf beide Handwerke zugleich betreiben.

Kein Schiffer hat das Recht, einem Fremden das freie Fahren oder den Schiffsverkauf zu wehren.

Nur was ein Fremder einem hiesigen Schiffer freiwillig verdingt, soll derselbe weiter befördern und zwar persönlich. Sonst sollen Güter, die ein auswärtiger Schiffmann hier anlegt, sie durchaus nichts angehen.

Damit hatten die Schiffleute fast gar keine Rechte. Ihr Handwerk stand auch dem Fremden zu freier Ausübung offen und war mithin nichts weniger als geschützt. Wir dürfen uns daher wohl fragen, welches der Grund gewesen sein mag, der die Schiffer des Jahres 1354 zur Annahme derartiger Bestimmungen bewogen hat. Werden wir fehl gehen, wenn wir sagen, daß es jenen nicht organisierten Arbeitern nur darauf ankam, im Staatswesen rechtlichen Boden zu fassen und eine Vertretung ihrer Interessen in der obersten Behörde zu besitzen? Wenn nun die Erhebung zur Zunft auch mit ungünstigen Bedingungen verbunden war, so konnte das ihnen zunächst gleichgültig sein; durften sie dann doch von der Zukunft besseres erwarten.

Leider wissen wir nun vom Zustande und der Entwicklung der Schiffleutenzunft aus den nächstfolgenden Jahrzehnten recht

wenig. Das aber dürfen wir wohl behaupten, daß damals kein Schiffmann darben mußte, denn an Arbeit hat es nicht gefehlt. War doch das 14. Jahrh. für Basel eine wahre Blütezeit des Handels.

Das änderte sich aber rasch, als im 15. Jahrh. der Transit und der Verkehr im allgemeinen ins Sinken geriet. Wir ersehen das am deutlichsten aus der Schifferordnung von 1430, wo es u. a. heißt: „Nachdem und der personen irs hantwercks by vier und drißig oder sehs und drißig sind, da der merteil könnende und auch stark und mögende und der mynerteil unmügende und unkünnende ist, da söllend sy die selben personen teilen in drü teill und nemlich die künnenden und die starken zu den unkönnenden und kranken uf das allerglicheſt, so das zugan mag ane alle geverde. Und sol yegliches teil der drü teiln das geverte ein wuchen haben, der ander teil die andern wuchen und der dritte teil die dritte wuchen."

Demnach war für die zwischen 34 und 36 Mann zählende Zunft damals nicht mehr genügend Beschäftigung vorhanden, und sah man sich zu einer möglichst gleichmäßigen und gerechten Teilung der Mannschaft in drei Abteilungen gezwungen, die abwechslungsweise je eine Woche den Dienst auf dem Rheine zu versehen hatten.

„Und was der selbe teil also mit varende gewünnet und erobert der selben wuchen," lesen wir weiter, „daz sol des selben teils gemein sin und glich under sy geteilt werden, also daz einem als vil als dem andern gelange und volge."

War ein Schiffer krank, so hatte er, um seines Anteils am gemeinsamen Gewinn nicht verlustig zu gehen, einen Ersatzmann zu stellen. Selbstverständlich konnte es nicht in der Absicht der Obrigkeit gelegen haben, daß die Schiffer in den 14 Tagen, während welcher sie vom Fahren ausgeschlossen waren, am Hungertuch nagen sollten. Deshalb bestimmte Art. 2 der Ordnung, daß ein jeg-

licher unter ihnen ſich in dieſer Zeit umſehe, „ettwas anders ze tunde, damitte er ſich denn mag began, es ſie viſchen oder buwen (Schiffe bauen) oder anders, da durch er denn gedencket, hin ze kommende und ſich zu ernerende."

Nun gab es aber im Jahre gewiſſe Zeiten, wo der Verkehr auf dem Waſſer ein beſonders reger war, wenn nämlich im Frühling und Herbſt die beiden Frankfurter Meſſen ſtattfanden, wenn ferner unzählige Pilger nach Einſiedeln wallfahrteten oder nach der Loretto-Kapelle auf dem Achenberg bei Zurzach. Die Fahrten nach Einſiedeln hatten gerade damals rieſenhafte Dimenſionen angenommen; es ſollen jährlich gegen 150,000 Wallfahrer am Grabe des heil. Meinrad eingetroffen ſein, von denen ein großer Prozentſatz die Rheinſtraße als Rückweg benützt hat. Damit nun Leute und Gut ſchnelle Beförderung fänden und keine der drei Abteilungen ſich im Erwerb von einer der andern übervorteilt ſähe, hatte jeweilen bei dieſen Anläſſen die ganze Zunft thätig zu ſein.

Mochte es aber der Rat mit den Schiffern ſo gut gemeint haben als nur möglich, ſo hatten die Beſtimmungen der periodiſchen Fahrt doch nicht immer den gewünſchten Erfolg. Jedenfalls dürfen wir die Beſchwerde, welche die Breiſacher im Jahre 1449 gegen die Basler beim Markgrafen von Baden eingereicht haben, nicht überſehen. Darin findet ſich der Paſſus, es habe die Gleichberechtigung am Reingewinn in Baſel Faulenzer erzeugt, die andere für ſich arbeiten ließen und „ſo wurdent die Schifflut (von Baſel), ſo denne durch zitt faren mustend verdrütz, umb dz die andern nit ouch faren wolten und ſtaltend öd truncken lüt für ſtierlüt uff die ſchiff," wodurch in kurzer Zeit nicht weniger als drei Schiffbrüche verſchuldet worden ſeien, bei welchen 90 Menſchen ihr Leben verloren hätten. Dieſem Wortlaut nach zu ſchließen, hätten die wenigen pflichteifrigen Basler Schiffer es bald ſatt bekommen, für andere Leute zu arbeiten, und hätten angefangen, das Handwerk zu ver-

nachläſſigen. Wenn auch nicht alles, ſo wird doch etwas daran wahr ſein.

Aus dem 1430. Jahre erfahren wir ferner, daß ſich zwiſchen Schiffern und Fiſchern ein unangenehmer Streit erhoben habe, weil letztere entgegen den Beſtimmungen der Stiftungsurkunde angefangen hatten, ebenfalls Pilger von Einſiedeln abwärts zu ſpedieren. Man verglich ſich ſchließlich dahin, daß den Fiſchern geſtattet wurde, fünf Schiffe mit Pilgern wegzuführen, wobei ſie jedoch den Steuermann von den Schiffleuten zu beziehen hatten. Dieſe Konzeſſion an die Fiſcher blieb aber nur bis 1494 beſtehen, wo durch Ratsbeſchluß verfügt wurde, daß ſich die Fiſcher mit der Schiffahrt überhaupt nicht mehr zu befaſſen hätten. Als Schadenerſatz erhielten ſie jedes Jahr von den Schiffern 15 rheiniſche Gulden, ob nun wenig oder viel Fremde ſich einfanden, ausgenommen wenn gar niemand einträfe. Weil aber auch die Schiffer hie und da der Fiſcherei obgelegen hatten, war ſchon 1487 beſtimmt worden, daß auch die Schiffer bei ihrem Berufe bleiben ſollten. Nur während zweier Nächte in der Woche wurde ihnen ein bedingtes Recht zum Fiſchen eingeräumt oder für den Fall, daß ſie einmal auf ihrem Zunfthauſe ein Eſſen haben wollten.

Die Uebergriffe der Fiſcher waren es aber zum wenigſten, was den Schiffleuten das Leben ſauer machte; viel gefährlicher für ſie war die laut Stiftungsurkunde auf hieſigem Platze geſtattete Konkurrenz auswärtiger Berufsgenoſſen, unter welchen hauptſächlich diejenigen von Straßburg und Breiſach zu nennen ſind. Es war vorauszuſehen, daß ſich die verſchiedenen Schiffergeſellſchaften in der Ausübung ihres Handwerks und der Verfolgung geſonderter Intereſſen in die Haare geraten mußten. Zu Zwiſtigkeiten untereinander iſt es denn auch bald genug gekommen. Den Anlaß hiezu gab das gegenſeitige Hindern der freien Fahrt und der damit verbundene Zwang, fremde Steuerleute an Bord zu nehmen.

Der Ober- und Mittelrhein war nämlich schon von alter Zeit her ein ungezügelter Wasserlauf gewesen, den der badische Wasserbautechniker Oberst Tulla bezeichnend ein „großartiges Wildwasser“ genannt hat. „Waltwasser“ heißt er anderswo, weil seine Ufer stark bewaldet waren. Er schwoll häufig an, überflutete die in demselben vorhandenen Inseln und Sandbänke, bildete daneben stets neue Inseln und veränderte andauernd sein Strombett, indem er sich bald nach dem einen, bald nach dem andern Ufer drängte. Die Schiffahrt zwischen Basel und Neuenburg hauptsächlich war um so schwieriger, als häufig die hier und dort bewaldeten Ufer nach erfolgter Unterspülung abbrachen, und dadurch Bäume und Sträucher in die eigentliche Fahrstraße gelangten, welche nebst den vorhandenen Sandbänken die Flußbahn für den Verkehr unsicher, ja geradezu gefährlich machten. Es war daher eine Hauptpflicht der Schiffer, zu sorgen, daß Schiffbrüche vermieden würden. Das geschah zunächst dadurch, daß die Schifferzünfte von Basel, Breisach und Straßburg unter sich verabredeten, den Rhein jedes Jahr auf eine vorgeschriebene Strecke hin ein oder mehrere Mal „in irem costen zu versuchen und zu zeichnen,“ d. h. das Flußbett auf eigene Kosten einer genauen Prüfung zu unterziehen und gefährliche Passagen durch eingerammte Pfähle zu kennzeichnen. Dieses Geschäft lag den Baslern von hier bis Breisach ob; von dort bis Straßburg besorgten es die Breisacher, und für die Sicherheit auf dem Mittelrhein hafteten zum Teil die Straßburger, denen nachgerühmt wird, sie hätten den Fluß jährlich zweimal mit großem Kostenaufwand vermittelst Ketten oder starker Seile von Bäumen und Sträuchern gereinigt. Inwieweit die Basler dieser ihrer Aufgabe nachgekommen sind, läßt sich nicht mehr genau bestimmen. Wohl aber vernehmen wir, daß, nachdem zu Ende des 15. Jahrh. eine ganze Anzahl von Basler Schiffen gescheitert war, man hierorts mit übertriebener Vorsicht kein Schiff mehr eher abfahren ließ, als

bis man aus Breiſach günſtigen Bericht über die Fahrſtraße erhalten hatte.

Es brauchte natürlich eine ziemlich lange Praxis, bis ein Schiffer mit gutem Gewiſſen behaupten konnte, er getraue ſich, ein größeres Fahrzeug ungefährdet von Baſel nach Straßburg zu dirigieren. Wiederholte Unfälle mögen es daher geweſen ſein, welche zuweilen gewiſſenhafte Leute bewogen haben, bei ſchlechten Fahrverhältniſſen oder auf gewiſſe, ihnen weniger bekannte Strecken hin fremde zuverläſſige Steuerleute zu dingen und dieſe mit der weiteren Führung der Schiffe zu betrauen. Solche Ausnahmefälle wurden allmählich zur Gewohnheit und ſchließlich, ſobald der Verkehr zu Waſſer abnahm und der Lotſendienſt ſich als eine willkommene Erwerbsquelle darbot, ſehen wir dieſe Gewohnheit in den Zünften zum förmlichen Rechtsanſpruch erhoben. Das hat unter denſelben die widerwärtigſten und langwierigſten Händel verurſacht. Wie früh man übrigens ſchon vergeſſen hatte, weswegen man eigentlich einander gegen Bezahlung Steuerleute zur Verfügung geſtellt hat, zeigt eine Forderung der Breiſacher aus dem Jahre 1386, wonach die Basler gegen Entrichtung von „10 Blaphart“ pro Schiff ungeſchoren ſelbſt weiter fahren dürften, im andern Falle dagegen bis Straßburg einen Steuermann um 1 fl. aufzunehmen hätten. Somit war man ſchon damals nur noch auf den Gewinn bedacht.

Am längſten dauerte in dieſer Angelegenheit der Streit, den die Basler mit der Straßburger Ankerzunft auszufechten hatten. Geſtützt auf eingezogene Kundſchaften hatten ſie im Jahre 1424 einen Schiedsſpruch erlangt, der ihnen ungehinderte Fahrt unterhalb Straßburgs zuſicherte und ferner den Straßburgern verbot, in Baſel Ladung einzunehmen. Längere Zeit haben ſich letztere an dieſes Privileg der Basler gehalten. Sobald ſie ſich aber nicht mehr darum kümmerten, kam es zu Thätlichkeiten. Immer und

immer wieder mußte der hieſige Rat ſeine Bürger gegen erlittenes Unrecht in Schutz nehmen, aber auch die Straßburger wiſſen zu erzählen, wie ihre Knechte beim unbefugten Laden an der Schiffländе „mit ſtreichen und ſchlägen abgefertigt worden.“ Die Reibereien nahmen zu, je mehr die Schiffahrt zurückging, beſonders aber von der Zeit ab, wo Baſel eine eidgenöſſiſche Stadt geworden war. Ihren Höhepunkt erreichten ſie um die Wende des 17. Jahrh., wo man den Baslern das Vorhandenſein eines derartigen Privilegs direkt beſtritt und behauptete, ein ſolches würde ſowieſo keine Geltung mehr haben, ſeit Baſel nicht mehr eine deutſche Reichsſtadt ſei. Man hatte hier ſchwer, Straßburg gegenüber aufzukommen; denn im März des Jahres 1533 waren bei einem Brande des Zunfthauſes die meiſten Dokumente zu Grunde gegangen. Da lange Zeit kein Vergleich zu ſtande kam, drangſalierten die Straßburger die hieſigen Schiffer damit, daß „die erſame Zunfft zum encker unſere ſchiff verbotten, daß kein ſchiffmann eines kauffen darff, gueter darein zu laden, und wür (die Basler) alſo ſie mit unſerm großen ſchaden zu Straßburg verderben zu laſſen gezwungen werden ..... nur damit uns die ſchiffahrt auch gen Straßburg ſchwehr genueg gemacht und wür alſo dadurch gar ab dem waſſer vertriben würden.“

Solche Mißhelligkeiten, zu denen ſich die Gefahr des Transportes und öfter langſame Spedition verbunden mit großen Umlagen und Zöllen geſellten, konnten nicht ohne Folgen ſein. Wegen der Zölle hatten die Kaufleute ſchon oft beabſichtigt, die Schiffahrt ganz aufzugeben, doch waren ſie veranlaßt durch die hohen Wehrzölle, durch ſchlechte Straßen ꝛc. immer wieder zu der mit Abgaben ebenſo belaſteten, jedoch bequemeren Schiffahrt zurückgekehrt. Jetzt fing man an, für Poſtgegenſtände und ähnliches mit der neu eingerichteten Schaffhauſer Poſt den Landweg über Freiburg nach Frankfurt zu gebrauchen. Dieſe Konkurrenz ſpürte man

in Baſel wie in Straßburg bald genug. Vergebens aber gab ſich Syndicus Friedrich von Straßburg alle Mühe um ein gütliches Uebereinkommen der beiden Zünfte. Alles Zureden half nichts, ſo daß derſelbe unſerm Stadtſchreiber im Jahre 1674 mutlos ſchreibt, es ſei ihm zwar ſehr leid, doch laſſe man in Straßburg plötzlich alles hängen und gehen. Wenn die Basler recht arbeiten und die Kommerzien in Ordnung ſeien, ſo ſei es gut.

Erſt im Jahre 1711, als Straßburg eine franzöſiſche Stadt geworden war, fanden die Basler an Klinglin, dem königl. Prätor in Straßburg, eine Perſönlichkeit, mit Hilfe deren ſich einige Hoffnung zeigte, den leidigen Streit endlich einmal beizulegen. Klinglin hatte dem hieſigen Rate geſchrieben: „Il est tres heureux pour moy que le petit service que j'ay rendu aux bateliers bourgeois de vostre ville vous soit agreable ayant pour vous et ceux qui vous appartiennent tout le respect imaginable... Il vous sera aisé de juger que je m'efforceray de vous en donner des marques dans toutes les occasions qui se presenteront. Je vous supplie tres humblement d'en estre persuadés“ etc.

Von dieſem äußerſt freundlichen Anerbieten machten die Basler ſofort Gebrauch. Sein Beiſtand wurde zur Regelung der Verhältniſſe angerufen, und bald finden wir den Kanzleiregiſtrator Gernler zuſammen mit ſeinem Vetter Lucas Feſch, dem Zunftſchreiber zu Schiffleuten, auf dem Weg nach Straßburg. Die beiden Herren hatten keine leichte Aufgabe. Schon die Reiſe an und für ſich war beſchwerlich. Da Kriegszeit war, hatte ſich Gernler in Hüningen einen Paß verſchafft, welcher ihm erlaubte, ſich der Truppe anzuſchließen, welche den königlichen Schatz von Ottmarsheim hinunter nach Straßburg begleitete. Mit Mühe und Not, ſchreibt er in ſeinen ausführlichen Berichten an den Rat, ſei er durch die Marodeure hindurch am Beſtimmungsorte angelangt.

Darauf habe er ſofort bei Klinglin um eine Audienz gebeten und ſie auch zugeſagt erhalten. Mit ſichtlichem Wohlbehagen berichtet er von der Pracht, die er im Hauſe Klinglins angetroffen habe, von dem vielen Silber und Gold, von dem ſamtnen Kleide des Herrn Prätors, und wie dieſer das Kompliment des Rates ohne Bedeckung ſtehend angehört, ſich darauf unterthänigſt und gehorſamſt bedankt und ihn endlich zum Sitzen aufgefordert habe. Nun ſei der Prätor wohl anfänglich vom Straßburger Magiſtrat eingenommen geweſen, der mit Vehemenz immer noch behauptete, die Basler hätten keine Urkunde ihrer Privilegien vorzuweiſen. Nach Ueberreichung des wieder gefundenen 1424ger Dokuments ſei aber Klinglin für Baſel gewonnen geweſen.

Gernler hatte Befehl, den Handel vor S. Excellenz, den Intendanten Le Pelletier de la Houſſaye zu bringen. Das riet ihm Klinglin ab; denn es liege ein abſoluter Rechtshandel vor, der denſelben nichts angehe und nur vor das Forum des Magiſtrats gehöre. Er erzählte ihm auch, wie er ſchon einmal mit Ammeiſter Wenkher, dem Oberherrn der Straßburger Schiffleute, in beſagter Angelegenheit „harte Mühe“ gehabt habe, wie derſelbe brutal ſei und die Schiffer keine Raiſon hören wollten, ſo daß er ſchließlich gezwungen geweſen ſei, „ſeine authoritet zu zeigen.“

Einige Tage nach dieſer Audienz erhielt Gernler aus Baſel ein Schreiben, in welchem von einem Geſchenk an Klinglin in Form einer Medaille die Rede war. Darauf wußte er zu antworten, daß man nach ſeinen Erkundigungen „mit ſauber gearbeitetem Silbergeſchirr beſſer als mit Medaillen willkommen ſein werde.“

Endlich war die Sache ſo weit, daß man zu einer erſten Sitzung zuſammentreten konnte. Gernler erhielt dazu keinen Zutritt, erfuhr jedoch vom Stadtmeiſter Wormbſer, wie ſehr Klinglin ſich in derſelben Baſels angenommen habe. Von dem gleichen Herrn hörte er auch den Ausſpruch, „daß die ſchifflenth in wahr-

heit die gröbſten leuth ſeyn, ſo in Straßburg wohnen und zweifle ihm ganz nicht, ſie werden zu Baſel auch des gleichen fuegs ſeyn.“

Auf dieſe erſte Sitzung hin ſandte Gernler ſeinen Vetter in die Stadt aus, ob es ihm vielleicht gelinge, zu vernehmen, was man von „ſeiner negotiation“ halte. Nicht lange dauerte es, ſo brachte Feſch zurück, daß erſtens die Ankerzunft ſich anſchicke, die Kaufmannſchaft mit ins Feld zu führen, und daß zweitens das Gerücht gehe, es ſei Klinglin von Baſel aus mit 2000 Thalern beſtochen, „und würden die Basler nicht nachlaſſen, wann es ſie auch gleich 50,000 Thaler koſten ſollte.“

Wirklich wurde auch in der zweiten Sitzung dem Prätor eine von 86 Kaufleuten Straßburgs unterzeichnete Bittſchrift zu Gunſten ihrer Schiffer eingehändigt. Erſt ſchüttelte er dazu den Kopf, denn er hatte nie geglaubt, daß die Kaufmannſchaft etwas unternehmen werde, was ihr Schande bereiten mußte; dann lachte er die Petenten aus und wies ſie an, ihr Vorbringen beſſer zu begründen. Aber Gernler fand die Sache doch recht bedenklich und fürchtete für einen guten Erfolg ſeiner Miſſion, wenn die Petenten an den Intendanten gelangen würden; denn, ſchreibt er, bei dieſem heißt es kurz: „Sic volo, sic jubeo et omnis populus dicat amen.“ Doch da geſchah in der dritten Sitzung vom 18. September 1711 das Unerwartete. Laſſen wir Gernler erzählen:

„Dieſen Morgen nun iſt man widerumben zueſammen geſchritten und habe ich endtlich nach dritthalbſtündigem ſtreiten und markten durch Gottes gnädigen beyſtand die ſach zu dem völligen ſchluß und verglich gebracht, alſo daß

1. unſer ſpruchbrieff de anno 1424 von neuwem durchaus beſtätigt;
2. zu Straßburg das bißhar von den basliſchen ſchiffleuthen bezogene fertigungsgelt vollig abgethan;

3. den basliſchen in ihre freye willkur geſtellt iſt, zu ihren könfftigen Rheinsthalfahrten keinen, einen oder mehr ſtierleuth zu nehmen, wo die Straßburger allzeit ſchuldig ſeyn ſollen, ſtierleuth zu geben."

Als Entſchädigung für dieſe Konzeſſionen vergönnte man den Straßburgern nur, alljährlich an der hieſigen Schifflände 500 Zentner Gut abgabenfrei als Rückfracht laden zu dürfen.

Noch am ſelben Abend gelang es Gernler, zwar nicht ohne Mühe, das Konzept des Vertrages zur Prüfung zu erhalten, bevor dasſelbe dem Rate zur Ratifikation vorgelegt würde. „Nach dehme ich das Concept überſehen," ſchreibt er, „hab ichs unſerer abred in vielem directe zuewider lautend befunden, dahero ich mich noch in der nacht darhinder gemacht und ein ganz neuwen vertrag concipiert, welchen ich des gefolgten fruehen morgens durch herren Feſch copieren laſſen und durch ihne herrn Advocat Fridt überſchickt mit bitt, es möchte dieſes project anſtat des mir überſchickten placediert werden, da ſo der vertrag geſchloſſen und anders nicht." Das geſchah auch, und nachdem alles in Ordnung war, lud der Prätor Klinglin die Vertreter der Parteien und den Rat zu einem großen Eſſen ein, von welchem Gernler erzählt:

„Man ſitzte an der Tafel bis ein Uhr nach Mitternacht; da ward Caffe gebracht, welches mir aber nicht wohl bekham, dan ich es nicht bey dem wein leyden konte. Umb halb zwey Uhr fahrte ich fort und ward von dem herrn pretoren bis in die gutſchen beglaitet. Ich ward aber in dieſer nacht ſo krankh, das ich vermeynte, ein hitzig fieber an dem hals zu haben, geſtalten die gar ſtarkhe und vielerley wein mir eine ſo große hitz in leib und kopff gejagt, daß ich des gefolgenden montags den ganzen tag genug abzukühlen urſach hatte und das bett nicht quittieren konte."

So hatte denn Baſel einen durchſchlagenden Erfolg erzielt. Klinglin ſchrieb darüber an die Basler Obrigkeit: „L'affaire....

a esté terminée a l'amiable et comme il me paroist a la satisfaction respective des deux parties, de quoy je suis ravi. Mr. Gernler que vous avies chargé de la conduire de vostre part l'a fait avec toute la prudence, toute l'habileté et en mesme temps vivacite que vous pouvies desirer de luy en une occasion de cette nature“ etc.

Wem aber in erſter Linie der günſtige Ausgang des Handels zuzuſchreiben war, wußte man hierorts wohl und ließ es daher an Dankadreſſen nicht fehlen.

Die Angelegenheit hatte aber in Baſel noch ein unangenehmes Nachſpiel. Weil die Deputation nach Straßburg nicht weniger als 415 fl. gekoſtet hatte, handelte es ſich darum, wer dieſe Auslagen decken ſollte. Die Schiffleute, die ohnehin nie große Schätze beſaßen, weigerten ſich, dafür aufzukommen, und wieſen den Rat mit ſeiner Forderung an die Direktoren der Kaufmannſchaft. Dieſe remonſtrierten ihrerſeits ſofort gegen ein derartiges Anſinnen. Nicht ſie ſeien es, welche aus dem Erfolge den Gewinn einheimſten; warum ſollten ſie alſo zahlen? Schließlich wurden ſie aber doch dazu gezwungen.

Waren die hieſigen Schiffer in ihrer freien Fahrt von den Berufsgenoſſenſchaften unterhalb der Stadt drangſaliert worden, ſo übten ſie ihrerſeits einen ebenſo ſtarken Druck auf diejenigen aus, welche von oben her gefahren kamen. Jedes Schiff ſuchten ſie anzuhalten und wachten mit peinlicher Genauigkeit über ihre hergebrachten Rechte. So glaubte, um nur einen Fall zu erwähnen, der preußiſche Gouverneur von Neuenburg im Jahre 1748 Grund zur Klage gegen die Basler zu haben, weil ſie ſeinen Unterthanen eine Fuhr nach Mainz abgezwungen hatten. Als Antwort erhielt er, daß die Hieſigen von allen abwärts fahrenden Schiffen mit Ausnahme derjenigen von Laufenburg ein Stapelrecht beſäßen und einem fremden Schiffsmann nur dann Steuerleute zu geben ver-

pflichtet ſeien, wenn derſelbe mit eigenem Schiffe gefahren komme. Da nun aber das betreffende Neuenburger Fahrzeug nicht den Schiffern gehört habe, ſondern Eigentum der Paſſagiere geweſen ſei, ſeien ſie auch befugt geweſen, den Transport der Inſaſſen und die ganze Fuhr nach Mainz den Neuenburgern abzuverlangen.

Kehren wir aber nach dieſer langen Abſchweifung wieder zu der erweiterten 1430ger Zunftordnung zurück.

Sie verbietet unter anderem den Schiffern ein langes Säumen auf der Reiſe. Nicht über zwei Nächte ſoll einer in Straßburg liegen bleiben, damit Leute und Güter deſto raſchere Beförderung fänden.

Sie verpflichtet die Mitglieder zur perſönlichen Beſorgung der Aufträge und bedroht mit hoher Strafe denjenigen, welcher während der Fahrt von den Paſſagieren ein höheres Fahrgeld zu erpreſſen ſich unterſtehen würde.

An Sonn- und Feiertagen iſt das Fahren auf dem Rhein nur gegen Erlegung von zwei Pfund Wachs geſtattet, ein Paragraph, der 1753 folgende Wendung erhielt: „Um mehrerer Heiligung des Sonntags willen ſolle in das künfftige vor geendeter Morgenpredigt von den Zunfftangehörigen E. E. Zunfft zu Schiffleuhten niemand auſſert dem Herrn Pfarrer zu Klein Hüningen bei Vermeidung m. gn. Herren Ungnad auff dem Rhein hinweg geführt werden."

Ein weiterer Paragraph handelt vom Schiffsankauf. So lange die Basler Rheinſchiffahrt beſtand, hören wir recht wenig davon, daß die Zunftgenoſſen auf hieſigem Platze neue Schiffe haben erſtellen laſſen. Als Schiffbauer lernen wir hauptſächlich die Laufenburger kennen. Doch nur in Notfällen ſchritten die Basler zur Beſtellung von teuren neuen Fahrzeugen, denn ſie kamen auf anderem Wege meiſt billiger dazu. Gewöhnlich fuhren nämlich die Schiffer aus dem Flußgebiete des Oberrheins nicht weiter als bis

Baſel, und da in den meiſten Fällen an einen Rücktransport der Fahrzeuge Koſten halber nicht zu denken war, ſahen ſich dieſelben gezwungen, ſie hier zu verkaufen. Dieſen Umſtand ſcheinen die Basler zuweilen recht ausgenützt zu haben. Wenigſtens erſucht 1590 die Stadt Schaffhauſen den Rat, dahin zu wirken, daß für ihre Schiffe ein anſtändiger Preis bezahlt werde. Im Jahre 1643 werfen die Kaufleute den Schiffern vor, daß ſie die Fahrzeuge „gar leidenlich kouffen, ja offt mohls die Berner und Schaffhaußer ſchiffleuth truckhen, daß ſie die allhieſigen mehr auß den thillen und ſtuckhen zu Stroßburg erloſen können, als daß ſchiff zu Baſell gekoſtet hat.“ Klüger ſtellten es die Zürcher an: ſie trafen wiederholt mit den Baslern auf eine beſtimmte Zeit Abkommen, worin die Schiffspreiſe geregelt waren. Uebrigens hat es dann Zeiten gegeben, wo es den Unſrigen ſelbſt in dieſer Hinſicht zu Straßburg um kein Haar beſſer gegangen iſt. Am Unterrhein allerdings löſte man faſt jederzeit aus dem bloßen Holz der Schiffe ſo viel, daß man nur ſelten zu großem Schaden kam.

Ein Ueberfluß an Fahrmaterial war deswegen hier doch nie vorhanden. Die alte Zunftordnung verpflichtet die Angehörigen, immer ein großes und ein kleines Schiff bereit zu halten und ſich ſo einzurichten, daß eine Fahrt jeweilen am frühen Morgen ſchon beginnen könne. Eine Ratserkanntnis aus dem 17. Jahrh., wonach ein Schiffsverkauf ohne hochobrigkeitliche Bewilligung mit Verluſt des Bürgerrechts, mit Schellenwerk, oder im günſtigſten Fall bei mildernden Umſtänden mit zweimal 24 Stunden Gefängnis beſtraft wird, ſpricht auch nicht für eine große Basler Kauffahrteiflotte.

Aeußerſt intereſſant ſind nun in der 1430ger Ordnung eine Anzahl Paragraphen, welche auf das Verhalten der Zunftbrüder innerhalb und außerhalb des Zunftlokals Bezug haben und deshalb hübſche Beiträge zur Sittengeſchichte liefern. Da heißt es:

„Item welher dem andern ſin ſchiffe lützet (herabmindert) und loße machet, oder das er ſpricht, er fürt ſteine oder ſwine oder lere ſchiff, oder kan nit varen, oder er wil ſich ſummen (aufhalten) underwegen, der git ein guldin ze beſſerunge.

Art. 34 enthält folgenden Euphemismus: „Item welher under unſern geſellen uff unſer huſe und ſtuben genſe, hünre, enten, viſche oder andere eſſhafftiger dingen bringet oder treit, die er nit koufft hat," iſt einer Strafe von 10 Pfund Wachs verfallen.

Nicht übel hört ſich § 35 an: „Item welhes unſer geſellen wip ane das ufer gat, ſy bringe im denn einen mantel oder einen ſpieß oder nagel oder ſölich dinge, das ihm zugehört," wird mit zwei Pfund Wachs gebüßt und ſoll von der Schifflände heimgeſchickt werden.

Straßenſkandal zieht eine Strafe von zwei Pfund Wachs nach ſich. Wer hingegen „den andern wundet uff unſerm huſe, der git 50 Pfund" und wer „den andern uff unſerm huſe ze tode ſchlacht, der git 100 Pfund bar wachs" zu der Strafe, die ſeiner von ſeiten der Stadt wartet.

Hatte ſich irgend jemand von einem Geſellen wegführen laſſen und war das Fahrgeld ſchuldig geblieben, den ſollte keiner mehr vor Abtragung der Schuld in ſein Schiff aufnehmen.

Auf die Hausordnung beziehen ſich folgende Beſtimmungen:

„Item es ſol niemand uff unſer ſtuben orren (Ohrfeigen austeilen) noch ſtoſſen, denn (ſondern) züchtig ſin."

„Item welher den andern heiſſet liegen (lügen) frevenlichen oder in zornswiſe, der git 1 Pfund wachs."

„Item welher uff unſerm huſe übel redet und ein loch nemmet (nennt), ſtudeloch, zwersloch und ſoliche worte, der git ſofort 6 pfennig oder ſpäter 1 Pfund wachs."

„Uff dem huſe" darf man einander nicht „beſchütten noch werfen."

Eine hohe Strafe von 10 Pfund Wachs trifft den, der einem andern geſchlechtlichen Umgang mit Tieren vorwirft.

„Welher dem andern uff dem huſe über ſin teſchen gat oder in uß ſinem ſchlaffe wecket, der git 2 Pfund wachs.“

Daß ſich die Schiffer im Zechen vor andern Stadtbürgern hervorgethan hätten, könnte nicht bewieſen werden. Daß aber auch ſie keine Temperenzler waren, erhellt neben vielen in den Akten zerſtreuten Andeutungen aus den verſchiedenſten Zeiten ganz beſonders aus einer neuen Ordnung, welche das Jahrhundert der Reformation mit ſeiner Fülle von Sittenmandaten gezeitigt hat. Darin leſen wir: „Die Schifflüt, meiſter und knecht haben etwan über die zit gezert und bi dem trunkh geſeſſen (NB. auf Rechnung des Zunftſeckels!). Wir wollen keinem den erbaren zächen benämen, doch umb ſeinen pfennig ohne zunfftcoſten, es wäre denn daß ein ſchiff geladen worden und die meiſter erlaubten einen gemeinſamen trunk. Welher aber über die zit uf der zunft verharen, zehren, ſich überwynen, Gott leſtern, die gaben Gottes mißbrauchen oder ſunſt anderen unzüchtige ſachen mit worten oder werckhen üben und treiben wurde,“ ein ſolcher ſolle jederzeit von den Meiſtern nach Gebühr beſtraft werden.

Von durchſchlagendem Erfolge ſind aber dieſe und noch viele ähnliche Verordnungen nicht geweſen. Vielfach herrſchte Zwietracht unter den Genoſſen oder es verſagten die Knechte den Obern den Gehorſam. Von allen 15 Zünften iſt die zu Schiffleuten diejenige geweſen, über welche weitaus am meiſten Klage vor Rat geführt worden iſt. Was Wunder alſo, wenn ſie zuletzt in üblen Ruf kam, und ſich die nachteiligen Folgen zeigten?

Im Jahre 1354 war ſie gegründet worden; nach nicht ganz 80 Jahren zählte ſie ihren größten Mitgliederbeſtand, hatte aber bereits die guten Tage hinter ſich. Fürwahr, eine kurze Zeit des Glückes und der Freude! Das allmähliche Sinken der Schiffahrt

offenbart ſich uns auf mancherlei Weiſe. Wenn im Jahre 1441 der Beſchluß gefaßt wurde, daß „alle gemeinſchafft, ſo ſy mitteinander unczhar gehept hand oder haben möchtent, gentzlich hin und abeſin ſoll," ſo erklärt ſich derſelbe wohl nur aus einer gegenüber früher bedeutend dezimierten Zahl von Zunftgenoſſen, und wenn denſelben bald nachher wieder erlaubt wird, abwechslungsweiſe, diesmal aber in zwei Abteilungen, zu fahren, ſo iſt das doch nur ein Zeichen, daß das Handwerk in ſtetigem Niedergang begriffen war. Eine lange Lehrzeit (7—8 Jahre) und ein großes Sterben (1564/65) trugen das ihrige dazu bei, daß ſich immer ſeltener tüchtige Kräfte zur Aufnahme in die Zunft meldeten. Wer mochte ſich auch einem Berufe zuwenden, welcher den Mann nicht zu ernähren verſprach? So finden wir denn die Basler Schiffahrt 100 Jahre ſpäter in den Händen von nur ganz wenigen Meiſtern mit einigen Knechten. Ihrer Pflicht, der raſchen Beförderung von Leuten und Gütern, ſuchten ſie nach einer feſtgeſetzten Fahrordnung nachzukommen. Bald aber begannen gerade diejenigen das Vertrauen, das man ihnen ſchenkte, zu mißbrauchen, denen es am eheſten obgelegen hätte, darüber zu wachen, daß das Gefährte nicht jählings verkomme. Gemeint ſind die Zunftvorſtände, welche, um nicht ſtetsfort ſelbſt reiſen zu müſſen, Aufträge zwar ſehr gern entgegen nahmen, ſie aber nicht perſönlich, ſondern durch angeſtelltes Perſonal ausführen ließen. Ihrem Vorbilde folgten in geſteigertem Maße die übrigen Meiſter. Dadurch mehrten ſich die Schiffbrüche, eine allgemeine Zerrüttung trat in der Zunft ein und Reklamationen von ſeiten der Kaufleute waren an der Tagesordnung. Wir entnehmen das einer Verteidigungsſchrift wegen verſchuldeten Schiffbruchs, die der Schiffer Hans Dürſt dem Rate anno 1575 eingereicht hat. Es heißt darin: „Unſer Rhatsherr und Meiſter farenn gar ſelten und wöllen veil ſchiff mit knechten hinweg ſchicken gon Strasburg, damit es diſter weniger an ſie komme. . . . Es ſind

unſer neun meiſter gſin; von denen neunen haben ſechs faſt immerdar diſen ſchwären handell mit faren ſollen usrichten und ſind eben vier knecht, die umb ein erſamme zunft dienen, unnd ſoll man etwan ein wuchen mit zweyen ſchiffen faren oder als bald mit dreyen ungeforlich, wie ſoll man nun, gnedig herren, diſen ſchweren handel usrichten mit diſen ſechs meiſteren und vier knechten? Dan der Diebolt Merian iſt in acht jaren alters halb nie gfaren, dan er hatt abbetten. Iſt aber etwas gwunnen worden, ſo iſt er alzeit darbey. Unſer Meiſter iſt lenger dan in einem halben jar nie weder gon Briſach noch gon Strasburg gefaren, desglichen unſer rhatsherr über zweymal nit zu Strasburg in einem halben jar geweſen. . . . . So aber unſer einer gfaren iſt unnd umb knecht angeſprochen hatt, hatt er müſſen allerley volcks, räbknecht, meſſerſchmid, beckenknecht und andere, die ſich des waſſers nit verſtond, nemmen, das manchen burger wunder genommen hatt, alſo mit ſchlechtem volck faren." Die guten Knechte hatten nämlich immer der Zunftmeiſter und der Ratsherr für ſich beanſprucht. „Und," fährt er fort, „hatt man uff ein zeit einen uf ein ſchiff geſtelt für ein ſteurman, der ſein lebtag nie umb kein zunft gedient hatt. Vor dem ſterbend hatt man etwan davornen inn dem ſchiff vier knecht gehabt, die umb ein erſame zunft gedient haben und ſich uff das waſſer verſtanden, . . . nach dem ſterbend aber ſind die knecht, die do willens ſind gſin zedienen, in ein abgang kommen. Das ſchaft aber die langwierige zeit dahin ze dienen (lange Lehrzeit), das niemant gern ſein ſon dahin thut." Früher habe man nach fünf Jahren die Meiſterſchaft erreicht, aber „ich bin uff die 5 jar gefaren, eb ich zum diener bin angenommen worden; demnach bin ich 7 jar diener gſin."

Durch die Gegenreformation und die Hugenottenkriege in Frankreich wurden auch Baſel und die elſäſſiſchen Gebiete in Mitleidenſchaft gezogen. Bei dem allgemeinen Steigen der Preiſe waren

auch die Schiffer gezwungen, höhere Taxen zu verlangen. Das rief aber sofort einem Konflikt mit der Kaufmannschaft. Man verteidigte sich, so gut es ging, indem man darauf hinwies, daß, während man in Friedenszeiten für ein großes Bernerschiff 16 bis 20 fl. bezahlt habe, ein solches jetzt 60 fl. koste. Für Wein und Brot verlange man ihnen besonders in den Gasthäusern an den Landstraßen das vierfache von früher. Die Zölle und Waggelder seien ebenfalls dementsprechend erhöht worden. In Breisach müßten sie sich für schweres Geld Pässe lösen und der dortigen Wacht „schmieren." Aller Orten würden sie jetzt angehalten, so daß sie nun 5—6 Tage zu einer Fahrt nach Straßburg brauchten, von denen man früher in zwei Tagen zurück gewesen sei. Wenn man nun bedenke, daß sie seit $1^1/_2$ Jahren fast auf allen Fahrten geplündert worden seien und Hab und Gut verloren hätten, wenn man ferner in Betracht ziehe, daß in Straßburg 30 ihrer Schiffe im Wert von über 1500 fl. verankert liegen, welche zum Teil verfallen und verfaulen, weil sie dieselben in dieser bösen Zeit nicht abbringen könnten, wer dürfe dann von Unrecht reden, wenn sie mit ihren Taxen aufschlügen? Die Kaufleute thäten es auch nicht anders, und wenn man sie frage, warum sie ihre Waren bald drei-, bald viermal so teuer geben als früher, so erhalte man zur Antwort, daran seien die schweren Kriegsläufte und die allgemeine Unsicherheit auf den Straßen schuld. Das sei aber auch ihre Klage, und überhaupt seien die verständigen Leute mit ihnen noch immer zufrieden gewesen.

Schließlich legte sich der Rat ins Mittel. Er gebot zunächst, die Zunft auf acht Meister, zwei Steuerleute und vier Knechte zu ergänzen, vorbehalten, daß die Schiffahrt wieder zunehme. Dann regelte er die Dienstzeit eines Knechtes auf drei und die eines Steuermanns auf zwei Jahre. Kranken oder alten, gebrechlichen Meistern sprach er vollen Anteil am Reingewinn der Zunft zu,

Witwen hingegen nur für das Todesjahr ihrer Gatten. Er ſetzte eine Behörde ein zur genauen Prüfung des Schiffmaterials und zur Ueberwachung der Ladung und Spedierung der Güter, er beſtimmte die Fahrtaxen, verbot fremden Schiffern an der Schifflände, wie bisher oft geſchehen, Ladung einzunehmen und verlangte von den Zunftgenoſſen, daß ſie alle Gebreſten im Rhein, die ſie auf ihren Fahrten bemerkt haben würden, ſofort nach ihrer Rückkehr zur Anzeige brächten. Auf den Fahrten ſelbſt ſollte ſich ein jeglicher der Nüchternheit und Beſcheidenheit befleißigen. Eine weitere Beſtimmung bezieht ſich auf die Schiffbrüche. Unverſchuldetes Mißgeſchick iſt zu verzeihen, heißt es in einem der Paragraphen. Wer aber einen Unfall gröblich ſelbſt herbeiführt, der iſt zu beſtrafen und hat den Schaden zu erſetzen. Wird der Betreffende jedoch flüchtig, ſo hat die ganze Zunft für ihn einzuſtehen.

Die Haftbarkeitsfrage der Schiffer für die zu ſpedierenden Güter wurde immer und immer wieder aufgeworfen. Anfänglich nämlich weigerten ſich dieſelben hartnäckig, überhaupt Schadenerſatz zu entrichten, wenn ein Fahrzeug geſunken oder geſtrandet und wertvolles Gut verloren gegangen oder beſchädigt worden war. Wie ſollte man ſie in ſolchen Fällen auch zur Verantwortung ziehen können, wo ſie doch in dem ſtets ſich verändernden, gefahrenreichen Flußbett einen Kampf mit den Gewalten der Natur zu führen hätten! — Eine fade Ausrede, die nicht verfing; denn nach den Akten beruhte die Mehrzahl der Unfälle auf Nachläſſigkeit des Perſonals. Darum ſah ſich die Zunft auch ſchon 1398 veranlaßt, in Straßburg Erkundigungen in dieſer Angelegenheit einzuziehen. Die Antwort bejahte die Verantwortlichkeit.

Doch hören wir für lange nicht, daß man in Baſel dem Beiſpiel Straßburgs nachgelebt habe. Die 1430ger Ordnung bedrohte nur diejenigen mit ſchwerer Strafe, durch deren Nachläſſig-

keit Menſchenleben zu beklagen ſein würden. Solche Schiffer ſollten keine Gnade finden; nach ihnen wollte man fahnden, ſie richten, aus der Stadt verbannen. Entrännen ſie, ſo ſollten ſie den auswärtigen Schiffergenoſſenſchaften denunziert, ihre Güter eingezogen und für das Seelenheil der Ertrunkenen verwendet werden. Schließlich ſcheint man ſich aber doch auf den Standpunkt der Straßburger geſtellt zu haben. Das erſehen wir aus der Erklärung der Meiſter vom Jahre 1586, welche lautet: „Es hat mit ſchiffbrüchen diſe meynung, wan ein ſchiff zu grund godt und der ſchiffman mit ſeinem leyb bitz ann das endt bey dem ſchiff pleibt und er rettet leut und güeter, ſoviel ihm möglich iſt, als dann iſt er umb den verluſt nichts zu geben ſchuldig, fürnemlich wan er die ſachen nit verwarloſet, dan er ſelbſt iſt inn gefor ſeines leybs und lebens eben wie die anderen geſtanden. Wann aber der ſchiffman fleucht und alein ſeines lebens rettung ſucht, derſelbig iſt ein untrewer ſchiffman und mag umb allen ſchaden beclagt werden.“ Erſt im Anfang des 19. Jahrh. gelang es den Auftraggebern, ihre Forderungen vor dem Rate voll und ganz durchzuſetzen. Von da an mußte jeder Schiffer vor ſeiner Abfahrt von einer Ladung von weniger als 400 Zentner eine Kaution von 1000 Franken und von einer ſolchen zwiſchen 400 und 800 Zentner 2000 Franken hinterlegen oder durch Bürgſchaft ſicher ſtellen.

Im allgemeinen hatten die größten Frachtfahrzeuge auf der Strecke Baſel-Straßburg eine Tragfähigkeit von 1200 bis 1500 Zentner. Sie waren 19 Meter lang, 4 Meter breit und hatten einen Tiefgang von 1,5 Meter. Freilich, als ſeit der letzten Hälfte des 15. Jahrh. ein kräftig pulſierendes Handelsleben fehlte, brauchte man immer ſeltener derartige Ungetüme durch die engen Waſſerläufe des Rheins zu ſteuern. Man durfte mit einem vollſtändig befrachteten Bernerſchiff zufrieden ſein. Ein ſolches faßte 400 bis 600 Zentner Gut und erforderte eine Bemannung von acht bis

zehn Perſonen. Auf Frachtſchiffen wurden bei Gelegenheit auch Perſonen befördert, doch dienten ſonſt dem Reiſeverkehr kleinere unbedeckte, ſpäter mit einem Tuch überſpannte Nachenſchiffe. Von bequemer eingerichteten Fahrzeugen erfahren wir erſt aus dem 17. Jahrh. Ein Beiſpiel hiezu liefert uns der Akkord, welchen im Oktober 1680 der Marquis de Gravel über den Transport ſeiner Familie mit Bagage, Pferden und Warenvorräten auf drei Schiffen von Baſel bis Bonn mit der Zunft abgeſchloſſen hat. Danach muß das erſte Schiff enthalten: eine Stube mit einem Ofen, eine Kammer, eine Küche, alle mit den nötigen Fenſtern; „ſoll auch mit dielen hin und wider wohl verwahrt ſein.“ Vom zweiten und dritten verlangt er Holzbedachung, das eine davon mit „Kripfen und Bahren.“ Die Schiffer will er nicht verköſtigen, die Zölle für Mannſchaft und Waren dagegen auf ſich nehmen. Er garantiert ihnen auch, daß ihnen in Straßburg und Mainz keine andern Schiffer als Steuerleute aufgebürdet werden und verſpricht ihnen einen Lohn von 390 Reichsthalern, ſowie die Zuſtändigkeit der Fahrzeuge am Beſtimmungsort.

Im Jahre 1816 baute Meiſter Jakob Hindelang ein Schiff mit zwei Etagen. Er hatte Auswanderer nach Amſterdam zu führen und gedachte nun, denſelben die obere Etage zum angenehmen Aufenthaltsort während des Tages einzurichten. Es ſollten dort 30 bis 40 Perſonen bequem Platz finden. Dem Zunftmeiſter Andreas Frey kam aber die Baute ſehr gefährlich vor; er zweifelte an der Feſtigkeit der Konſtruktion und beantragte für Hindelang ein Fahrverbot. Umſonſt verſuchten drei auf deſſen Verlangen zugezogene Experten die Behörde zu beruhigen, das 70 franzöſiſche Schuh lange und 12 Schuh breite Schiff ſei neu und ſolid gebaut, es gehe nach vollendeter Ladung $2^1/_2$ Schuh tief, ſo daß es immer noch 5 Schuh über Waſſer ſtehe; Hindelang erhielt die Bewilligung zur Abfahrt nicht eher, als bis er den obern Boden abgebrochen hatte.

Während wir über das Schifferhandwerk Baſels aus dem 16. Jahrh. nur wenig erfahren und das nichts Gutes, befinden wir uns vom 17. Jahrh. an wieder auf ſicherem Boden. Doch bietet uns die Zunft kein erfreuliches Bild dar. „Sittenmahlen ein erſame zunfft zue den Schiffleuthen durch eingerißne uneinigkheiten und zwittracht, auch halßſtarrigkheit etlicher ihrer meiſtern, bey welchen unſer nunmehr über die zwey gantzer jahren beſchehen freundliches zueſprechen unnd verwarnen nichts verfachen wöllen, in das eußerſte abnemmen unnd undergang gerathen," ferner infolge der Schuldenlaſt, „inn welche ein erſame zunfft durch allerhand zuegeſtandne ungelegenheiten gerathen unnd khommen — gemeint ſind die in erſchrecklicher Weiſe ſich mehrenden Schiffbrüche — welche eben groß und biß anhero vil ehrlicher leuthen von der zunfft abgeſchreckht," ſah ſich der Magiſtrat 1619 ſchon wieder veranlaßt, Ordnung zu ſchaffen. Die vier hauptſächlichſten Ruheſtörer wurden in ihrem Handwerk bis auf weiteres ſtille geſtellt und eine neue Verordnung über das Fahrweſen erlaſſen.

Damals hatte der dreißigjährige Krieg bereits begonnen. Er legte die Schiffahrt auf dem Mittelrhein völlig lahm. Verkehrsſtockungen traten auch auf dem Oberrhein für die Basler ein. Immerhin aber hörte der Handel doch nicht ganz auf; ja es ſcheint vielmehr, als hätten damals einzelne Kaufhäuſer zuweilen recht ſchöne Geſchäfte gemacht. Wir entnehmen das einer Erwiderung der Schiffer auf eine Anklage der Kaufleute wegen Ueberforderung aus dem Jahre 1643, woſelbſt geſchrieben ſteht, es habe wegen der großen Gefahr niemand mehr den Zentner Waren wie früher um ſechs Batzen führen wollen. Weil aber die Kaufleute großen Profit an denſelben gemacht hätten, hätten ſie ihnen von ſelbſt mehr Lohn verſprochen und ſo ſei eben die Taxe für den Zentner von ſechs auf zwölf Batzen geſtiegen. Deswegen hätten aber ſie, die Schiffer, nicht etwa, wie man meinen ſollte, ein ſchönes Geld verdient; —

im Gegenteil „erſcheint ſich in den geſchriebenen Rechnungen, daß wir von 1638 bis dato (1643) über die 1400 fl. ſchaden erlitten haben, und ſo ſie (die Kaufleute) uns denſelben bezahlen wollen, wir es mit danck annemmen."

Daß der Krieg viel Unangenehmes bringen mußte, liegt auf der Hand. Waren die Basler ſchon früher gezwungen geweſen, auf der Strecke bis Straßburg an fünf Orten rechtmäßige, ſogenannte Raubzölle oder ſonſtige Abgaben zu entrichten, ſo wurden ſie jetzt in verſchärftem Maße kujoniert. Wollten ſie daher raſch und im Frieden vorwärts kommen, ſo blieb ihnen keine andere Wahl übrig als zu „ſchmieren;" „inſonderheit zu Rheinaw, ſo alzeit ein fenderich da ligt. Dem muß man nicht allein ſpendieren," ſondern je nach dem Schiffe fünf bis neun Dublonen hinterlegen. Deſſenungeachtet, meinten die Kaufleute, könnten die Schiffer mit niedrigern Frachtanſätzen noch wohl auskommen, denn „brodt und wein ſei Gott lob rechtes preiß und ſonderlich die knecht koſtlicher ſpeiß nit gewohnt, es were dan, daß ſie, wie beſchechen, in gutſchen nach hauß fahrten."

Zur beſſern Veranſchaulichung des Basler Verkehrs auf dem Rhein im dreißigjährigen Kriege möge hier angeführt ſein, daß im Jahre 1636 noch ungefähr 70 größere Schiffe aus der Stadt wegfuhren. Dazu dürfen wir eine nicht unbedeutende Zahl von Weidlingfahrten rechnen.

Der weſtphäliſche Friede, welcher die Rheinufer frei gab und beſtimmte, alle Beſchwerden und Hinderniſſe müßten zu Gunſten der Hebung des Handels dahinfallen, war von gar keiner oder nur geringer Wirkung. An Hand der Limburger Zollliſten konſtatieren wir zwar für die nächſten zehn Jahre einen Aufſchwung des Verkehrs zu Waſſer. Nach ihnen haben die Basler zu Limburg in der Zeit von 1640 bis 1647 nur 364 fl. Durchgangszoll bezahlt, während derſelbe im gleich langen Zeitraume von 1651 bis 1658

nicht weniger als 565 fl. betrug. Dafür waren aber dann die 60ger Jahre wieder ganz ſchlecht. Anno 1668 und 1669 wurde „wegen leidiger condagion (Peſt) und anderen urſachen kein ſchiff gefiehrt." Die eigentlichen Frachtfuhren gingen immer mehr zurück; denn die Kaufleute, welche behaupteten, die Schiffer hätten ſie mit ihrem unerhört hohen Lohn gewiſſermaßen in einem Halseiſen ſtecken, führten ihre Waren nach Hüningen und verluden ſie dort auf Straßburger Fahrzeuge, oder ſie nahmen ihre Zuflucht zum Transport auf der Axe. Man proteſtierte zwar in Straßburg gegen derartige Uebergriffe, doch lautete die Antwort ungünſtig genug. „Es bezeugt die leidige erfahrung, daß faſt kein jahr vergeht, da nicht wegen der Baßler ungeſchickligkeit Menſchen und güther uff dem Rhein jämmerlich verderben, ſo gar, daß auch ihre eigene Kauffleuth, ... ihre güther viel lieber den unſerigen alß den ihrigen vertrawt. Die urſach findet ſich ohnſchwer, daß ſie faſt kein ſtuck guth gebührlich oder trucken (trocken) an gehörige ſtell wißen zu lieffern: ja wann die Baßler ſchiffleuth bey 20 jahren ſelben zurück gedencken, wie viel leuth, paarſchafft und guther beſonders bey Briſach undt anderer orthen von ihnen ertränkt worden!"

Gerieten nun aber auch die großen Gefährte ins Abnehmen, ſo mehrten ſich dafür die kleineren und zwar in dem Verhältnis, daß im Jahr durchſchnittlich auf zehn große bald mehr, bald weniger als 100 Poſt- oder ſonſtige Weidlingsfahrten nach Straßburg zu ſtehen kamen. Doch ſpürte die Zunft den Ausfall im Erwerb ſo ſehr, daß die Vorgeſetzten im Jahre 1685 vor Rat den Antrag durchbrachten, daß behufs Verminderung der Zahl der Zunftbrüder, wie bei den Metzgern, ein Vater nur einen Sohn im Handwerk nachziehen dürfe.

Schon ging das Jahrhundert ſeinem Ende entgegen, als im Spätjahr 1700 ein fremder Herr, namens Peter de Dromet aus Dijon, hier mit einer das Schifferhandwerk gefährdenden Erfindung

auftauchte. Bei der ſtarken Strömung, welche der Rhein in unſern Gegenden hat, war es ſchon ſchwierig, ein leeres, geſchweige denn ein beladenes größeres Fahrzeug flußaufwärts zu ſchaffen. Es ging nicht anders als mit Hilfe von Pferden. Weil das aber eine zeitraubende und koſtſpielige Affaire war, ſuchte man am liebſten mit Verzicht auf eine Rückfracht oder Bergfahrt, dieſelben, wie ſchon oben bemerkt, am Beſtimmungsorte, wenn auch zuweilen mit Verluſt, los zu werden. Daher iſt es nicht zu verwundern, wenn ſich Techniker mit dem Problem befaßten, Schiffe zu erſtellen, die gegen die Strömung zu fahren vermöchten. Ein ſolcher Mann war der oben genannte Franzoſe. Er brachte vor, er habe nach fünf Jahren Arbeit eine Maſchine erfunden, mittels deren man ſelbſt geladene Schiffe ſtromaufwärts ſchaffen könne. Wenn dieſe Behauptung den Herren unglaubhaft erſcheine, ſo möchten ſie bedenken, daß ſchon weit ſchwierigere Aufgaben gelöst worden ſeien. So habe z. B. der franzöſiſche König zu Marly Waſſer über hohe Berge geleitet. Seine Erfindung beruhe auf einem Reſſort oder Feder- und Radwerk. Damit habe er in Burgund Probefahrten unternommen und getraue ſich, ſolche auch auf raſch fließenden Gewäſſern mit einer Belaſtung von 100—150 Zentnern anzuſtellen. Für den Fall des Gelingens wünſchte er ſich von Baſel fürs erſte ein Privilegium und bat fürs zweite, was die Hauptſache war, um die Erlaubnis, unter Einhaltung der geſetzlichen Beſtimmungen mit ſeinem Schiffe Güter ſpedieren zu dürfen. Es ging ihm aber nicht beſſer als 50 Jahre ſpäter dem Abbé Carl Arnold de Dobroslawina zu Frankfurt a/O., geweſenem Prof. juris et phil. auch königl. preuß. Hofrat, der ebenfalls „durch Gottes Gnade einen leichten modum erfunden, nach welchem er mit großen und kleinen Schiffen von Holland bis hierher gegen den Strom und Wind ohne gewohnliche Ruder und Zihung einiger Pferden oder Menſchen“ mit wenig Unkoſten und leichter Mühe alle Stunden eine deutſche

Meile zurückzulegen im ſtande ſei. Beide Zulaſſungsgeſuche wurden auf Antrag der Schiffleutenzunft abgewieſen.

Das 18. Jahrhundert ließ ſich nicht gut an. Es entbrannte der ſpaniſche Erbfolgekrieg. Da infolgedeſſen im Frühjahr 1702 der Rheinpaß bei Hüningen geſperrt war, verbot der Rat Schiffern wie Fiſchern, ſich über das Basler Territorium hinaus zu entfernen. Oefters paſſierte es, daß in einem Jahre auch nicht ein einziges großes Schiff geladen wurde, weshalb, als die Franzoſen noch im Jahre 1710 Basler Schiffe anhielten, eine Anzahl Zünftler, um nicht hungern zu müſſen, in Rheinfelden Dienſt annahm. Von den übrigen 15—20 Mann thaten ſich je zwei zuſammen und fuhren, ſobald ſie mit Paſſagieren zehn, mit Gütern zwölf Thaler verdienen konnten, unverzüglich ab. In den 1740ger Jahren begann man dann wieder den Reingewinn unter die Meiſter gleichmäßig zu verteilen; doch fanden ſich Unzufriedene, die davon nichts wiſſen wollten und gegen die Zunftordnung auf eigene Rechnung arbeiteten. Mit dem Jahre 1750 ſchmolzen ihre Einnahmen noch mehr zuſammen, als Amadeus Iſelin die Reiſenden in ſeinem wöchentlich zweimal kurſierenden Diligencen landabwärts ſchaukelte. So begreifen wir einigermaßen das Vorgehen des Vorſtandes, welcher, um einem Andrang zum Handwerk zu begegnen, die Eintrittgebühr in die Zunft erſt auf 12, dann ſogar auf 30 fl. erhöhte und vor 8 Jahren Lehre keinen Knecht zum Meiſter promovierte. Indeſſen blieb der Erwerb des einzelnen auch ſo noch gering genug; die Meiſter reden 1768 von 40 Pfund im Jahr, und als ſie im Januar 1769 „wegen abgang ihres verdienſtes und daraus folgender betrübter umſtände“ die hohen Behörden um Rat und Hilfe anriefen, meinten dieſe, ſie ſollen ſich zunächſt mit Fremden und Einheimiſchen beſſer ſtellen und dann erſt demütiglich und milde an u. gn. Herren gelangen.

Daß die franzöſiſche Revolution mit ihren Wirren und folgenden Kriegen der Schiffahrt nicht förderlich geweſen iſt, brauchen

wir wohl nicht zu beweiſen. Im Jahre 1810 treffen wir nur noch einige Mann auf dem Zunfthauſe, die nach einer beſtimmten, jeweilen 14 Tage dauernden Kehrordnung die wenige vorhandene Arbeit verrichteten. Zeigten ſich ausnahmsweiſe einmal größere Aufträge, wie anläßlich der franzöſiſchen Truppentransporte von 1811 und 1813, ſo ſchloſſen ſie zu niedrige Akkorde ab, oder wurden lange nicht ausbezahlt. Dafür haben wir zwei intereſſante Belege. Im Jahre 1811 hatte einer halb gezwungen 993 Franzoſen aus Hüningen nach Weſel zu führen übernommen. Dieſe Mannſchaft wurde auf acht große Schiffe verladen, denen zur Sicherheit drei Weidlinge folgten. Am achten Tage war man in Weſel und nach Verfluß von 20 Tagen befand ſich der betreffende Schiffer wieder zu Hauſe. Hier legte er nun folgende Rechnung ab:

Einnahmen.

993 Mann à Frs. 9. 25	Fr.	9,195. 25
Der Erlös aus den acht Schiffen und drei Weidlingen, mit allem, was darin war, ſtellte ſich, weil in Weſel viele Fahrzeuge zuſammentrafen und ſo der Preis derſelben ſank, auf nur	„	727. 52
Summa	Fr.	9,922. 77

Ausgaben.

13	Schiffsknechte	von	Hüningen bis Naumburg	Fr. 527. 80
28	„	„	Hüningen bis Weſel . .	„ 3,897. 60
2	Steuerleute	„	Breiſach bis Straßburg .	„ 81. 20
2	„	„	Straßburg bis Naumburg	„ 69. 60
1	Steuermann	„	Naumburg bis Mainz .	„ 46. 40
8	Steuerleute	„	Mainz bis Köln . .	„ 556. 80
4	„	„	Köln bis Weſel . . .	„ 185. 60
			Uebertrag	Fr. 5,365. —

	Uebertrag	Fr. 5,365. —
1 Vorfahrer von Mainz nach Weſel, der den Quartiermeiſter mitnahm	„	92. 80
8 große Schiffe koſteten in Baſel	„	3,874. 40
3 Weidlinge	„	58. —
Dielen, Flecklinge, Nägel ꝛc.	„	719. 20
Seile	„	139. —
	Total	Fr. 10,248. 40

Gewitzigt durch den Verluſt ſeines Vorgängers verlangte Andreas Frey, der anno 1813 ein Bataillon des 7. leichten Infanterie-Regiments, beſtehend aus 14 Offizieren und 792 Soldaten, ebenfalls von Hüningen nach Weſel zu führen hatte, durchſchnittlich pro Mann eine Taxe von 14 Franken. Im April geſchah die Dislokation dieſer Truppe auf neun Schiffen: die 11,284 Franken Fahrlohn hatte aber Frey noch im Juli zu gut und mußte ſich ſchließlich an den Rat um Unterſtützung ſeiner Forderung wenden.

Am 3. September 1816 ſchreiben die Vorgeſetzten, daß während der Kriegszeit, alſo innert 20 Jahren, nichts verdient worden ſei. Was Wunder, wenn daher im Jahre 1817 die Zunft nur noch drei Meiſter zählte, denen man vorwerfen konnte, ſie hätten ſeit 12 Jahren weder eine Vogts- noch ſonſtige Rechnung abgelegt?

Nach und nach hob ſich jetzt das Gewerbe wieder. Friſcher Mut beſeelte die Zunftgenoſſen; ſie revidierten ihre alte Ordnung und ſchritten am 13. März 1819 auf Ratsbeſchluß zur Gründung eines Schifferfond „zur Auffnung der Rheinſchiffahrt und zur Unterſtützung der wittweiber und preſthaften Meiſter.“ Allein ſchon in den 30ger Jahren ſah man in der Stadt weit mehr auswärtige Schiffer als früher. Sie trugen fremde Patente bei ſich, welche ihnen erlaubten, überall zu fahren, ſoweit der Rhein ſchiffbar ſei. Geſtützt darauf ließen ſie ſich in die hieſige Kehrordnung eintragen und warteten ab, bis ſie zur Ladung aufgefordert wurden. Darauf-

hin verlegten ſich einzelne der hieſigen Berufsgenoſſen entweder ſelbſt auf den Schmuggel auf franzöſiſches Gebiet, oder ſie begünſtigten denſelben indirekt, indem ſie ihre Patente ausliehen.

Der Schifferfond, der durch eine Ladungsgebühr von 2 Kreuzern pro Zentner geſpeist wurde, war im Jahre 1839 ſchon zu einer bedeutenden Summe angewachſen, und da derſelbe nun einmal zur Förderung der Schiffahrt ins Leben gerufen worden war, ſo nahmen die Schiffer keinen Anſtand, aus dieſer Kaſſe den Rat um ein Darlehen von 4000 Franken zu bitten behufs Beſchaffung von drei franzöſiſchen, eichenen Spitzſchiffen, mit einer Tragkraft von je 800 Zentnern. Sie hatten ſich ſoeben mit einer größeren Anzahl von Kaufhäuſern betreffs Warentransport geeinigt, und nun fehlten ihnen die nötigen Fahrzeuge. Der Magiſtrat wandte ſich in dieſer Angelegenheit um ein Gutachten an die Kaufhauskommiſſion. Die antwortete, es ſei allerdings auf die chaotiſchen Zuſtände, in welchen ſich die Rheinſchiffahrt im erſten Jahrzehnt des neuen Jahrhunderts befunden habe, ein Schifferfond gegründet worden, um dieſem Stande, dem gewöhnlich nur unbemittelte Leute angehört hätten, aufzuhelfen, oder deren Witwen verhältnismäßige „Tröſtungen" zukommen zu laſſen. Die Kaufleute hätten aber als Zahlende auch ein Recht auf dieſe Kaſſe. Bei den beſchränkten und durch keine Vernunftgründe ſich ändernden Geſinnungen der hieſigen Schiffer jedoch, die immer nur von ihrem Eigentum ſprechen . . ., ferner bei Umſtänden, wo der Reiſeverkehr durch parallel laufende Eiſenbahnen und Dampfſchiffe der Verdienſt mit Spitzſchiffen gänzlich aufhören dürfte, ſei wohl ihrer Forderung mit einer einmaligen Verabreichung von 2000 Franken ohne Zins und Rückvergütung genügend entſprochen. Der Rat entſchied aber anders. Er verabfolgte ihnen 3600 Franken verzinslich zu 2%. Dafür ſollten ihre Schiffe in Verſatz genommen, ein Reglement für deren Benützung aufgeſtellt, und abermals eine neue Schiffahrtsordnung ins Leben gerufen werden.

Mit diesem Gelde kaufte die Zunft zwei ältere Spitzschiffe, den „Victor“ und den „Poniatowsky,“ zusammen um 2940 Franken, ein drittes mit einer Tragkraft von 1200 bis 1500 Zentnern, „die Stadt Hüningen,“ bestellte sie auf der Werft zu Hüningen. Es sollten dies die letzten Basler Frachtschiffe sein, denn bereits war den Schiffern neben der Bahnlinie Basel-Straßburg noch eine neue Konkurrentin erstanden, die Dampfschiffgesellschaft „Der Adler des Oberrheins.“ Ihre Dampfer bereiteten den kleineren Frachtschiffen, Lauertannen genannt, bei der Begegnung durch Hervorbringen eines hohen Wellenschlages große Gefahr. Deshalb ersuchte die Gesellschaft die Basler Regierung um ein Verbot des Gebrauches von Lauertannen, erhielt aber abschlägige Antwort, trotzdem der Schiffer Ehret im Winter 1842 mit einer solchen in der bairischen Pfalz durch zu starkes Zurückfallen Schiffbruch gelitten hatte. Der Rat war hiebei einem diesbezüglichen Gutachten der Kaufhauskommission gefolgt, welches besagte, daß der Strom von Basel bis Straßburg bei niedrigem Wasserstande ein flaches, nicht tiefgehendes Fahrzeug verlange und eine regelmäßige Beladung von tiefer gehenden Spitzschiffen oft rein unmöglich mache. Wenn nun besonders zur Sommerszeit oft nur geringe Lasten von 200 bis 400 Zentnern vorhanden seien, so lohne es sich doch nicht der Mühe, damit ein Spitzschiff von 1000 Zentnern Tragkraft zu befrachten, dessen Rücktransport allein von Straßburg schon 100 bis 150 Franken ausmache; ein Zuwarten aber, bis die erforderliche Zahl von Zentnern für ein solches beisammen wäre, würde gewiß nicht zur Hebung des Handels beitragen. Man solle deswegen lieber der Sache ihren Gang lassen. „Es werden sich die Verhältnisse für die Schiffer doch verschlimmern und bald keine Lauertannen mehr fahren.“ Damit hatte die Kaufhauskommission die Lage der Schiffahrt besser beurteilt, als das Jahr zuvor ihr Präsident Sarasin. Als nämlich im Jahre 1841 der Rat hier eine Eichstätte zu errichten

beſchloſſen hatte, glaubte Saraſin, der Eichmeiſter werde ſich von jährlich 10 bis 14 zu zeichnenden Lauertannen auf ein Einkommen von 40 bis 60 Franken ſtellen. Das ſei allerdings nicht viel, doch nehme eine ſolche Arbeit auch wenig Zeit in Anſpruch und könnten derartige Manipulationen mehr oder weniger nach Bequemlichkeit vorgenommen werden. Statt der gehofften 14 Lauertannen eines Jahres eichte der Beamte aber bald in zweien nur noch ſo viel.

Unterdeſſen war der Bau der „Stadt Hüningen" fertig geworden; er hatte die Zunft die unerwartet hohe Summe von 4864 Franken 9 Centimes gekoſtet. Dazu mußten die Bedauernswerten die bittere Erfahrung machen, daß all die großen Hoffnungen, welche ſie auf dieſes Fahrzeug geſetzt hatten, ſich nicht verwirklichten. Das Rechnungsjahr 1844 ſchloß wiederum mit einem Defizit von 1075 Franken 51 Centimes ab. 3600 Franken hatte man ſchon 1839 dem Schifferfond entnommen; dieſen waren weitere 2000 Franken im Oktober 1840 nachgefolgt. Was blieb anderes übrig, als zum drittenmal betteln zu gehen? Nur der warmen Befürwortung des Präſidenten der Kaufhauskommiſſion, Saraſin, hatten ſie es zu danken, daß die Kaſſe ihnen nochmals 1100 Franken vorſtreckte. So ſchuldeten ſie derſelben im ganzen 6700 Franken, eine Summe, welche durch eine Ladegebühr von $2\frac{1}{2}$ Rappen pro Zentner amortiſiert werden ſollte. Doch dazu kam es nicht mehr. Laſſen wir unterm 12. Juni 1846 die Kaufhausherren reden:

„Ende verfloſſenen Jahres zeigte es ſich bereits, daß leider auch die Thalſchiffahrt zur Neige gehe, indem durch die Eiſenbahnkonkurrenz, namentlich durch die franzöſiſche, den Schiffern für 1845 gegen früher bereits bei 9000 Zentner Waren entzogen worden waren. Dieſes Jahr wird noch ſchlimmer ausfallen; das erſte halb Jahr weiſt nur 2500 Zentner aus und es iſt hiemit durch die Gewalt der Umſtände auch die Thalſchiffahrt, nachdem vor wenigen Jahren

die Bergfahrt aufgehört hatte, am Erlöschen. Durch diesen für unsere Schiffer allerdings bedauerlichen Umschwung der Dinge werden leider ihre drei mit so vielen Opfern erkauften Spitzschiffe überflüssig. Die Schiffer haben seit einigen Monaten den Mut verloren und sind unter einander zerworfen. Die Aufsichtskommission besteht kaum noch dem Namen nach, und so gehen die drei Schiffe ihrem Verderben entgegen. Ihr baulicher Zustand wird ohne Käufer und ohne Verwendung von Tag zu Tag verderblicher und bereits liegt das eine (der Poniatowsky) beinahe unter Wasser."

Mit Mühe gelang es, die „Stadt Hüningen," welche vor fünf Jahren 4864 Franken gekostet hatte, an einen Straßburger um 700 Franken zu veräußern. Der Sorge, die beiden andern Schiffe auch an den Mann zu bringen, sah man sich enthoben, als sie im Spätjahr 1846 der Rhein bei hohem Wasserstand mit sich fortriß. Das eine zerschellte auf badischem Gebiete, das andere wurde in die Räder der Hüninger Schiffmühle getrieben und zu Grunde gerichtet. Die Schiffer verzichteten auf die Trümmer. So endete die Basler Rheinschiffahrt. Die Kaufhauskommission aber gab aus Aerger darüber den Schifferfond ab. Er gelangte in die Hände der Schiffleutenzunft selbst mit dem Befehl, daß die damals bestehenden Pensionäre aus Zins und Kapital bis zu ihrem Tode zu unterstützen seien.

Beim Versuche, den geschichtlichen Verlauf der Basler Rheinschiffahrt und die jeweiligen Verhältnisse auf der Zunft zu Schiffleuten in Kürze zu schildern, sind wir lediglich einer größern Anzahl uns überlieferter Urkunden und Aktenstücke gefolgt. Diese pflegen aber meist nur dann zu reden, wenn etwas Außergewöhnliches vorgefallen war. So ist es denn gekommen, daß die vorliegende Darstellung insofern etwas einseitig geworden ist, als meistens Thatsachen erwähnt werden, welche zu Ungunsten der Zunft sprechen. Es wäre aber ungerecht, wollten wir uns nur auf der-

artige Quellen geſtützt ein Urteil über die Schiffer formulieren und vergeſſen, welch gewaltige Aufgabe ihnen auf dem Gebiete des Handels und Verkehrs unſerer Stadt beſonders im 14. und 15. Jahrh. geſtellt war. Das Wohl der Basler Handelswelt beruhte nicht zum wenigſten auf ihrer Tüchtigkeit, die, wenn auch für einzelne Zeitabſchnitte mit Recht angezweifelt und beſtritten, im ganzen und großen doch durch die Thatſache konſtatiert wird, daß ſie dieſer Aufgabe gewachſen geweſen ſind. Unſtreitig bleibt ihnen ein großes Verdienſt um das alte Baſel. Zu ihren Gunſten ſei hier ſchließlich auch noch das erwähnt, daß ſich die Zunftbrüder zu Schiffleuten ſtets freudig um ihren Fähndrich geſchart haben, ſo oft das Banner der Stadt im Felde wehte. Nicht weniger als 150 Schiffer und Fiſcher zuſammengerechnet haben im 14. und 15. Jahrh. zum Dank dafür, daß ſie für Baſels Sache mit den Waffen in der Hand eingetreten waren, das Bürgerrecht geſchenkt erhalten.

Gotthold Eglinger.

Von J. Mähly.

Wer das musikalische Leben unserer Vaterstadt Basel, wie es sich in der zweiten Hälfte des laufenden Jahrhunderts entwickelt hat, mit Interesse und etwelchem Verständnis verfolgt hat, für den ist der Name Eglinger kein unbekannter und hat einen ebenso guten Klang, als das Organ des leider nun Verstorbenen zu dessen Lebzeiten, besonders während des fünften und sechsten Dezenniums, gehabt hat; und wer neben dem Sänger Eglinger auch den Menschen durch längeren Verkehr kennen gelernt hat, mußte sich, als sie seine sterbliche Hülle hinaustrugen, sagen, daß es, nachdem das Grab sich über ihr gewölbt, mit dem Manne nicht aus sei, sondern daß er fortleben werde und fortzuleben verdiene im Gedächtnis seiner großen Gesangs- und Musikgemeinde, die er Zeit seines Lebens nach Kräften gefördert und gehoben hat durch Beispiel, durch Anregung und liebevolle Teilnahme an ihrem Wohl und Wehe. Ich betone das Wort „liebevoll," denn was er als Sänger that, geschah aus Liebe und mit dem Herzen, das allerdings nicht jedem Beliebigen beim ersten Begegnen offen stand und nicht mit dem Kraute bepflanzt war, an dem die Langohre nagen.

Der Schreiber dieser Zeilen glaubt dem lieben Verstorbenen lange genug, d. h. von seinem ersten öffentlichen Auftreten an bis zu seinen letzten Lebenstagen nahe gestanden zu haben, um ihn

gründlich, bis in die feinſten Faſern ſeines Denkens und Fühlens hinein zu kennen, und wird ſich, als langjähriger Freund und Kollege, in ſpätern Jahren auch Verwandter, kaum zu entſchuldigen brauchen, wenn er einer mehrfach an ihn ergangenen Aufforderung Folge leiſtend es verſucht, in knappen Zügen ein Erinnerungsbild des Verſtorbenen zu entwerfen.

Wollte ich nur vom Sänger Eglinger und deſſen Leiſtungen im Konzertſaal und Kirche, in Geſangverein und Liedertafel, bei vaterſtädtiſchen und vaterländiſchen Anläſſen ſprechen, ſo könnte ich, wenn auch in hunderten von Herzen der ältern Generation willkommene, ja ſüße Erinnerungsklänge weckend, dennoch der Mehrzahl der Leſer wie ein Häher vorkommen, der den Preis der Nachtigall zu ſingen ſich unterfängt, aber bei einem Sänger, geſchweige denn bei einem Menſchen kommt ja die Stimme nicht allein, ſondern höchſtens zuvörderſt in Betracht; ſie iſt freilich für den Sänger das Grundkapital, mit welchem die Oekonomie des Geſanges betrieben wird; aber eine Hauptſache iſt es auch, welche Kräfte bei dieſem Betrieb zur Verwendung kommen, und die Art, wie dies geſchieht; ob die ungeſchulte Natur mit ihnen wirtſchaftet, oder ob das künſtleriſche Maß ſie in Zucht und Pflege nimmt — und darüber können zum Glück auch andere als ſtimmbegabte Kritiker und Zuhörer urteilen. Hat doch unſer Eglinger ſelber, obſchon perſönlich mit einem herrlichen Stimmmaterial ausgerüſtet, das Höchſte am Sänger nicht in den ſogenannten Stimmmitteln (Kraft, Klang, Fülle und andern mechaniſchen Eigenſchaften) geſehen, ſondern in der Kunſt (alſo der Dynamik) womit dieſe gepflegt und zu einem maßvollen Zuſammenklang abgetönt werden. Er hatte, wie man hier zu Lande ſagt, einen feinen „Fühler“ für alles Maßvolle, alſo auch, da ja die Kunſt aus dem Maßvollen beſteht, für die Kunſt. Dieſe Eigenſchaft in der künſtleriſchen Ausübung hatte er ſchon früh ſeinem ſpätern Lehrer Julius Stockhauſen abgelauſcht —

und dieſes Maß bildete ja wirklich Stockhauſens Größe als Sänger; denn ſeine Stimme war nichts weniger als phänomenal, weder nach Umfang noch nach Fülle; aber ſie klang in allen Regiſtern gleichmäßig, der Sänger bewegte ſich mit der gleichen Sicherheit und Grazie auf den höheren, wie auf den tieferen Stufen der Tonleiter, jeder Ton war gleichſam ein künſtleriſches Gebilde, an dem auch nicht die leiſeſte Spur eines Muttermales mehr zu ſehen war. Aehnlich bei Eglinger und wenn er ſich oftmals ärgerte über die Geſchmackloſigkeit hieſiger Kritiker, welche jeweilen an dieſem oder jenem Sänger von Gottes Gnaden oder Ungnaden, der an die Rampen unſeres Theaters trat, nichts höheres und preiswürdigeres zu rühmen wußten, als wenn er das hohe C als Bruſtton „herausſchmettere" (was in den meiſten Fällen, wenn auch mit weniger Geſchmetter, ſo doch mit mehr Recht und mit mehr Geſchmack im Falſetton geſchehen könnte), ſo war es nicht etwa der Aerger darüber, daß ihm jener Triumphton der Tenoriſtenbruſt vielleicht verſagt war, es war auch nicht der Neid über die höheren Bergkraxler aus dem Reiche der Frau Muſika, denen er es zur Not mit Keuchen und Pruhſten hätte gleichthun können, ſondern er hielt es wirklich für Ungeſchmack, in jene Ueberſpannung der Stimmbänder den Triumph und Höhepunkt der Kunſt zu ſetzen. Darum waren ſeine Ideale — ein jeder Sänger, überhaupt jeder Künſtler hat ja ſolche — nicht jene Bewältiger des C-Gipfels, wie z. B. ein Theodor Wachtel, ein Tamberlick, ein Capoul u. a., die er zwar nur vom Hörenſagen oder durch die Lektüre kannte, ſondern die maßvollen, kunſtverſtändigen Tenoriſten, vor allen Niemann, der berühmte Gatte der ebenſo berühmten Schauſpielerin Marie Seebach, deſſen Lob man ihn in ſpontaner Begeiſterung oft verkünden hörte. Damit hing es auch zuſammen, daß er bei aller Begeiſterung für den Rieſen Beethoven und deſſen unerreichte Leiſtungen in der Inſtrumentalmuſik, ſich, wie die meiſten Muſikverſtändigen, etwas kühl

und ſkeptiſch gegen deſſen vokale Kompoſitionen verhielt, weil es ihm, vielleicht nicht mit Unrecht, ſchien, daß er der menſchlichen Stimme (ſogar in ſeinem unſterblichen Fidelio) zuviel zugemutet und hin und wieder die Grenzen, welche die beiden muſikaliſchen Gebiete ſcheiden, überſchritten habe, während Eglinger ſelber in Mozart's herrlichen Melodien das denkbar Möglichſte und Vollkommenſte an Wohllaut verwirklicht fand.

Er war übrigens in ſeinen Urteilen, ja ſelbſt in ſeinem Empfindungen ſo unparteiiſch, als es einem normalen Menſchen unſeres Jahrhunderts möglich iſt. Leicht iſt es ſicher nicht, dieſe Linie einzuhalten gegenüber den Einflüſſen der Erziehung und perſönlichen Vorliebe einerſeits und dem Stürmen und Drängen der Neuerer anderſeits, die alles und jedes, was bisher im Reiche der Muſik für unbeſtritten ſchön und vorbildlich galt, mit dem Maßſtabe des Zukunftdogmas meſſen, und was ſich ihm nicht fügt, zum alten Eiſen werfen wollen. Ein ſolcher Riß in die muſikaliſche Tradition, wie ihn unſer Jahrhundert ſeit dem kühnen Auftreten R. Wagners aufweist, war bisher noch nicht dageweſen, und es galt, Partei zwiſchen den beiden Lehren, der alten und der modernen, zu nehmen; denn von einer vermittelnden Stellung wollten die echten Jünger des muſikaliſchen Rabbi ſchlechterdings nichts wiſſen. Wagner ſollte der leuchtendſte Stern am muſikaliſchen Himmel, alle andern, vor und neben ihm, nur Sterne zweiten Ranges oder gar bloße Sternſchnuppen ſein. Für dieſe Einſeitigkeit, die unſerm Eglinger wie eine potenzierte Parteilichkeit vorkam, war er nicht zu haben und hielt ſich ſolche Hoheprieſter der Wagner-Religion aus lauter Achtung vor der Unparteilichkeit und ebenſo großer Abneigung gegen den Götzendienſt ſorgfältig vom Leibe. Daß er der neuen Richtung nicht prinzipiell abhold war, ſobald ſie in maßvollem Geleiſe ſich bewegt, bewies ſeine Vorliebe für Brahms, von dem keiner behaupten wird, daß er vorzugsweiſe in

den alten Bahnen gewandelt ſei. Dagegen ſehe ich noch heute im Geiſte ſein eiſiges Hohnlächeln, als ich ihn auf die Gloſſe eines hieſigen ſogenannten Kunſtkritikers in einem unſerer Tagesblätter aufmerkſam machte, welche Gloſſe die herrliche Oper Boieldieu's, „die weiße Dame" (für unparteiiſche Kenner eine Perle der Opernſchöpfung), mit dem Prädikat eines „aus der Mode gekommenen Singſpiels" abzuthun wagte; und eine ähnliche Empfindung würde ihn beſchlichen haben, wenn er neuerdings den Redakteur einer Muſikzeitung den berühmten Männergeſang „Morgenlied" von Rietz, den wirkliche Muſikkenner als einen der ſchönſten dieſer Gattung anerkannt haben, als „altmodiſch" hätte bezeichnen ſehen!

Worin beſtand denn nun aber der Reiz und Zauber ſeiner Stimme, womit er ſo oft viele Hunderte von Zuhörern entzückte und ſich in ihre Herzen hineinſang? Es war ihr Wohlklang, ihre Weichheit und Schmiegſamkeit, ihr Schmelz. Das war Naturgabe, aber es kamen noch hinzu die Kunſt, ſie je nach der Stimmung, die den Sänger anwandelte oder beherrſchte, zu modulieren und dadurch die gleichen Saiten in den Seelen der Zuhörer vibrieren zu laſſen, den Tönen den richtigen, bald ſtärkeren, bald ſchwächeren Accent zu geben und ihnen jenes ſüße, undefinierbare Etwas einzuhauchen, das der Zauber, aber auch das Geheimnis der Seelenſprache iſt.

Keine Kunſt wirkt ſo mächtig, ſo nachhaltig auf das menſchliche Gemüt und haftet ſo unverwiſchbar in der Erinnerung, als die der Töne, eben weil ſie aus den tiefſten Gründen der Seele ſtammt. Wir ſehen und fühlen ihre Wirkung, wir können ſie an uns ſelber gleichſam mit Händen greifen — aber wer hat ſie bis in die Wurzeln ihres Weſens, bis in die letzten Faſern verfolgt und bloßgelegt? Einer der größten Forſcher unſeres Jahrhunderts, Helmholtz, hat ja wohl gezeigt, daß das muſikaliſche Wohlgefühl in einfachen, mathematiſchen Verhältniſſen begründet ſei, nämlich

in der Reihenfolge und dem Zuſammenſpiel, dem Miteinander und Nacheinander der Schwingungen, die jeder einzelne Ton braucht, um als ſolcher vernommen zu werden — alſo ein einfaches quantitatives, ein Zahlenverhältnis, das auch durch Zahlen dargeſtellt und klar gemacht werden kann. Er hat dazu auch den Beweis geliefert an einem durch himmliſchen Wohllaut berühmt gewordenen Tonſatze Mozarts, dem „Ave verum corpus.“ Aber fragen wir nun weiter: Warum wirken dieſe einfachen Verhältniſſe ſo überaus wohlthuend auf unſere Gehörnerven und Gehörſtäbchen, warum gerade ſie und nicht andere, die gleichfalls nach einem regelmäßigen, quantitativen Syſtem gegliedert ſein könnten, ſo bleibt uns Helmholtz die Antwort ſchuldig. Das letzte Warum der Wirkungen der Akuſtik bleibt alſo vorderhand noch ungelöst. Das aber wiſſen wir, daß die Muſik vor den andern Künſten den Vorzug der Innerlichkeit voraus hat. Sie hat alles Stoffliche von ſich abgeſtreift, ſie lebt durch den Geiſt und für den Geiſt, ſie hat kein Vorbild in der Außenwelt, in der ſinnenfälligen Erſcheinung, in der Natur, wie dies bei andern Künſten der Fall iſt. Der Bildhauer iſt an ſeinen Stoff gebunden, der braucht Erz oder Marmor oder anderes Stoffliche, der Maler ſeine Farben, ſeinen Stift, ſeine Leinwand oder andere Subſtrate, desgleichen der Architekt ſeine Steine oder wenigſtens Stift oder Reißfeder, nur der Dichter läßt ſich in genannter Beziehung noch mit dem Komponiſten vergleichen. Noch mehr: Jene Künſtler ſchaffen Nachbilder, zu welchen die Natur ihnen die Vorbilder liefert; das kühnſte, ja tollſte Gebilde, welches die üppigſte Phantaſie eines Malers oder Dichters zu ſchaffen vermag, exiſtiert, wenn auch nicht als Ganzes, ſo doch in den einzelnen Teilen, woraus es zuſammengeſetzt iſt, irgendwo in der Natur, und die ſogenannte ſchöpferiſche Kraft des Künſtlers beſteht nur in der phantaſtiſchen Zuſammenſtellung jener oft disparaten Teile und Glieder zu einem Ganzen. Anders die Muſik; ſie verſetzt jener

wohlfeilen Theorie, wonach alle Kunſt ausſchließlich in Nachahmung — je genauer, deſto beſſer — der Natur beſtehe und ihren höchſten Triumph in der peinlichſten Nachbildung des vorhandenen Vorbildes feire, den Todesſtoß. Denn was ſoll die Tonkunſt nachbilden? Was ſoll ihr Vorbild ſein?

Ein namhafter deutſcher Gelehrter hat die Anſicht aufgeſtellt, die vokale Muſik, als die urſprünglichſte, aus welcher nach und nach die inſtrumentale ſich herausgebildet habe, verdanke ihren Urſprung den gefiederten Sängern der Luft und des Waldes, dem Geſchlechte der Singvögel; ihr Gezwitſcher (oder wenn man es Geſang nennen will) habe dem Menſchen die erſte Anregung gegeben, mit ſeiner eigenen Kehle ähnliche Laute zu bilden und dieſe zum Ausdruck der Luſt oder des Leides zu modulieren und abzutönen. Da hätten wir alſo ein von der Natur gegebenes Vorbild, nur daß das menſchliche Nachbild unendlich vollkommener ausgefallen wäre! Indeſſen hat dieſe Anſicht wenige Bekenner gefunden und iſt wie ein Schemen längſt in die Luft verweht.

Ich denke, der Menſch bedurfte des Vogels nicht zu ſeinem Lehrmeiſter. Wenn es ihn drängte, ſeiner durch Leid gepreßten oder von Freude geſchwellten Seele Luft zu machen, ſo ſtellte ſich der Ton von ſelber ein und ſchaffte ihm Erleichterung. — Es iſt hier nicht der Ort, auch fühle ich mich weder veranlaßt noch befugt, mich in eine philoſophiſche Betrachtung des Weſens der Muſik einzulaſſen, um ſo weniger, als ich, um nicht allzuweit von meinem Gegenſtand abzuſchweifen, nur die vokale Muſik im Auge habe; ſonſt könnte mir jemand auf meine vorige Behauptung, daß der Muſik nichts Stoffliches anhafte, entgegnen, der ausübende Künſtler, ſei er nun Pianiſt oder Violoniſt oder Hornbläſer und was alles ſich Muſiker nenne, arbeite doch auch mit etwas Stofflichem, nämlich dem Inſtrument, der Maler mit Pinſel und Farbe und Leinwand u. ſ. w.; übrigens ſei die menſchliche Kehle ja auch eine Art

Inſtrument, auf dem der Sänger ſich ſo gut üben müſſe wie der Pianiſt u. ſ. w. Inſofern könnte jener Einwand berechtigt erſcheinen, er widerlegt ſich aber dadurch, daß der Ausdruck Stoff in den verſchiedenen Künſten eine ſehr verſchiedene Bedeutung hat. In den ſogenannten bildenden Künſten iſt es der wirkliche Rohſtoff, in den redenden iſt es nur das Mittel, wodurch das vom Künſtler Gedachte oder Empfundene ausgeführt, d. h. zur ſinnlichen Erſcheinung gebracht wird. Ueberdies iſt zwiſchen der idealen (d. h. bloß gedachten) und der realen (d. h. ausgeführten) Kunſt wohl zu unterſcheiden. Wer über die Kunſt des Komponiſten, d. h. des ſchaffenden, nicht ausübenden Künſtlers, und des Dichters weiter nachdenkt, wird finden, daß ſie über alles Stoffliche erhaben ſind.

Ueber dieſe und ähnliche Fragen, die ja noch lange nicht an die Höhe einer metaphyſiſchen Betrachtung hinanreichen, ließ ſich auch mit meinem verſtorbenen Freund gar wohl ſprechen. Er wußte auch, welch hohe Bedeutung für das bürgerliche und praktiſche Leben, beſonders für die Erziehung der Jugend ſchon die alten Philoſophen von Pythagoras an der Pflege der Muſik vindicierten — und darum habe ich auch dieſe Seite, als zur Charakteriſtik des Sängers Eglinger dienend, geſtreift. In das ſpeziell metaphyſiſche Gebiet der Tonkunſt ließ er ſich nicht gerne ein und lächelte ſkeptiſch, ja ungläubig, als ich ihm von Schopenhauers ſublimer, ja verhimmelnder Wertſchätzung dieſer Kunſt ſprach. Bekanntlich hat dieſer große Denker, zu deſſen hervorragendſten Eigenſchaften die Gemütstiefe doch gewiß nicht gehörte, in der Muſik, und zwar in ihr allein, den eigentlichen Kern des wahren Seins geſehen, während alle andern Dinge und Kräfte, weil mit dem Schleier der Maja verhüllt, in das Reich des Scheins gehörten, ihr eigentliches Weſen alſo ſich unſerer Erkenntnis entziehe. Eglinger wollte das nicht glauben, weil er es nicht verſtand, und dem Schreiber dieſer Zeilen ging es accurat ebenſo.

Wollten wir aber den Verſtorbenen nur als Sänger ſchildern, ſo wäre unſere Arbeit, d. h. unſere Pflicht nur halb gethan; er verdient auch durch ſeine andern Eigenſchaften und Leiſtungen bekannt zu ſein. Hat er doch ſchon während ſeines Sängerlebens (das ja nicht einmal ſein eigentlicher Beruf war) und nachdem der Glanz ſeiner Stimme bereits verblichen war, noch Jahrzehnte lang in der Schule und als Spiritus rector muſikaliſcher Inſtitute und Vereine nach Kräften und mit Erfolg gewirkt. Zur richtigen Würdigung wird ein Blick in ſeinen Lebensgang unerläßlich ſein.

Gotthold Eglinger war ein echtes Baslerkind und hat nie Urſache gehabt, es zu beklagen. Er war geboren am 19. Juli 1833 als Sohn eines Kandidaten der Theologie, der um dieſe Zeit die Leitung einer von ihm ſelbſt gegründeten Töchterſchule übernahm, welche Stellung er erſt lange Jahre nachher mit der öffentlichen eines Predigers an der Basler Strafanſtalt vertauſchte. Der junge Gotthold verlebte ſeine Kinder- und erſten Knabenjahre bis 1842 im Hauſe und unter der ſorglichen Obhut ſeiner Eltern; vom genannten Jahre an vier Jahre unter fremder Aufſicht, nämlich bis 1846 in der Anſtalt der Brüdergemeinde in Königsfeld, dann wieder zwei Jahre im Elternhauſe, von 1848 bis 1850 im Hauſe eines Pfarrers von Moutiers-Grandval. Von dieſem dreifachen Aufenthalt ſind viele, teilweiſe recht markige Spuren zeitlebens an ihm haften geblieben: Vom Elternhauſe und von der Brüdergemeinde her die religiöſe Stimmung, die bei allen ernſteren Anläſſen des ſpäteren Lebens ſich in ihm regte und beſonders während ſeiner letzten Krankheit ſich ſcharf ausprägte; von ſeinem Land- oder beſſer Bauernleben in Moutiers-Grandval her — denn das war es; es galt tüchtig und im Schweiße ſeines Angeſichtes auf dem Felde zu arbeiten und mit einer Koſt vorlieb zu nehmen, die einem verwöhnten Stadtkind weniger zuſagen konnte — von dieſem Aufenthalt alſo hat er mehr als eine Frucht mit nach Hauſe gebracht,

einmal die Liebe zur Natur und dem Landleben und den Sinn für das Landſchaftliche, ferner einen gekräftigten, gegen Verweichlichung geſchützten und an Anſtrengungen gewöhnten Körper, und drittens eine weſentliche Bereicherung ſeines damals noch dürftigen franzöſiſchen Sprachſchatzes. Eglinger ſprach ein vortreffliches Franzöſiſch, wie es in dieſer Reinheit und Korrektheit bei Landesfremden ſelten gefunden wird. Dabei war ſeine Ausſprache ſo frei von allen Trübungen durch deutſche oder ſchweizeriſche Idiotismen, daß er öfter von Franzoſen oder Wälſchſchweizern für einen ihresgleichen gehalten wurde. Freilich hat er ſeinen guten Accent ſchwerlich im Jura geholt, aber er hatte in gewählter Geſellſchaft Anlaß genug, ſich im Sprechen zu üben, und ein feines Ohr für die Nüancen des Lautlichen und für deſſen richtige Anwendung; zu der Aeufnung ſeines franzöſiſchen Sprachkapitals trug aber wohl das meiſte ſeine überaus fleißige, kaum jemals länger unterbrochene und bis in ſein letztes Lebensjahr gepflogene Lektüre franzöſiſcher Schriftſteller bei. Daneben vernachläſſigte er die deutſche Litteratur, inſonderheit die neuere, keineswegs; das Leſen war überhaupt ſeine Liebhaberei; ſeine Kollegen im Bibliothekarenausſchuß unſerer Leſegeſellſchaft, dem er angehörte, wiſſen davon zu erzählen.

Als die Zeit herannahte, wo es ſich um die Berufswahl handelte, entſchied er ſich, weniger aus freier Neigung und innerem Trieb, als dem Wunſche ſeines Vaters zuliebe, für die Theologie und betrieb deren Studium zuerſt in Baſel, dann 1856 und 1857 auf den Univerſitäten Erlangen und Göttingen, aber ſchon einige Zeit vorher war man in Baſel auf ſeine vortrefflichen Sängereigenſchaften aufmerkſam geworden, und als er vollends am 10. April 1852 — merkwürdigerweiſe am Kalendertage ſeines achtundvierzig Jahre ſpäter erfolgten Todes — in Haydns Oratorium „die ſieben letzten Worte“ öffentlich als Soliſt der Tenorpartie auftrat, war das Staunen über die Stimme und das Können des

noch ſo jugendlichen, aber über ſeine Jahre weit hinausgeſchrittenen Sängers ſo allgemein und gewaltig, daß man ihn bereits bedauerte, mit dem Studium der Theologie ſeinen Beruf verfehlt zu haben, und ſich fragte, ob nicht Wandel zu ſchaffen und wie ein ſolcher zu ermöglichen ſei. Von jenem Jahre an iſt Eglinger dem Basler Geſangverein in Wort und Ton und, als die Kräfte nicht mehr reichten, wenigſtens in pietätsvoller Erinnerung treu geblieben und hat ſich dienſtwillig, wie er war, bei den mehr als vierzig Anläſſen, wo er öffentlich als Soliſt auftrat, ſtets mit dem Lohne der Anerkennung, die ihm ſowohl von jenem Vereine, als auch von ſeiten des Publikums, allerdings in reichem Maße, gezollt wurde, begnügt. Es galt Jahre lang als ſelbſtverſtändlich, daß er, und kein fremder Soliſt, die ſeiner Stimmlage entſprechenden Partien übernahm, und wenn auch etwa einmal aus zwingenden Gründen für Erſatz aus der Ferne geſorgt werden mußte, ſo ſah man ihn anderſeits auch wieder von einem Tag auf den andern in die Lücke treten, wenn jener Erſatz ausblieb oder fehlſchlug. Von ſeinen Solopartien nenne ich zu Handen der ältern Generation, die ſich daran zu erinnern vermag, die in Bachs „Johannes-“ und „Matthäus-Paſſion,“ in Händels „hundertſtem Pſalm,“ in „Judas Makabäus“ und in „Belſazar,“ in Haydns „vier Jahreszeiten“ und „Schöpfung,“ in Mendelsſohns „Elias,“ „Paulus“ und „Lobgeſang,“ in Mozarts „Requiem,“ in Schumanns „Fauſt,“ anderer, vornehmlich geiſtlicher Kompoſitionen von Paleſtrina, Pergoleſe, Lotti und Eccard nicht zu gedenken. Auch die Basler Liedertafel zählte Eglinger zu ihren geſchätzteſten und geſuchteſten Mitgliedern; der abſolut geſuchteſte war er im Jahre 1856, als das eidgenöſſiſche Sängerfeſt in St. Gallen vor der Thüre ſtand, an welchem der genannte Verein ſeine Feuerprobe zu beſtehen gedachte. Ich glaube, dieſer Anlaß iſt vor anderen ein Markſtein auf ſeinem Lebensweg geworden, darum verweile ich einen Augenblick dabei: Der Wettgeſang enthielt

ein ſogenanntes Soloquartett, das ſchwung- und weihevoll geſungen werden mußte; dazu fehlte aber der geeignete erſte Tenor. Man dachte natürlich ſofort an Eglinger, aber dieſer war leider abweſend in Erlangen, wo er ſeinen theologiſchen Studien oblag. Was war zu thun? „Not bricht Eiſen," dachte man, „ſie bricht gewiß auch den nicht ſo gar harten Sinn eines Studenten der Theologie, der ſowieſo ſchon längſt über ſeinen alten Pentateuch hinweg nach der ewig jungen Muſe des Geſangs geſchielt und ihr zugeblinzelt hat. Verſuchen wir's." Und es geſchah. Es ward geſtürmt mit Mannen und mit Briefen und — er ergab ſich. Er kam, er ſang, er ſiegte. Und wir mit ihm. Ich möchte glauben, an dieſem Tage und nach dieſem Erfolge, der ſich noch beſonders durch den Empfang in Baſel zu einem großartigen geſtaltete, hat der Studioſus Eglinger, wenn auch vielleicht mit klopfendem Herzen, aber übermannt von ſeinem innern Drang und in klarer Einſicht, wohin ſeine Magnetnadel ihn weiſe, im Stillen ſeiner Theologie die Heeresfolge gekündet und einer mehr weltlichen Fahne zugeſchworen, wenn auch nicht der des profeſſionellen Bühnenſängertums (als deſſen Adepten man ihn alles Ernſtes und trotz unſerer Proteſtation in St. Gallen anſah), auch nicht der unſichern, bald ſtolz flatternden, bald ſchlaff darniederhängenden der wandernden Konzertſänger, ſondern der ſanft gekräuſelten, die auf dem Giebel eines Schulgebäudes weht — oder auch nicht weht. So ſehen wir ihn bald nach jenem Sängerfeſt, nachdem er vorher noch ſeine Studien zu einer Art von Abſchluß gebracht hatte, im Jahre 1858 in das damalige Realgymnaſium, wo zufällig eine Lücke entſtanden war, als Lehrer eintreten und einige Jahre ſpäter ausſchließlich den Geſangsunterricht übernehmen; und in dieſer Lehrſtellung iſt er nahezu vierzig Jahre lang zu ſeiner und ſeiner Vorgeſetzten Zufriedenheit verblieben. Hier war er auch recht an ſeinem Platze; er hatte neben dem richtigen Takte das Geſchick, ſeine Schüler in Zucht zu halten, auch das

Talent, ſie anzuregen und zu fördern und die Genugthuung, zwiſchen Milde und Strenge denjenigen Mittelweg gefunden zu haben, auf dem die Achtung und Liebe der Schüler dem Lehrer entgegenkommen. Nicht mit Schelten und Poltern, ſondern meiſt mit einem richtigen, treffenden Wort, wie es ihm zu Gebote ſtand, wußte er den überquellenden Jugendmut zurückzuſtauen und den heißen Schwall zu dämpfen. Seinen Kollegen ging es beinahe wie den Schülern; ſie achteten und liebten ihn zugleich, und wenn er vielleicht auch hie und da an ihre Blößen (die ja jeder hat) einen allzu grellen Witzſtreifen heftete, ſo verargten ſie es ihm nicht, noch ſchrieben ſie's ihm auf den falſchen Konto; denn ſie wußten, daß es nicht bös gemeint war. Er konnte allerdings auch ſtechend und verletzend ſein, und dieſe Eigenſchaft iſt ihm oft als Herzenskälte mißdeutet und er ſelber als kühler Verſtandesmenſch beurteilt worden. Wer ihn näher kannte, weiß, daß das ein falſcher Schluß iſt (an dem übrigens viele witzige und des Wortes mächtige Leute zu leiden haben). Eglinger war, wenn man genau abwägen will, eine Natur, bei welcher vielleicht das größere Gewicht auf der Herzſeite lag, wenigſtens kann er ebenſo richtig ein Gemüts- als ein Verſtandesmenſch heißen; in ihm ſteckte ein erkleckliches Quantum urſprünglichen und lauteren Humors — und man weiß ja, was Humor iſt; mag er auch oft einen Stachel haben, er ritzt doch höchſtens nur; in den meiſten Fällen iſt er aber erquickend. Hievon nur ein oder zwei Beiſpiele: Während Eglinger das Amt eines Säckelmeiſters der Lehrer-Witwen- und Waiſenkaſſe verſah — und er verwaltete es mit ebenſo großer Einſicht als Gewiſſenhaftigkeit bis an ſein Lebensende —, brachte in der Jahresverſammlung ein Kollege, der mit ſeinem Jahrhundert auf moderneren Pfaden einherſchreiten wollte, als der von den Bacillen des Althergebrachten angeflogene Säckelmeiſter, den Antrag ein, man möchte dieſe abgeſtandene und unelegante Bezeichnung mit der geſchmackvolleren

und üblich gewordenen „Kaſſier“ vertauſchen. Gegen dieſen Vorſchlag erhob ſich warnend der bisherige Schlüſſelverwahrer Eglinger und erklärte, er habe in den letzten Jahren ſchon von vielen „Kaſſieren“ geleſen, daß ſie mit der Kaſſe durchgebrannt und für immer verduftet ſeien, niemals aber von einem „Säckelmeiſter.“ Dieſes Votum ſchlug ſieghaft durch, denn Eglinger hatte die Lacher auf ſeiner Seite, und der modern zugeknetete Teig wanderte, ſtatt in den Backofen, wieder in die Mulde. Vielleicht kommt der Antrag ſpäter wieder einmal, etwa bei Anlaß oder zur Gedächtnisfeier eines größeren Legates, das aus modernen oder anderen Händen der Lehrer-Witwen- und Waiſenkaſſe zufällt; dann mag der altmodiſche Säckelmeiſter dem neugeprägten Kaſſier das Feld räumen, was denn doch viel beſſer iſt, als wenn er die Kaſſe räumt. Noch ein Beiſpiel aus Eglingers jungen Jahren, das man ihn zwar ſelbſt ſollte erzählen hören; denn er war geradezu ein Meiſter in der Erzählungskunſt: Worte und Miene, Geſtus und Ausſprache wußte er den Umſtänden anzupaſſen, daß es ein wahrer Genuß war. Alſo: Sein Pfarrer im Jura (dem das Geben ſaurer ankam, als das Nehmen) verabreichte einmal dem Knaben, der ſich eines geſunden Appetits erfreute, eine dünne Brotſcheibe, die mit einer noch dünneren Lage von Käſe belegt war — zu viel, um Hungers zu ſterben und zu wenig, um ſatt zu werden. Der Junge, der eine etwas kräftigere Portion erwartet hatte, ließ, ſchnell entſchloſſen und abſichtlich, das Gnadengeſchenk auf ſeinen Fuß fallen und rieb ſich denſelben ſofort unter Geſtöhne und Gejammer: „Was fehlt dir,“ fragte der beſtürzte Pfarrer auf franzöſiſch. „Ach,“ antwortete ebenfalls auf franzöſiſch der ſchlaue Knabe, „die ſchwere Brotſchnitte iſt mir auf die Zehe gefallen und das thut mir ſo weh.“ Dem Pfarrer ging ſofort das Licht auf, und er ſagte zu ihm, jetzt auf deutſch: „Spitzbueb du!“ Nun mußte man ſehen, mit welcher Miene und Ausſprache er dieſes Geſpräch, beſonders

die beiden letzten Worte, wiedergab — und man mußte laut lachen. Kein Wunder, daß er durch die genannten Eigenschaften sich den Ruf eines glänzenden Gesellschafters erwarb und überall gern gesehen und gehört war. Dabei ist rühmend zu erwähnen, daß er sich nie und nirgends vordrängte, sondern höchstens die gute Gelegenheit zur Richtschnur, d. h. am Schopfe nahm. Er war nämlich bei allen seinen schönen Gaben von seltener und wirklich ungezierter Bescheidenheit, was vielleicht manchem, der ihn nur oberflächlich, d. h. also nicht, kannte, etwas seltsam klingen mag. Aber ich kannte ihn auswendig und inwendig bis auf den Grund und darf mit Ueberzeugung sagen: Es war so, und der Schein trügt. Wie oft hat er mich in Fragen, besonders musikalischer Natur, um Rat oder um mein Urteil gefragt, wo er viel besser Bescheid wußte als ich; wie gerne hat er sich von anderen belehren lassen, wie wenig an seine eigene Autorität oder gar Unfehlbarkeit geglaubt, wie mild über solche geurteilt, die er als seine Konkurrenten ansehen durfte! Ich stand mit ihm, besonders in den letzten Jahren, in beinahe täglichem Umgang und Verkehr, der nie gestört oder getrübt wurde, selbst dann nicht, wenn wir verschiedener Ansicht waren, was ja auch vorkam und vorkommen mußte! — Nur eines haßte er, und dieses gründlich und unerbittlich: die Stümperhaftigkeit, die sich mit Ueberschätzung bläht. Wie manches singende oder sich zum Singen für befähigt haltende Herrlein und Dämlein hat er als berufener, unbestechlicher Experte der Musikgesellschaft, ohne viel Federlesens und Firlefanz zur Thür hinaus komplimentiert auf Nimmerwiedersehen, ohne doch selber jemals um Ehre und Ruhm zu buhlen!

Daß Gesangverein wie Liedertafel einen Mann von solchen Eigenschaften zu ihrem Ehrenmitgliede, und der erstgenannte zu seinem Vorstand wählten (1872), welche Stellung er bis 1879 einnahm, war nichts als billig und natürlich, und wohl niemand

hat es ihm verargt, wenn er ſich in ſpätern Jahren von geſelligen Anläſſen, wo brauſender Jubel und Gefolge den Reigen führte und die Wogen der Feſtluſt höher ſchlugen, fern hielt, und in kleineren Kreiſen von Verwandten und Bekannten wohler fühlte. Jedem das Seine und jedem Alter ſein Erholungsplatz.

Auch der Kommiſſion zur Muſikſchule hat der Verſtorbene zuerſt als Mitglied, dann von 1871 an bis zu ſeinem Tode als Vorſteher angehört, die Stellung eines Sekretärs nahm er in der gleichen Zeit in der Muſikgeſellſchaft ein, und beider Intereſſen wahrte er mit gleichem Eifer und gleichem Aufwand von Zeit und Kraft, bis letztere bei nahendem Tode völlig erſchöpft war. Dieſer Tod trat raſcher ein, als Freunde und Verwandte gefürchtet hatten, denn ein qualvolles Hinſiechen wäre für ihn, bei ſeinem Temperament, eine fürchterliche Prüfung geweſen; ſie war ſchon ſo hart genug, da bald nach Beginn ſeines Leidens die Ahnung in ihm aufdämmerte und mit jedem Tage klarere Umriſſe annahm, daß ſeine Tage gezählt ſeien. Uebrigens ertrug er ſeine Leiden mit bewunderungswürdiger Geduld und männlicher Ergebung. Dazu verhalf ihm am meiſten ſein tiefreligiöſes Gefühl, das ihm zeitlebens zu eigen geweſen war und beſonders in ſeinem letzten Jahr, wie der Schreiber dieſer Zeilen aus manchem mit ihm geführten Geſpräch entnehmen konnte, ſtärker und ſtärker in ihm ſich regte.

Als Sänger iſt er ſchon nach 1870 nicht mehr öffentlich und kaum noch in Privatkreiſen aufgetreten. Nach einem längeren Aufenthalt (Ende der ſechziger Jahre) bei Julius Stockhauſen, der ihn in der Dynamik der Geſangskunſt weiter fördern und womöglich zur erreichbaren Höhe führen ſollte, fühlte er, daß ſeine Stimme ihren früheren Schmelz verloren hatte, und er wollte in der Erinnerung ſeiner Mitbürger lieber das Vollbild ſeines Könnens zurücklaſſen, als deſſen Glanz durch die Schatten zunehmender Schwäche ſich verwiſchen laſſen. Er ſtarb in der Morgenfrühe des

10. April 1900, mit dem tröſtlichen Bewußtſein für ſeine Familie, für ſeine zahlreichen Freunde und Schüler nicht umſonſt gelebt zu haben.

Was der Verſtorbene mit der Feder geleiſtet hat, iſt zumeiſt privater und geſchäftlicher Natur. Ich denke hier zunächſt an ſeine weitverzweigte, zeitraubende Korreſpondenz, die er als Sekretär der Konzertgeſellſchaft mit auswärtigen Soliſten, um deren Engagement es ſich handelte, zu führen hatte; zum Druck in einem hieſigen Blatt gelangten dann ſeine wohlerwogenen Referate über die Konzertaufführungen, die er viele Jahre lang in größter Pünktlichkeit geliefert hat und die den Freunden der Muſik durch ihre Eleganz und Gründlichkeit imponierten. Als wertvoll darf auch bezeichnet werden ſeine Feſtſchrift zum fünfzigjährigen Jubiläum des Geſangvereins (1874), welcher Arbeit man es kaum anſieht, welche Maſſe von Fleiß und Mühe darin aufgeſpeichert iſt, da für eine ganze Reihe von Jahren die fehlenden ſchriftlichen Aufzeichnungen durch perſönliche Erkundigungen bei früheren Mitgliedern mußten ergänzt und erſetzt werden. Pädagogiſch wichtig iſt ferner ſeine als Beilage zum Bericht der Basler Realſchule 1889 erſchienene Schrift, die den Titel führt: „Die Kinderſtimme in ihrer erzieheriſchen Behandlung.“ Dieſe fand auch im Auslande Beachtung; ein Beweis dafür iſt, daß ſie ins Engliſche überſetzt wurde, und es wäre ſehr zu wünſchen, daß ſie unter den Geſangslehrern die Verbreitung fände, die ſie verdient, denn es ſcheint uns, daß gerade auf ſolche Punkte, die auch ſanitariſch wichtig ſind, in der Schule zu wenig Rückſicht genommen werde; wie es in unſeren hieſigen Schulen mit dieſem Gegenſtand gehalten wird, entzieht ſich der Kenntnis des Schreibers, jedenfalls aber wird in der Muſikſchule, zu deren Gedeihen der Verſtorbene das Seinige in reichem Maße beigetragen hat, nach ſeinen Vorſchlägen und Mahnungen gelehrt und gehandelt. Wie ſehr ihm das Wohl dieſer Schule am Herzen lag, kann jeder

Verſtändige aus dem von Eglinger geſchriebenen, warmen und pietätsvollen Nachruf herausleſen und herausempfinden, den er dem früheren hochverdienten Direktor derſelben, Herrn Dr. Selmar Bagge gewidmet hat (1897). Eglinger iſt es auch, dem die Muſikſchule ihre Fortbildungsklaſſe verdankt. Er hat die Initiative dazu ergriffen und ſiegreich durchgeführt; überhaupt gravitiert ſeine ſpätere Thätigkeit nach der Muſikſchule hin, und er hat ſich ſowohl um den Lehrſtoff und Gang und Art des Unterrichts, als auch um das perſönliche Wohl der Lehrer und Lehrerinnen ebenſo angelegentlich als taktvoll gekümmert, ſo daß dieſe ſeinen Verluſt aufs ſchmerzlichſte empfinden.

Der Bodenzinssturm in der Landschaft Basel. Oktober 1800.

Von Hans Buser.

Im November des Jahres 1798 bestätigten die helvetischen Räte, erfüllt von den edelsten Absichten, die Abschaffung der Zehnten und Bodenzinse d. h. der auf dem Grundbesitz lastenden Feudalabgaben und erschütterten dadurch das Staatsvermögen in seinen Fundamenten, indem sie ihm eine Entschädigungssumme von 15 Millionen Franken aufbürdeten, anstatt ihm gehörige Entschädigung für die Abgaben, die ihm selbst entzogen wurden, zuzusprechen. Nachdem Gesetze mußten nämlich die Zehntpflichtigen die Eigentümer der Zehnten und Bodenzinse durch einen Loskaufspreis entschädigen. Auf dem Staate lastete nun die Verpflichtung, die Loskaufssumme von den Schuldnern zu beziehen und an dessen Statt den Gläubiger schadlos zu halten. Dabei stand, obgleich die Eigentümer von Zehnten und Bodenzinsen nur ungefähr die Hälfte des Kapitalwertes bei der Entschädigung erhielten, die von den Schuldnern zu beziehende mit der vom Staate auszuzahlenden Loskaufssumme so wenig im Verhältnis, daß 15 Millionen aus dem Staatsvermögen hätten entnommen werden müssen, um die Entschädigungsansprüche nach dem Gesetze zu befriedigen. Die Liquidation der alten Abgaben, wie sie durch das Dekret bestimmt wurde, war

überhaupt äußerſt ſchwer oder gar nicht durchführbar und von großen Koſten begleitet.

Das Geſetz vom 10. November 1798 traf das Gemeinweſen an ſeinen empfindlichſten Punkten, denn es entzog der Kirche, der Schule, den Spitälern und Armenhäuſern ihre wichtigſten Einnahmen. Heftige Klagen und anſchauliche Schilderungen des Elendes, welches über Kirche und Schule hereinbrach, ließen deshalb auch nicht lange auf ſich warten. In verſchiedenen Eingaben wurde die traurige Lage der Geiſtlichen und Schullehrer dargeſtellt, deren Gehalte ausblieben. Im April des Jahres 1800 wandten ſich die Vorſteher der Kirchen, Schul-, und Armenanſtalten von Zürich an den Vollziehungsausſchuß, um ihre Namen von der Schande zu bewahren „zu der Zerſtörung des häuslichen Wohlſtandes und zu der Ausplünderung der Kirchen, Hoſpitäler, Gymnaſien und Schulen niederträchtig ſtille geſchwiegen zu haben.“ Das „Heiligtum der Beſitzrechte“ ſei angegriffen und ihre Rechtstitel auf die bisher beſeſſenen Zehnten und Grundzinſe ſeien ſo kräftig und vollgültig, wie irgend ein Eigentum in der Welt ſie haben könne. Solche Schreiben ermunterten in weitern Kreiſen zu ähnlichen Geſuchen. Eine genaue Prüfung aller dieſer Eingaben führte den Vollziehungsausſchuß in einer Botſchaft an die Räte zu dem Geſtändnis, daß das im Jahr 1798 erlaſſene Geſetz voreilig und mit keinen ſeiner Folgen berechnet war, da gerade das Gegenteil von dem geſchah, was bei der Neugründung jedes Staates geſchehen ſollte, indem man, ſtatt die Ausgaben ſoviel als möglich einzuſchränken, bis durch Zeit und Erfahrung ein allgemeines, angemeſſenes Finanzſyſtem eingeführt werden konnte, alle Staatseinkünſte verminderte oder gar vernichtete und dem Staate eine unermeßliche Menge von neuen Ausgaben auferlegte. Die Folge dieſes Geſtändniſſes war, daß die Finanzkommiſſion beantragte, das Geſetz vom 10. November 1798 über Abſchaffung der Feudallaſten zurückzunehmen. Nach

der Staatsveränderung vom 7. Auguſt 1800, durch welche die bisherigen Räte geſprengt und die radikalen Elemente ausgeſtoßen wurden, wagte man, was die Räte, wie ſie bis zum 7. Auguſt beſtanden hatten, nicht über ſich brachten: am 15. September 1800 wurde der Antrag der Finanzkommiſſion in folgendem Wortlaut zum Geſetz erhoben:

1. Die Vollziehung des Geſetzes vom 10. Wintermonat 1798 über Abſchaffung der ſogenannten Feudallaſten, ſowie auch aller ſpäteren Geſetze, Beſchlüſſe, Verordnungen und Verfügungen, die auf dieſen Gegenſtand Bezug haben, iſt von nun an eingeſtellt.

2. Von dieſer Einſtellung der auf dieſen Gegenſtand Bezug habenden Geſetze ſind allein ausgenommen das Geſetz vom 13. Dezember 1799 über die Erhebung der beiden auf den 1. Januar 1799 und 1800 verfallenen Zinſe der Loskaufskapitalien von Grundzinſen und das Geſetz vom 20. Dezember 1799 über fernere Entrichtung der Erſtlinge an die Religionsdiener.

Schon das erwähnte Geſetz vom 13. Dezember 1799, das hier beſonders in Betracht kommt, bildete ein öffentliches Geſtändnis, daß der Staat Verbindlichkeiten übernommen hatte, die er nicht zu erfüllen im ſtande war. Immerhin wurde durch dieſes Geſetz wenigſtens die ungeſäumte Betreibung der beiden mit dem 1. Januar 1799 und 1800 verfallenen Jahreszinſe von den Grundzinsloskaufskapitalien der ausübenden Gewalt aufgetragen und auch wirklich in Vollziehung geſetzt, allerdings mit dürftigem Erfolge. Dieſe zwei Zinſe, die zuſammen einem anderthalbfachen Bodenzins gleich kamen, ſollten bis zum 10. Herbſtmonat 1800 abgetragen, und dazu verwendet werden, die Geiſtlichen „aus ihrem drückenden Mangel herauszureißen.“

Hatte die Zurücknahme des Geſetzes vom 10. November 1798 allerorten Unzufriedenheit erregt, ſo offenbarte ſich der Widerwille des Volkes, irgendwelche Verpflichtung zu erfüllen, die mit Zehnten

und Bodenzins in Verbindung ſtand, noch viel deutlicher, als das Geſetz vom 13. Dezember 1799 zur Ausführung gelangen ſollte, d. h. als man mit dem Bezug der Grundzinsloskaufszinſe begann. Zu welcher Kataſtrophe die Erhebung dieſer Abgabe im Kanton Baſel führte, davon ſoll nachher ausführlich die Rede ſein. Auch die Umgebung dieſes Kantons trotzte teilweiſe dem Geſetze, vor allem der Diſtrikt Langenthal, in welchem ſich die Abneigung am ſtärkſten äußerte. Die angrenzenden Gemeinden des Kantons Aargau weigerten ſich etwas zu bezahlen, bevor der Diſtrikt Langenthal zur Bezahlung aufgefordert und angehalten würde. Im Kanton Bern, auf welchen wiederum mehrere andere Kantone warteten, ſchob der Regierungsſtatthalter den Termin eigenmächtig bis zum 15. Oktober hinaus. Solothurn hatte im September 1800 nicht viel mehr als den fünften Teil ſeiner Schuld abgetragen. Auch die Verwaltungskammer des Kantons Thurgau meldete, der Bezug der Grundzinsintereſſen ſei von ſchlechtem Erfolg begleitet geweſen; aus den Kantonen Freiburg und Leman kam ſogar der Bericht, daß der Beziehung der rückſtändigen Summen unüberwindliche Hinderniſſe entgegenſtänden. Die allgemeine Unzufriedenheit nahm einen gefährlichen Charakter an, als bekannt wurde, daß die helvetiſchen Behörden, um den bedenklichen Staatsfinanzen etwas aufzuhelfen, außerdem für das Jahr 1800 die Frucht- und Weingrundzinſe nach ihrem vollen Gehalt zu beziehen gedächten. (Geſetz vom 6. Oktober 1800.) Dieſen Geſetzesvorſchlag ſah man durchgehends als Vorboten der gänzlichen Wiedereinführung von Zehnten und Grundzins an.

Im Kanton Baſel artete die Bewegung in offene Empörung aus, aber nicht etwa in Folge des ebenerwähnten Geſetzes vom 6. Oktober 1800, obwohl die Vorbereitung desſelben, wie auch die Aufhebung des Geſetzes vom 10. November 1798, zum Ausbruche des Trotzes mag beigetragen haben; vielmehr ſteht ſie in engem

Zuſammenhang mit der Durchführung des Geſetzes vom 13. Dezember 1799, die in verſchiedenen Kantonen elend zu ſcheitern drohte. Am 29. Auguſt 1800 berichtete die Basler Verwaltungskammer an den Finanzminiſter Rothpletz, daß der wiederholte Verſuch, die auf 1. Januar 1799 und 1800 verfallenen Grundzinsloskaufszinſe zu beziehen, trotzdem die Widerſpenſtigen mit den ſtrengſten Strafen bedroht wurden, fruchtlos geblieben ſei. Daraufhin erließ der Finanzminiſter am 6. September an den Regierungsſtatthalter von Baſel die Einladung, er möge die Verwaltungskammer mit der Autorität der Regierung unterſtützen und die Publikation, in welcher erſtere den Bezug der Grundzinsintereſſen anordnete, wiederholt beſtätigen. Wenn auch dieſes letzte Mittel ohne Erfolg bleibe, ſo ſollten die Ungehorſamen mit militäriſcher Exekution zur Bezahlung angehalten werden. Doch ſchon hatte der Diſtrikt Gelterkinden, der die Führung des Aufſtandes übernahm, während die andern Diſtrikte vorerſt den Erfolg des Widerſtandes abzuwarten ſchienen, begonnen, den offenen Proteſt gegen die Entrichtung dieſer Abgabe zu organiſieren. Sonntag den 31. Auguſt 1800 fand die erſte und Dienſtag den 2. September die zweite Zuſammenkunft in dieſer Sache ſtatt. Von da an folgten ſich die Sitzungen regelmäßig. Die Verſammlung legte ſich den Titel „Ausſchuß des Diſtriktes Gelterkinden“ bei. Der Zweck dieſer Vereinigung war, eine Petition an die helvetiſche Regierung in Bern abzufaſſen, in welcher die Gemeinden des Diſtriktes Gelterkinden begehrten, daß ihnen die zwei verfallenen Grundzinsintereſſen von den Jahren 1798 und 1799 nachgelaſſen und die dem Staate zugehörenden Grundzinſe ohne Loskauf gänzlich abgeſchafft werden möchten. Der Vollziehungsrat wies die Petition am 11. September in motiviertem Beſchluſſe ab. In einem Berichte, welchen der Finanzminiſter am 6. Oktober 1800 gemäß einem Auftrage des Vollziehungsrates über den Bezug der Grundzinsintereſſen in den

verſchiedenen Kantonen abſtattete, wird zugegeben, daß der Kanton Baſel durch den Krieg viel gelitten habe, „doch wurde derſelbe," ſo fährt er fort, „im allgemeinen nicht ſo empfindlich mitgenommen und fühlte das Uebel nicht in einem ſo hohen Grade wie mancher andere Kanton. In dieſer Hinſicht wurde demſelben zur Bezahlung der zwei rückſtändigen Grundzinſe in dem Beſchluß vom 19. März 1800, (welcher denjenigen Aufſchub geſtattete, die der Krieg in Armut geſtürzt hatte) keine Ausnahme zugeſtanden. Es würde daher nicht ganz billig und vielleicht unpolitiſch ſein, zu ſeinen Gunſten eine allgemeine Ausnahme zu machen; die Regierung würde ſich bloßſtellen und Gefahr laufen, ihrer Autorität zu ſchaden."

Zu allem Unglück war in den Tagen, da die Bewegung ihren Anfang nahm, kein Regierungsſtatthalter in Baſel vorhanden. J. J. Schmid war eben in den Vollziehungsrat gewählt worden, und erſt am 12. September gelang es in der Perſon Heinrich Zſchokkes einen Nachfolger zu finden. Zſchokke, den jedermann als Schriftſteller ſchätzt, hat auch als eifriger Mitarbeiter an dem Werke der Helvetik, deren Beſtrebungen ſeinem Innerſten ſehr zuſagten, im Laufe der Jahre 1798—1801 eine rege Thätigkeit entfaltet. Er war Abgeordneter Graubündens an die helvetiſche Regierung, und Chef des Bureaus für Nationalkultur. Als Regierungskommiſſär in Stanz führte er durch Milde und Wohlwollen das Volk zur geſetzmäßigen Ordnung zurück, und bevor er nach Baſel kam, verſah er das dornenvolle Amt eines Regierungskommiſſärs im Teſſin. Schon hoffte er den Winter 1800/1801 im „ſüßen Nichtsthun" hinbringen zu können, als ihm der Vollziehungsrat das Amt eines Regierungsſtatthalters im Kanton Baſel übertrug. Es war eine ſchwierige Aufgabe, die Zſchokke übernehmen mußte, denn die Gährung hatte in dem Augenblicke, da er ſein neues Amt antrat, ſchon bedenklich um ſich gegriffen. Kaum hatte er das Gebiet des Kantons

Basel am 21. September betreten, so stürmten die Meldungen von dem drohenden Aufstande auf ihn ein. „Schon in den ersten Stunden meines Aufenthaltes im Kanton Basel erfuhr ich bei meiner Durchreise in Sissach von Gerster, dem Unterstatthalter des Distriktes Gelterkinden, daß eben dieser Bezirk sehr desorganisiert, Gesetz und Obrigkeit ohne Achtung, das Volk gegen die Entrichtung der Bodenzinse aufgebracht sei. . . . . Ich schrieb sogleich am folgenden Tag eine Centralmunizipalität nach Gelterkinden aus zum 27. September, um womöglich den Sturm zu beschwören.“ Der eben erwähnte Unterstatthalter Gerster, der Zschokke die ersten ausführlichen Berichte über die Bewegung zukommen ließ, war ein äußerst pflichtgetreuer Beamter. Er ließ sich nicht dazu bewegen, mit den Aufständischen im geheimen gemeinsame Sache zu machen, wie dieser oder jener untergeordnete Beamte, obgleich sein Haus gestürmt und er selbst verhöhnt und verleumdet wurde. Dafür erhielt er auch auf die Empfehlung Zschokkes hin vom Vollziehungsrat besonderes Lob.

An der Centralmunzipalität vom 27. September traf Zschokke zum erstenmal persönlich mit den Häuptern des Aufruhrs zusammen. Wenn er gehofft hatte, mit Worten den Sturm zu beschwören, so sollte er in seinen Erwartungen bitter getäuscht werden. Trotzig, fest entschlossen und klar über alles, was sie fordern wollten, traten ihm die Anführer der Aufständischen entgegen. Dazu kam, daß Zschokke noch unerfahren war in der Angelegenheit, um die es sich handelte und unbekannt mit den Personen, die als Vertreter des Landvolkes sprachen. Zschokke berichtet selbst über die Stimmung der Versammelten: „Ich fand die Gemüter der meisten in voller Gährung und statt der Centralmunzipalität nur eine Versammlung von Deputierten, Munizipalisten, von seiten ihrer Gemeinden mit Instruktionen versehen. Der Entschluß, Bodenzins und Zehnten nicht zu zahlen, war fest; man fürchtete keine Exekutionstruppen, sondern wollte lieber alles Unglück ertragen. . . . Man erbot sich,

dem Staate zu seiner Unterhaltung alle noch so schweren Auflagen zu entrichten, wenn sie nur gleich verteilt wären u. s. w. Man ist gegen die Regierung voll schweren Argwohns, sieht die vom Volk gewählten Repräsentanten nur darum verstoßen und andere nur darum in die Regierung berufen, die Konstitution nur darum zerstört, damit die alte Last und Ungleichheit wieder eingeführt und der erste Zweck der Revolution vernichtet werde." Aus solchen Reden ist ersichtlich, wie sehr die Unzufriedenheit, welche die Staatsveränderung vom 7. August 1800 hervorgerufen hatte, durch die Anführer der Aufständischen ausgenutzt wurde. Verschiedene der Anwesenden zeigten vor dem Regierungsstatthalter nicht den geringsten Respekt. Besonders einer derselben fiel Zschokke durch seine heftige Opposition auf. Er fragte ihn, ob er nicht der Aenishänsli sei, denn dieser war ihm schon als Rädelsführer geschildert worden. Betreten über diese Anrede, antwortete er: „Ja!" Zschokke rief ihm etwas heftig zu: „Ich kenne Euch schon, und Ihr seid besonders verantwortlich für alles, was aus diesem Handel erfolgen mag." Aenishänsli schien auf diese Auszeichnung stolz zu sein und antwortete trotzig, er solle ihn nur immer seiner Stelle entsetzen und es im Kantonsblatt bekannt machen, es würde ihn nicht erschrecken. Um das Vertrauen der unruhigen Menge zu gewinnen, schlug Zschokke den Weg der Milde ein und suchte die Aufständischen durch Entgegenkommen zu besänftigen. Er versprach dahin zu arbeiten, daß die Last der Bodenzinse für das laufende Jahr erleichtert werde. In diesem Sinne schrieb er an den Vollziehungsrat, das Gesetz wegen Bodenzins und Zehnten sei in der unglücklichsten Epoche erschienen, totale Anarchie könne eventuell die Folge davon sein. „Ich wünsche und bitte, daß man das Volk mehr als ein irrendes, denn als ein ungehorsames, übelgesinntes behandle." Zschokke erhielt schlechten Lohn für seine Milde. Zwei Tage nach der Centralmunizipalität berichtete ihm der Unterstatthalter Gerster, daß sein väterlicher Rat

verworfen und verachtet werde. Die Ausschüsse agitierten weiter. Nur etwa 40 hätten versprochen, den Bodenzins zu entrichten, und diesen werde es schlecht ergehen, wenn man sie nicht beschütze.

Als Rädelsführer wurden von dem Unterstatthalter außer dem schon erwähnten Aenishänsli bezeichnet: Amsler von Thürnen und Strub von Läufelfingen, die als Emissäre in andere Kantone geschickt worden seien, vermutlich um dort Anhang zu gewinnen; ferner Johann Gyßler von Sissach, genannt Korporal, der an der Gemeinde öffentlich gesagt habe, man anerkenne keine Gesetze mehr von der letzthin aufgelösten Regierung. Schlimmen Einfluß übe auch Jakob Buser, Pintenschenk in Sissach, aus, der die Uebelgesinnten, welche meistens bei ihm einkehrten, in falschen Grundsätzen unterweise. Im allgemeinen schienen gerade die Beamten der Gemeinden in den vordersten Reihen der Aufständischen zu stehen. Von Anfang an hatte Zschokke den Eindruck gewonnen, daß die Baselbieter mit den unzufriedenen Bodenzinspflichtigen anderer Kantone in Verbindung standen. Amsler von Thürnen unternahm vom 29. September bis zum 5. Oktober eine Reise in den Distrikten Brugg, Baden, Zürich, Lenzburg, Aarau, Zofingen. Bei dem gerichtlichen Verhöre behauptete er, er habe nur im Namen seines Distrikts Giltbriefe aufgekündet und sich nebenbei erkundigt, was man von den Bodenzinsen rede. Auch Georg Strub von Läufelfingen gab vor Gericht an, er sei nicht in die andern Kantone geschickt worden, um sie zu gewinnen, sondern nur um sich zu erkundigen, wie es bei ihnen mit dem Bodenzins gehalten werde. Im Kanton Leman sei er nicht gewesen, wie ihm vorgeworfen wurde. Auch in diesem Kantone nämlich hatten die Verhandlungen des gesetzgebenden Rates über Zehnten und Bodenzins eine Gährung hervorgerufen. Am 24. September fand sogar in Morges eine große Versammlung von Landleuten und Abgeordneten der Gemeinden statt, in welcher man sich gegenseitig das Wort gab, einem

Geſetze über Wiedereinführung der Feudallaſten den Gehorſam zu verweigern.

Da Zſchokke vorläufig noch der Anſicht zu ſein ſchien, daß man eventuell mit Nachſicht Meiſter über die Bewegung werden könne, erhielt er von dem Vollziehungsrate am 30. September nur allgemeine Verhaltungsmaßregeln. Er möge auch ferner die Gemüter zu beruhigen ſuchen, den Ungehorſam aber mit nachdrücklicher Strafe bedrohen. Zwei Tage ſpäter ſchien nun doch dem Vollziehungsrate die Lage ernſthaft zu werden. Die Aufſtändiſchen hatten nämlich, um öffentlich zu zeigen, daß ſie nicht im geringſten geneigt ſeien, auf die vermittelnden Worte Zſchokkes einzugehen, an der Wacht zu Gelterkinden einen Aufruf angeſchlagen mit dem Titel: „Zuſchrift an die gedrückten Mitbürger," ein Schriftſtück, welches offen das Volk zum Widerſtande mit bewaffneter Hand aufforderte. Das Volk ſolle ſich weder durch ſchöne Worte noch durch Drohungen abſchrecken laſſen. Weil alle Bittſchriften fruchtlos ſeien, ſo bleibe nichts anderes übrig, als zum letzten Mittel zu greifen. Sie möchten „ihr Blut aufzuopfern nichts achten für den Ruhm, den ihnen die Nachkömmlinge zu geben ſchuldig ſein werden." Wie Zſchokke außerdem vernahm, daß die geſetzwidrigen ſtürmiſchen Verſammlungen in Gelterkinden ſich wiederholten, und daß es „wahrhaft kritiſch ausſehe," da gedachte er mit militäriſcher Okkupation zu antworten. Jetzt erachtete er es als notwendig, ohne alles Geräuſch, wenigſtens ein Bataillon in die Gemeinden des Diſtriktes Gelterkinden einzuquartieren mit Verſchonung der Dörfer Bukten und Tecknau, die verſprochen hatten, dem Geſetze zu gehorchen. Auf ſolchen Bericht hin entſchloß ſich der Vollziehungsrat zu ſtrengen Maßregeln. Er berief den Kriegsminiſter in die Sitzung. Dieſer zeigte an, er könne über eine Kompagnie berittener Jäger und drei Kompagnien Infanterie in Baſel, Solothurn und Bern verfügen. Oberſt Dolder könne mit 70 Jägern und einer Kompagnie In-

anterie Bern verlaſſen, von Solothurn weg mit der dort liegenden Kompagnie nach Waldenburg rücken und daſelbſt die Befehle des Regierungsſtatthalters in Baſel gewärtigen. Dolder verließ die Stadt Bern am gleichen Tage, da ihm der Auftrag zu teil ward, d. h. am 2. Oktober. Die in Solothurn liegende Kompagnie mußte ſich ihm anſchließen, und am folgenden Tage traf er in Waldenburg ein. Die helvetiſchen Truppen verbrachten daſelbſt die Nacht vom 3. auf den 4. Oktober. Am Vormittag des 4. Oktober morgens 9 Uhr erſchien Oberſt Dolder mit 70 Jägern zu Pferd und einer Kompagnie Infanterie in Lieſtal, eine Kompagnie hatte er auf den Befehl Zſchokkes nach Siſſach verlegt.

Ganz unvorbereitet wurden die Aufſtändiſchen nicht überraſcht. Schon Ende September trafen ſie die Verabredung, daß wofern Truppen einrückten, „man durch Schießen und Leuten zum Sturm ankünden werde, wo alles dann laufen ſolle, was nur laufen könne.“ Als nach Gelterkinden die Kunde kam, daß die helvetiſchen Truppen die Nacht vom 3./4. Oktober in Waldenburg zubrächten, wurde noch in derſelben Nacht eine Verſammlung der Ausſchüſſe ausgeſchrieben. Dieſe traten am Vormittag des 4. Oktober zuſammen und beſchloſſen, Mannſchaft aus jeder Gemeinde auf Mitternacht nach Gelterkinden aufzubieten. Zu gleicher Zeit wurden Boten nach dem Aargau abgeſandt, da man auf Unterſtützung von dieſer Seite hoffte. In der Nacht vom 4./5. Oktober morgens um 2 Uhr erſchienen ſie in Erlisbach, meldeten ſich beim Präſidenten an und verlangten Hilfe. Truppen ſeien bei ihnen eingerückt, nun wollten ſie in der Nacht den Landſturm ergehen laſſen und ſie umringen. In dieſer Nacht fand auch, wie nachher gezeigt werden ſoll, der wichtigſte Zuſammenſtoß zwiſchen Bauern und helvetiſchen Truppen ſtatt, die Aargauer aber ſandten keine Unterſtützung.

Am Nachmittag des 4. Oktober geſchah in Siſſach ein Unglück, das den Anſtoß zum Losbruch des vorbereiteten Sturmes gab.

Eine Kompagnie unter dem Befehle von Hauptmann Scherb hatte, wie schon erwähnt, an diesem Tage in Sissach Quartier bezogen. Ein Auflauf des Volkes drohte; deshalb schickte der Hauptmann Patrouillen aus, um das Zusammenrotten der Aufständischen zu verhindern. Eine Patrouille wurde von zusammengelaufenem Volk mißhandelt, eine andere erschien mit der Absicht, sie aus den Händen der Menge zu retten. Dabei fiel ein Schuß, durch den ein Mädchen Namens Anna Maria Kyburz getötet wurde. Der Vater desselben wurde mit Bajonettstichen am Rücken, Knie und Schenkel schwer verwundet und mit einem Gewehrkolben bis auf den Schädelknochen wund geschlagen. Nun brach der Aufruhr los. Ueberall tönten die Sturmglocken, die helvetische Kompagnie mußte sich nach Liestal zurückziehen. Woher der tödliche Schuß kam, fand man nie heraus. Aus den verschiedenen Rapporten konnte nur konstatiert werden, daß es bei den helvetischen Truppen an Kenntnissen wie an Takt fehle; hingegen gab das Verhör keinen Aufschluß darüber, ob ein Soldat der angegriffenen Patrouille oder einer der ihr zu Hilfe eilenden den verhängnisvollen Schuß abfeuerte, oder ob gar ein schlecht gezielter Schuß der Aufständischen das Unheil anrichtete.

Abends ½10 Uhr rapportierte Hauptmann Scherb dem Obersten Dolder in Liestal, wie er mit seiner Kompagnie aus Sissach vertrieben worden sei. Die Aufständischen hätten sie bei der Kirche verjagt, sich der Kirche bemeistert und angefangen Sturm zu läuten. Dolder schickte alsdann einen Lieutenant mit 25 Mann gegen Sissach. Abends 11 Uhr erhielt er von diesem den Bericht, daß die Bauern, etwa 2000 an der Zahl, in voller Wut immer vorrückten. Dolder ließ seine Jäger und die in Liestal einquartierte Kompagnie ausrücken. Als er bei den Bauern ankam, fragte er nach einem vernünftigen Unterhändler. Es erschienen sechs Mann; die riefen, daß sie das Blut rächen wollten, so in Sissach von einem Infanteristen vergossen worden sei. Einige andere sagten,

daß die helvetiſchen Truppen gewiß auf Exekution kämen, um den Bodenzins bezahlen zu machen und den Zehnten einzuführen. Dafür wollten ſie lieber ihr Leben geben, denn ſie hätten den Eid geſchworen, ſie wollten ſolchen nicht mehr geben. Dolder ſuchte ſich aus dieſer ſchwierigen Lage zu ziehen, indem er den Bauern wohlgefällige Worte ſprach. Zſchokke habe den Hauptmann der in Siſſach ſtationierten Kompagnie wegen des Unfalles ſofort arretieren laſſen; er ſelbſt wiſſe eigentlich nicht, warum er hier ſei, er habe einfach als Soldat gehorcht. Die Bauern ſchienen momentan beſänftigt und verſprachen ſich zurückzuziehen. Zſchokke, der ſich im Laufe des 4. Oktober nach Lieſtal begeben hatte, befahl ſeinerſeits den helvetiſchen Truppen nach Lieſtal zurückzukehren; nur vor der Stadt an der Frenkenbrücke ſollten ſtarke Poſten zurückbleiben. Er gab überall ſolche Befehle, die geeignet waren, Feindſeligkeiten zu verhindern. Bis unmittelbar vor dem Sturm ſcheint er nicht gewußt zu haben, daß die Aufſtändiſchen ſich zu einem ernſtlichen Widerſtande gegen die Truppen rüſteten, denn ſie hatten im ſtillen gearbeitet. Bald lief von den Vorpoſten die Meldung ein, zwölf bewaffnete Bauern ſeien an ſie herangekommen. Sie hätten vernommen, daß Zſchokke in Lieſtal ſei und wünſchten eine Unterredung mit ihm. Man ließ ſie paſſieren, und nun erſchienen ſie vor Zſchokke, nachdem ſie zuerſt ihre Gewehre abgelegt hatten. Sie verlangten, immerhin in gemäßigtem Ton, Verhaftung der Patrouille, die in Siſſach das Unglück veranlaßt haben ſollte. Zſchokke teilte ihnen mit, was ſie übrigens ſchon hätten wiſſen können, daß nicht nur die Soldaten der Patrouille, ſondern ſogar der Kompagniechef arretiert worden ſei. Die Abgeordneten gaben ſich nicht damit zufrieden, jetzt erſt rückten ſie mit ihrem Hauptanliegen heraus, die Regierung ſolle Bodenzins und Zehnten ganz abſchaffen. Sie ſchienen überhaupt von Zſchokke eine Art Kapitulation zu Gunſten des Volkes erwirken zu wollen. Schließlich gab er

ihnen einen Zettel, der ungefähr folgendes enthielt: „Die Patrouillen sind in Verhaft, und ihr Vergehen soll untersucht werden. Sendet morgen eine Deputation zu mir nach Basel, da soll das ferner untersucht werden, aber das Volk kehre sogleich in seine Heimat zurück.“ Mit diesem Papiere konnte nichts mehr erreicht werden, denn schon während der Unterredung mehrte sich die Zahl der Bauern vor der Stadt, und sie drängten die Vorposten zurück. Ein Bote nach dem andern stellte sich ein, um Zschokke zu melden, daß die bewaffneten Haufen sich näherten. Die Abgeordneten der Bauern verschwanden einer nach dem anderen, um, wie sie sagten, das Vorrücken zu verhindern. Da sammelte Oberst Dolder die helvetischen Truppen, erhielt aber von Zschokke den Befehl, alles Blutvergießen sorgfältig zu vermeiden. Da die bewaffneten Bauern immer weiter vordrangen, ritt Zschokke schließlich, begleitet von Dolder und vier Reitern, nachts ein Uhr ihnen entgegen. Die Aufständischen umringten ihn sogleich, versicherten ihn ihres Zutrauens, schwuren aber laut: „Lieber sterben als Bodenzins und Zehnten!“ Immer lauter schrien sie auf ihn ein und verlangten bunt durcheinander: 1. Abschaffung von Bodenzins und Zehnten, 2. Absetzung des Unterstatthalters Gerster, 3. Absetzung der Munizipalität von Sissach, 4. Entwaffnung der in Liestal stehenden helvetischen Truppen. Zschokke berichtet: „Ich schlug, alles Lärmens ungeachtet, eins nach dem andern ab, suchte das Volk durch Güte und Drohungen zum Rückzug zu bewegen, umsonst. Ein junger Mann zu Pferde, der sich auf meine Frage, wer er sei, Unteragent Strub von Läufelfingen nannte, redete mich im Namen des Volkes an. Ich suchte durch ihn auf die gährende Masse zu wirken. Allein es war vergebens, man überschrie ihn. Er betrug sich gegen mich mit vieler Achtung, ein Kerl in einer weißen Jacke hingegen benahm sich desto unanständiger. Er schwang mir, wahrscheinlich im Glauben, mich zittern zu machen, den bloßen Säbel vor dem Gesicht herum,

weswegen ich ihn einmal an der Schulter zurückdrängte. Da er durch seine Manoeuvres und Schreierkehle besonders auf das Volk zu wirken schien, suchte ich vermittelst seiner das Volk zum Rückzuge zu bewegen. Allein er war gerade der ärgste von den Lärmern. Einmal rief er unter anderm: Man traut dem Fuchse nicht mehr! Wir lassen uns durch schöne Worte nicht hintergehen. Dies oder etwas ähnliches schrie er, und der Pöbel jauchzte ihm Beifall. Inzwischen hatten sich auf beiden Seiten der Straße mehrere hundert Bewaffnete hingezogen, wahrscheinlich in der Absicht, mich gefangen zu nehmen. Hinter mir dehnten sich die Schwärme, die meisten von Wein und Branntwein beseligt, längs der Hochstraße auf den hohen Borden der Aecker aus. Ich bemerkte es nicht." Dolder, der die Absicht der Bauern erriet, wollte seine Kavallerie aufstellen, damit er ihnen in den Rücken fallen könnte, wenn sie etwas gegen Zschokke wagten. Wie er sich bewegte, so rief ein Bauer, daß er halten solle oder er schieße ihn über den Haufen. Dolder erwiderte, daß er ihm nichts zu befehlen habe, worauf sogleich Feuer gegeben wurde. Da flüchteten sich die Chasseurs Dolders. „Ich rief dem Volke zu," so berichtet Zschokke weiter, „nicht zu schießen. Das um mich stehende Volk rief meinen Befehl nach. Es war umsonst. Das Getümmel und Feuer war allgemein. Ich war allein, gab dem Pferde die Spornen und sprengte den meinigen nach durch den Haufen der Insurgenten. Mehr als 20 Schüsse fielen auf mich aus dem Haufen. Niemand war verwundet, niemand getötet. Ob von den fallenden Schüssen einige mir besonders zugedacht waren, indem ich in meiner Amtstracht und im Mondschein jedermann kenntlich war, kann ich nicht sagen. Mehrere Kugeln streiften hart an mir vorüber, wie mich ihr Pfeifen am Ohr wahrnehmen ließ. Ich ließ meine Truppen zusammenziehen und gab Befehl, sich langsam und in bester Ordnung durch Liestal nach Basel zurückzuziehen, welches Bürger Dolder zu meiner

Zufriedenheit vollſtreckte.“ Es iſt dies nicht die einzige Stelle, aus der erſichtlich iſt, daß Zſchokke den nächtlichen Auflauf vom 4./5. Oktober in dieſem ſeinem zweiten Berichte an den Vollziehungsrat in etwas beſchönigender Weiſe darſtellte, nachdem er ſich vom erſten Schrecken erholt hatte. Zufriedenſtellend konnte der Rückzug nach Baſel nicht gerade genannt werden. Erſt nach wiederholten Drohungen wurde das Thor von Lieſtal den Fliehenden geöffnet. Der Rückzug vollzog ſich ſo ungeordnet, daß dabei 40 Infanteriſten und zwei Jäger verloren gingen. Zſchokke ſelbſt ſoll erſt „nach einer Verirrung in die Lottergaſſe“ den Ausweg aus Lieſtal gefunden haben. (Die Lottergaſſe bildet den unteren Teil einer parallel zur Hauptſtraße ſich hinziehenden Seitengaſſe).

Kaum in Baſel angelangt, ſchrieb er morgens 5 Uhr an den Vollziehungsrat: „Ich erſuche Sie auf das allerſchleunigſte, die fränkiſchen Obergenerale um wenigſtens 4000 Mann anzugehen, die in forcierten Märſchen ohne Säumen nach Baſel ziehen ſollen. Es iſt Gefahr im Verzuge.“ Die Aufregung ließ immer unglaublichere Gerüchte entſtehen. In Gelterkinden ſeien 500 Solothurner angelangt, und auf der Schafmatt ſtänden 8000 Berner mit neun Pulverwagen. Am folgenden Tage, den 6. Oktober, vermochte Zſchokke ſchon einen ruhigern Ton anzuſchlagen. Er redet immer noch von der Möglichkeit, „das Volk ohne Gewalt, nur durch Furcht, zum ſtrengen Gehorſam zurückzuführen.“ Er betont in ſeinem zweiten Berichte, allerdings mit Recht, er habe durch ſein Auftreten verhütet, daß Bürgerblut vergoſſen ward. Eine Deputation von Lieſtal und Gelterkinden habe ihn des vollen Gehorſams in allem verſichert, die Hauptſache jedoch, Bodenzins und Zehnten, ausgenommen. Es iſt wahr, der Regierungsſtatthalter hat durch ſeine Nachſicht unſägliches Elend vermieden, immerhin darf nicht verſchwiegen werden, was er ſorgfältig zu erwähnen vermeidet, nämlich daß der fluchtähnliche und ungeordnete Rückzug der helvetiſchen

Truppen, die gekommen waren, um das Landvolk zum Gehorsam zurückzuführen, den Bauern einigen Hohn entlocken mußte. Die Aufständischen sorgten natürlich dafür, daß der Vollziehungsrat auch einen zu ihren Gunsten lautenden Bericht erhielt. Zwei Bürger von Läufelfingen erzählten dem Präsidenten des Vollziehungsrates, der Regierungsstatthalter habe sich durch zwei oder drei in die Luft gezielte Schüsse schrecken lassen und sei ohne Aufenthalt durch die Dörfer, welche ganz ruhig gewesen seien, bis nach Basel galoppiert.

Bevor Zschokkes zweiter Bericht in die Hände des Vollziehungsrats gelangte, waren schon auf die erste Meldung der Ereignisse vom 4./5. Oktober kräftigere Maßnahmen getroffen worden, um die Aufständischen zum Gehorsam zurückzuführen. Der Vollziehungsrat erteilte in seiner Sitzung vom 6. Oktober dem Kriegsminister den Auftrag, sich sofort zum französischen General Montchoisy zu verfügen, um zu vernehmen, was für Maßregeln er ergreifen könne und wolle. Der Minister brachte die Nachricht, daß der General sich selbst mit zwei Bataillonen Infanterie und zwei Schwadronen Kavallerie nach dem Kanton Basel begeben wolle. Zschokke wurde von dem gefaßten Beschlusse benachrichtigt und dabei beauftragt, sich mit General Montchoisy über folgende Punkte zu verständigen: Entwaffnung der Gemeinden, völlige Unterwerfung, gänzliche Bezahlung der Grundzinse, gerichtliche Verfolgung der Häupter des Aufstandes ꝛc.

Bis Montchoisy mit seinen Truppen eintraf, konnten die Aufständischen für kurze Zeit noch sich dem Wahne hingeben, daß sie nun Meister seien. Am Morgen des 5. Oktober, als Zschokke und die helvetischen Truppen Liestal verlassen hatten, zogen die Bauern in der Stadt ein und mit heftigen Drohungen, wie wenigstens Unterstatthalter Brodbeck behauptet, zwangen sie die Liestaler, ihnen zu Willen zu sein. Morgens zwischen 4 und 5 Uhr spielte sich

im Gemeindehaus eine höchſt bedenkliche Scene ab. Jakob Seiler, Metzger von Lieſtal, erſchien daſelbſt bewaffnet und fragte nach dem Statthalter Brodbeck. Er begehre die zwei Thaler wieder zurück, um die er ungerechterweiſe gebüßt worden ſei, weil er, das Verbot nicht kennend, Holz für ein Faſtnachtfeuer gegeben habe. Wenn er es nicht zurück erhalte, werde er Hilfe mit ſich bringen. Auf der Treppe begegnete er dem Statthalter Brodbeck. Er rief ihm zu: „Statthalter! wollt Ihr mir die ungerechte Strafe, welche Ihr mir auferlegt habt, wiederum zurückgeben?“ Es erfolgte keine Antwort von ſeiten des beſtürzten Brodbeck. Da ſchrie Seiler: „Statthalterli, du meineidiger Spitzbub! willſt du mir die Strafe zurückgeben oder nicht? Wir ſind jetzt Meiſter!“ Munizipal Hoch ermahnte ihn, er ſolle ruhig nach Hauſe gehen. Nach zehn Minuten erſchien Seiler wieder mit ſechs bewaffneten Landbürgern auf dem Gemeindehaus. Zwei davon verſchwanden allerdings, bevor er in die Stube trat. Seiler forderte wieder im gleichen Ton wie auf der Treppe ſein Geld zurück und drohte mit noch mehr Mannſchaft. Schließlich ließ ihm Brodbeck durch Hoch die zwei Thaler wieder zurückgeben. Dieſe Erzählung möge als Beweis dafür dienen, daß die Aufſtändiſchen während einiger Stunden wirklich glaubten, im Beſitze der Macht zu ſein. Beim gerichtlichen Verhör, das zehn Tage ſpäter, am 15. Oktober ſtattfand, zeigte ſich Seiler reumütig. Er gab das meiſte zu, fügte allerdings bei, er wiſſe nicht mehr alles, was er damals geredet habe, da er durch Kirſchwaſſer, welches er in den nüchternen Magen getrunken, betrunken geweſen ſei.

Die Stellung Lieſtals während des ganzen Aufſtandes iſt eine unklare. Einerſeits waren die Bürger dieſer Stadt durch die Gewalt der Umſtände gezwungen, ſich als Freunde der bewaffneten Bauern zu zeigen, die am Morgen des 5. Oktober einzogen und andererſeits wollten ſie vor den Augen des Regierungsſtatthalters als neutral gelten, um von Truppen verſchont zu bleiben. Daher

die Klagebriefe des Unterſtatthalters Brodbeck, in denen immer und immer wieder verſichert wird, den Lieſtalern ſei nichts anderes geblieben, als den Aufſtändiſchen zu willfahren. Im Namen der Gemeinde Lieſtal wurde eine Verteidigungsſchrift eingegeben. Die Lieſtaler hätten in jenem kritiſchen Augenblicke, ſo heißt es, nicht anders handeln können, als ſie es gethan, wenn ſie nicht Gut und Leben in Gefahr ſetzen wollten. Die Schlüſſel zu ihren zwei Kanonen, ſowie zu den Munitionswagen mußten ſie herausgeben, worauf die Inſurgenten Geſchütz und Munition in Beſchlag nahmen. Nach Verlauf eines Tages verließen die meiſten Lieſtal, nur eine Wache von 70 Mann blieb zurück. Die Lieſtaler mußten verſprechen, auch einen Deputierten in die Ausſchüſſe der Aufſtändiſchen ihnen nachzuſenden. Dies hätten ſie „nicht im Ernſt“ verſprochen, ſo entſchuldigten ſie ſich nachher, und man habe dem gewählten Deputierten bedeutet, er ſolle nicht nach Siſſach gehen. Er ſei dann doch gegangen, die Gemeinde Lieſtal aber ſei nicht verantwortlich für das, was er in Siſſach gethan oder geredet habe. Uebrigens habe Zſchokke ſelbſt „aus überzeugenden Grundſätzen“ der Gemeinde Lieſtal ein Schreiben als Ehrenerklärung über ihr Verhalten ausgeſtellt, das durch öffentliche Blätter bekannt geworden ſei. Daß er trotz alledem die wirkliche Stimmung der Lieſtaler wohl kannte, beweiſt ſeine Meldung an den Vollziehungsrat: „Selbſt die Gemeinde Lieſtal, ſo ſehr ſie auch im ganzen nur allzu geneigt iſt, den Gelterkindern Beiſtand zu leiſten, hat ſich ſo gut als möglich von den inſurrektionellen Volkausſchüſſen loszuwickeln gewußt.“

Bevor geſchildert wird, welchen heilſamen Schrecken das Erſcheinen des franzöſiſchen Generals Montchoiſy den Aufſtändiſchen einjagte und wie der Trotz einer raſchen Entmutigung wich, möchte es von Intereſſe ſein, zu erfahren, wie weit das von Gelterkinden gegebene Beiſpiel auch außerhalb dieſes Diſtriktes anſteckend gewirkt

hat. Der Distrikt Waldenburg war am meisten der Ansteckung ausgesetzt, zeigte aber mit Ausnahme der Gemeinden Diegten und Tenniken, die nach dem Berichte des Unterstatthalters Gerster sich besonders durch „Unfug“ auszeichneten, wenig Lust, der Bewegung sich anzuschließen. Am lebhaftesten wurde vor und nach dem Sturme vom 4./5. Oktober agitiert, so daß verschiedene Gemeinden der Distrikte Waldenburg und Liestal ihre Kontingente zu dem Insurgentenkorps lieferten, alles in allem aber hatte Gelterkinden aus dieser Gegend wenig Unterstützung zu erwarten. Die Stellung Liestals ist schon angedeutet worden. Die Umgebung dieser Stadt schien wenig geneigt, auf die stürmischen Werbungen der Aufständischen einzugehen. Schon lange vor dem Losbruch des Aufstandes bearbeiteten einige Gemeinden des Distriktes Gelterkinden die Bubendörfer. Nur mit Widerstreben gaben sie nach, „durch die härtesten Drohungen genötigt, aus Furcht, daß sie sonst gänzlich ruiniert werden möchten.“ So suchten sie sich wenigstens vor Zschokke zu entschuldigen. Die Bürger von Lausen verhielten sich stille, daher wurden ihnen bei der Entwaffnung der unruhigen Gemeinden die Waffen gelassen. Pratteln bewies mehr Lust, der Bewegung sich anzuschließen und den Worten der Emissäre, die beständig erschienen, Gehör zu schenken. In dem Berichte des Agenten Schwab heißt es am 8. Oktober: „Weil sich bis dato noch keiner zum Anführer aufwerfen will, so bleiben sie noch immer bloße Zuschauer. Ich versichere Sie aber, wenn sich einer von den Beamten für diese so widersinnige Sache erklären würde, so hätte er gleich großen Anhang in der Gemeinde.“ In Muttenz, sowie in den benachbarten Gemeinden fielen im Laufe des Oktober „auf den Wachtstuben, allwo die jungen Leute des Dorfes besonders zur Nachtzeit sich versammelten, viele unnütze Reden und öfters wurden unbesonnene Entwürfe gebrütet.“ Auch in Mönchenstein sollen verordnungswidrige Gemeindeversammlungen stattgefunden haben, in welchen man über

„Nichtabtragung der Bodenzinse“ beriet. Was schließlich die Stadt Basel betrifft, so traute Zschokke ihr gar nicht. „Die Stadt scheint großenteils nicht ganz ohne Gefallen jene Unordnungen zu bemerken,“ schrieb er an den Vollziehungsart. (Von böswilliger Seite wurde dem ehemaligen helvetischen Direktor Peter Ochs vorgeworfen, er habe sich heimlicherweise an der Leitung des Aufstandes beteiligt). Dies war ungefähr die Lage, wie General Montchoisy sie antraf, als er mit seinen französischen Truppen in der Landschaft Basel einzog. Aus dieser kurzen Uebersicht geht hervor, daß der Aufstand in der Hauptsache auf den Distrikt Gelterkinden beschränkt blieb.

Von andern Kantonen wollte den Aufständischen keine Hilfe zu teil werden. Am 7. Oktober, also zwei Tage nach dem Sturme bei Liestal, da sie noch von Siegesbewußtsein erfüllt waren, erschien ein Emissär derselben zu Erlisbach im Kanton Aargau. Er begab sich zum Präsidenten mit dem Ansuchen, „die hiesigen Landleute sollen, und wenn es auch nur mit 20 Mann wäre, zu ihnen stoßen; sie seien vollkommen Meister und in wenig Tagen kämen noch 4000 Zürichbieter und die Schwarzbuben seien bereits zu ihnen gestoßen. Allein er wurde höhnisch empfangen; der Weg über die Staffelegg sei gar zu böse; sie haben jetzt Weinlese und endlich, wenn die Zürcher kommen, wollen sie sich hinten anschließen.“ Der Emissär machte sich aus dem Staub, da er von den Aargauern, die das böse Ende der ganzen Affäre vorauszusehen schienen, nur Spott hören mußte.

Montchoisy verließ Bern am Nachmittag des 7. Oktober. Einen Tag später, um 10 Uhr, passierte ein Teil seiner Truppen, nämlich 20 bis 25 Husaren und ein Bataillon Infanterie, Waldenburg. Ebenfalls am 8. Oktober ließ er durch den Chef des Generalstabes in Liestal melden, daß er daselbst am 9. Oktober mittags eintreffen werde. Da inzwischen der Vollziehungsrat von

Zſchokke den Bericht erhielt, daß, nachdem der Sturm bei Lieſtal ausgetobt habe, wieder etwas Ruhe eingezogen ſei, daß das zu ſich ſelbſt kommende Volk anfange, vor den Folgen ſeines unbeſonnenen Schrittes zu zittern und daß die meiſten Gemeinden einen üblen Ausgang der Dinge erwarteten, wurde am 8. Oktober ein Eilbote an Montchoiſy nach Waldenburg geſandt mit der Nachricht, der Aufruhr habe ſich gelegt, und der Empfehlung, die unbeteiligten Gemeinden mit Truppen zu verſchonen. An demſelben Tage ſchrieb Zſchokke an den Vollziehungsrat nachmittags 2 Uhr: „Mit freudiger Rührung melde ich Ihnen, daß der von einigen Schwindelköpfen und unverſtändigen Lärmern aufgewiegelte Diſtrikt Gelterkinden die Waffen geſtreckt und durch eine Deputation bei mir um Verzeihung für jene großen Vergehungen angehalten hat. Noch ſind meines Wiſſens keine Franken in dem Kanton Baſel eingerückt. So iſt denn mein lebhafteſter Wunſch erfüllt und dieſer „Aufſtand getilgt, ohne daß ein Tropfen Bürgerblut floß.“ Zſchokke konnte in jenem Augenblick nicht wiſſen, daß wenige Stunden vorher franzöſiſche Truppen durch Waldenburg gezogen waren. So glaubte er ſich mit Recht rühmen zu können, den Aufſtand ohne franzöſiſche Mithilfe gedämpft zu haben. Andererſeits rühmte ſich Montchoiſy in einem Briefe an Zſchokke: „A Liestal j'ai appris avec satisfaction que l'annonce seule de la marche des troupes françaises et de ma résolution de sévir contre ceux qui se refuseraient à reconnaître leurs erreurs, a produit l'effet que j'en attendais.“ Montchoiſy ſchrieb begreiflicherweiſe den plötzlichen Umſchlag der Stimmung dem Schrecken zu, den die heranmarſchierenden franzöſiſchen Truppen vor ſich her verbreiteten, und es wird ſich auch kaum beſtreiten laſſen, daß hauptſächlich die Furcht vor den Franzoſen den Trotz der Aufſtändiſchen ſo ſchnell gebrochen hat. Zſchokke bleibt immerhin der Ruhm, unnützes Blutvergießen vermieden zu haben. Er beabſichtigte, am 8. Oktober eine Prokla-

mation an die Aufſtändiſchen zu erlaſſen, in der er ſie warnte, den Franzoſen auch nur den geringſten Widerſtand zu leiſten, da dies das Zeichen zu einem Blutbade ſein würde, als aber, wie ſchon erwähnt, eine Deputation von Gelterkinden erklärte, daß der ganze Bezirk zum Gehorſam zurückkehre und die Regierung um Gnade bitte, zog er die Proklamation zurück. Als Beweis der Unterwürfigkeit verlangte er von der Deputation: Auslieferung der Waffen binnen 24 Stunden.

Am 9. Oktober erſchien Montchoiſy mit ca. 1500 Mann in Lieſtal. Zſchokke begab ſich ſofort zu ihm. Er ſprach mit dem franzöſiſchen General über die militäriſchen Maßregeln, die man ergreifen wollte, um die Ruhe herzuſtellen und aufrecht zu erhalten. Montchoiſy fand wenig Arbeit mehr vor. Kaum war er in Lieſtal angekommen, ſo konnte er konſtatieren, daß die Aufſtändiſchen mehrere Wagen voll Waffen abgeliefert hatten, 1227 Gewehre und drei Kanonen. Zuerſt äußerte er daher die Abſicht, ſofort alle franzöſiſchen Truppen wieder zurückzuziehen. Zſchokke vermochte ihn ſoweit umzuſtimmen, daß er verſprach, drei Kompagnien für kurze Zeit zurückzulaſſen. Die ſollten gemeinſam mit den helvetiſchen Truppen diejenigen Orte beſetzen, die nach der Anſicht des Regierungsſtatthalters den Aufſtand angeſtiftet hatten. Vorläufig wurden ſieben Anführer verhaftet und dem Kantonsgericht überliefert; derjenige aber, der als Haupt des Aufſtandes galt, Agent Aenishänsli, hatte ſich ſchon aus dem Staube gemacht.

Die plötzliche Mutloſigkeit der Aufſtändiſchen trug dem franzöſiſchen General von ſeiten des Vollziehungsrates leicht verdientes Lob ein. Das ganze Verdienſt wurde abſichtlich Montchoiſy zugeſchrieben, denn der Vollziehungsrat mußte ſich auch bei anderer Gelegenheit eingeſtehen, daß die Durchführung des Geſetzes vom 13. Dezember 1799 ohne franzöſiſche Mithilfe unmöglich ſei: „Le conseil exécutif a appris avec une vive satisfaction .... que le calme est rétabli dans les communes insurgées du

canton de Bâle . . . . C'est à la promptitude et à la sagesse des mesures que vous avez prises, citoyen général, qu'est dû cet heureux résultat.“ Zſchokke hingegen war ſchon am 8. Oktober getadelt worden, weil er „die Sache in einem Schreiben vom 5. Oktober, das im geſetzgebenden Rate vorgeleſen wurde, als wenig bedeutend und beendigt darſtellte, während dieſelbe noch unentſchieden war und die Widerſetzlichkeit fortdauerte.“ Der Vollziehungsrat gönnte deshalb dem Regierungsſtatthalter bei weitem nicht das gleiche Lob wie dem franzöſiſchen General, ſondern beantwortete den Bericht Zſchokkes in kühlem Tone. Er habe das Vertrauen, daß der „Geiſt der Geſetzlichkeit“ bald wieder allgemein werde. Dies werde hauptſächlich an genauer Befolgung des Geſetzes über die Bodenzinſe zu erkennen ſein . . . . er möge darin die Standhaftigkeit beweiſen, die das Anſehen der Regierung erheiſche. Zſchokke erließ eine Proklamation „an die Bürger der irregeführten Gemeinden des Diſtrikts Gelterkinden,“ wiederum in dem ihm eigenen Tone, der beweist, daß er trotz der ſchlimmen Scenen, die vorgefallen waren, warmes Mitgefühl für die Unglücklichen bewahrt hatte. „Euer ſchneller Entſchluß, die Waffen niederzulegen und euch den vaterländiſchen Geſetzen zu unterwerfen, hat von eueren Hütten das größte Unglück abgewehrt.“ Mitten in die Proklamation iſt ein Brief von Montchoiſy eingeſchoben des Inhalts, daß auch er Nachſicht für die Verführten, Strafe für die Anſtifter des Uebels empfehle; ferner daß, wenn man die helvetiſchen Soldaten beleidigen ſollte, Montchoiſy es anſehe, als ſeien fränkiſche Soldaten angegriffen, und daß er unter Umſtänden neuerdings gegen pflichtvergeſſene Gemeinden marſchieren werde. „Unſere Regierung,“ ſo heißt es am Ende, „erwartet nun, daß für die Jahre 1798 und 1799 unverzüglich ein und ein halber Bodenzins abgeführt werde. (Vergl. S. 167.) Auf die Armen und Dürftigen ſoll Rückſicht genommen werden.“

Zſchokke prophezeite auch jetzt, da die Gemeinden ihre Waffen geſtreckt hatten, dem Vollziehungsrate unzählige Schwierigkeiten, da nur der Reiche ſeine Pflicht thun könne, der Mittelmann durch die Zahlung ruiniert werde, und der Arme gar nichts leiſten könne. Sonſt ſei diesſeits Martini der übliche Termin geweſen, aber auch oft überwartet worden. Jetzt fehle wegen der Einquartierungen, Requiſitionen ꝛc. faſt überall das Geld, und das Getreide ſei noch nicht ausgedroſchen. Gemäß dem Erlaſſe des Regierungsſtatthalters ſollte der Bodenzinsbezug im Diſtrikt Gelterkinden bis Dienſtag den 28. Oktober, in den übrigen Diſtrikten 14 Tage ſpäter vollendet ſein. Allerdings konnte dieſer Termin nicht eingehalten werden. Trotz der militäriſchen Einquartierung ſchienen anfangs die meiſten Gemeinden des Diſtriktes Gelterkinden den Widerſtand gegen den Bodenzins noch nicht aufgegeben zu haben. Hie und da hörte man die Drohung, ſie könnten ſich auch ohne Waffen wehren. Unterſtatthalter Gerſter beantragte deshalb am 14. Oktober, „um mißbeliebigen Auftritten vorzubeugen," den Viehmarkt, der acht Tage ſpäter in Siſſach ſtattfinden ſollte, einzuſtellen. Dolder, der Kommandant der Okkupationstruppen, der ähnlich wie Zſchokke auch mit guten Worten zu wirken ſuchte, hielt Ermahnungsreden in Gelterkinden, Siſſach, Ormalingen, Bökten und Rothenfluh und forderte dieſe Gemeinden auf, die noch verſteckten Waffen abzuliefern. In Siſſach ſah er ſich genötigt, diejenigen ſtrenge zu bedrohen, welche das Gerücht ausſtreuten, daß ſich die fränkiſchen Truppen ſchleunigſt hätten zurückziehen müſſen, um der Regierung in Bern zu Hilfe zu eilen. Ein paar Tage ſpäter begab ſich Dolder nach Buus, Maiſprach und Winterſingen. Ueberall klagte man ihm, es ſeien ſoviele Arme in der Gemeinde, daß ſie unmöglich die Abgaben bezahlen könnten. Er forderte die Wohlhabenden auf, vorläufig zu bezahlen. In einer Gemeindeverſammlung zu Gelterkinden ließ Dolder Mann für Mann vorrufen und forderte jeden auf zu

erklären, ob er gehorsam sein wolle oder nicht. Da er vorher angezeigt hatte, daß alsdann die Truppen nicht mehr auf Kosten der Gemeinde, sondern der Ungehorsamen leben würden, sagte natürlich keiner, er gedenke nicht zu gehorchen. An vielen Orten, wo keine Truppen einquartiert waren, hatten die Bauern noch gar keinen Bodenzins entrichtet. Im stillen hofften sie noch immer auf eine günstige Aenderung. Von Liestal aus wurde das Gerücht herumgeboten, es werde „etwas anderes" geben, bevor 14 Tage verstrichen seien. Immerhin konnte Gerster am 29. Oktober, also einen Tag nach dem für die Entrichtung festgesetzten Termine, Zschokke mitteilen, keine Gemeinde des Distriktes Gelterkinden sei mehr ganz rückständig, aber auch keine, die den Bodenzins vollständig entrichtet habe. Endlich in den ersten Novembertagen rückte das Geschäft vorwärts. Am 27. Oktober waren aus dem Distrikt Gelterkinden erst 1081 Franken eingelaufen, am 6. November war diese Summe schon auf 10,246 Franken angewachsen, am 10. November erhielt der Finanzminister von Zschokke die Mitteilung, es seien an Bodenzins im ganzen bereits 12,000 Franken entrichtet worden. Davon entfielen ca. $^5/_6$ auf den Distrikt Gelterkinden, man sieht also, wie da die drückende Last der Einquartierung ihren Dienst gethan hat. Allerdings hat sich der Bezug des Bodenzinses noch einige Zeit hingezogen. Mitte Januar 1801 war er in Sissach, Ittingen und Zeglingen noch nicht vollständig entrichtet.

Die Okkupationstruppen bestanden aus den vereinigten helvetischen und französischen Kompagien nebst einer Abteilung Kavallerie. Der größte Teil der Truppen wurde anfangs in diejenigen Ortschaften konzentriert, welche der Herd des Aufstandes gewesen waren. Vor allem seufzten Sissach, Gelterkinden, Ormalingen unter einer schweren Last. Am 26. Oktober war die Verteilung der Truppen folgende:

Gelterkinden:	Franzoſen	30,	helvetiſche Truppen	91	Mann.
Ormalingen:	„	59,	„ „	53	„
Siſſach:	„	29,	„ „	57	„
Rickenbach:	„	23,	„ „	23	„
Böckten:	„	13,	„ „	10	„
Lieſtal:	5 Mann.				

Total 393 Mann.

Gelterkinden, das mit 121 Mann belaſtet war, beeilte ſich, ſeine Schuld abzutragen und wurde deshalb im Laufe von 3 – 4 Wochen von Einquartierung befreit. Siſſach mit ſeinen 87 Mann ſäumte am längſten. Dieſe Gemeinde, welche am Anfang der Empörung durch Nachgiebigkeit gegenüber dem Geſetze die Entrüſtung ihrer Nachbarn auf ſich gezogen hatte, verurſachte jetzt, da Gelterkinden ſich in das Unvermeidliche ſchickte, dem Kommandanten Dolder, wie er Zſchokke ſelbſt mitteilte, die größte Arbeit „In Siſſach ſcheint es immer am unruhigſten zu ſein, indem eine Partei der anderen nichts nachgeben will und ſich alſo immer gegeneinander reiben. Nur durch die Wachſamkeit der Truppen werden täglich unangenehme Auftritte verhindert.“ Ende Oktober oder Anfang November marſchierten die drei franzöſiſchen Kompagnien ab, trotzdem Zſchokke den Vollziehungsrat gebeten hatte, ſie noch vier Wochen im Diſtrikt Gelterkinden zu belaſſen. Dolder aber war froh, daß ſie gingen, da er nichts als Klagen über ſie hören mußte. Hingegen wünſchte er Erſatz für die Franzoſen. Die Stimmung des Volkes ſei noch ſehr böſe, es heiße etwa: „Wartet nur, bis ihr einmal fort ſeid!“ Augenblicklich ſtänden nur zwei zerſtreute Kompagnien 2000 Bauern gegenüber. Außerdem finde in der folgenden Woche in Siſſach wieder ein großer Markt ſtatt, was zu einem Auftritt Anlaß geben könnte. Schon damals, als die Franzoſen ſich bis auf drei Kompagnien zurückgezogen hatten, rotteten ſich die Bauern einigemale ohne Waffen zuſammen. Am

18. November, als Verstärkung sich eingefunden hatte, war die Verteilung eine derartige, daß die anfangs am meisten betroffenen Gemeinden, mit Ausnahme von Sissach, etwas erleichtert aufatmen konnten, während allerdings nun dem Homburger- und dem Diegterthale die Pflicht auferlegt wurde, die helvetischen Soldaten auf ihre Kosten zu erhalten. Besonders schwer hatten die Dörfer Zunzgen, Tenniken, Diegten, Eptingen zu tragen, in welche 149 Mann einzogen. Diegten hatte seine 67 und Tenniken seine 22 Mann wahrscheinlich dem Unterstatthalter Gerster zu verdanken, der diese zwei Dörfer des Waldenburgerdistriktes Zschokke als sehr unruhige verzeigt hatte. Das Homburgerthal mußte 63 Mann aufnehmen (Läufelfingen 42, Thürnen 21). Bald darauf begannen sich die helvetischen Truppen nach und nach aus der Landschaft zurückzuziehen, weil der Bezug des Bodenzinses rasch vorgeschritten war. Am 21. November befanden sich keine Truppen mehr in Gelterkinden, Bökten und Ormalingen; Sissach ertrug immer noch die Last von 83 Mann, der Rest der Truppen bewegte sich ostwärts, so daß zum Schlusse auch die Gegend von Rüneberg, Kilchberg, Zeglingen, Oltingen und Wenslingen ihren Teil zu erdulden hatte (133 Mann). Anfangs Dezember verschwanden die Truppen nach und nach, ohne daß eine Anzeige erfolgte. Oberst Dolder selbst wünschte, daß das Detachement zurückgezogen werde, wichtige Geschäfte riefen ihn nach Bern. Am längsten blieb Sissach besetzt, das sogar im Januar 1801 den Bodenzins noch nicht ganz entrichtet hatte. Ein französischer Offizier fand, daß es Zeit sei, den unglücklichen Distrikt Gelterkinden von der unerträglichen Last zu befreien, da sonst die Bauern während der letzten Wintermonate kein Futter mehr für ihr Vieh hätten. Am 2. Dezember erhielt der Kriegsminister von Zschokke den „vergnüglichen" Bericht, die Ruhe sei wiederhergestellt. Nur der eifrige und dienstbeflissene Unterstatthalter Gerster war der Ansicht, es seien noch nicht alle nach Ver-

dienſt beſtraft. Es ſei zwar alles ruhig, aber im Hintergrunde murrten die Bauern doch und ließen es ſich nicht nehmen, daß der Bodenzins eine unrechtmäßige Abgabe ſei.

Es bleibt zum Schluſſe noch übrig, dem gerichtlichen Nachſpiele dieſes unglücklichen Aufſtandes zu folgen. Am 13. Oktober erteilte Zſchokke dem Unterſtatthalter Fäſch in Baſel den Auftrag, unverzüglich ein Verhör der nach Baſel verbrachten Haupturheber vorzunehmen, da eine ſchnelle Prozedur höchſt notwendig ſei. Fäſch überſandte dem Regierungsſtatthalter eine Abſchrift des Verhörs, und dieſer ließ ſie dem Kantonsgerichte zukommen. Der Wunſch nach prompter Beendigung war ſehr begreiflich, blieb aber vollſtändig unerfüllt, denn wie gleich von Anfang an bemerkt wurde, war es ſchwer, „die Fehltritte jedes einzelnen der Verdächtigten oder Angeklagten zu detaillieren. Die Verſchwörung gegen das Geſetz vom Bodenzins war ziemlich allgemein; mehr oder minder, bald überſchreiend, bald überſchrien, bald Führer, bald Verdächtiger ſpielte jeder ſeine Rolle.“ Als Rädelsführer ließen ſich „am füglichſten“ die Mitglieder des inſurrektionellen Ausſchuſſes und diejenigen der ungeſetzlich gewählten Munizipalität von Siſſach anſehen. Angeklagt waren zunächſt folgende zwölf Männer: Agent Aenishänsli von Gelterkinden, Joh. Eglin von Ormalingen, Sebaſtian Mangold, Metzger in Maiſprach, Agent zu Diepfligen, Unteragent Georg Strub, Landmann von Läufelfingen, Thommen, geweſener Schulmeiſter in Arisdorf, Jakob Gaß von Oltingen, Hirſchenwirt, Chef der Inſurgenten, Rudolf Gunzenhauſer, Poſamenter von Siſſach, Jakob Hofmann, Leineweber von Siſſach, Jakob Buſer, Pintenſchenk von Siſſach, Heinrich Hug, Maurer von Siſſach, Joh. Amsler, Küfer, Präſident der Munizipalität von Thürnen, Joh. Gyßler, genannt Korporal, Poſamenter von Siſſach, die letzten ſieben bildeten die von den Aufſtändiſchen neugewählte Munizipalität in Siſſach. Unter den Anführern befanden ſich alſo weniger Bauern,

als Wirte, Küfer, Metzger. Der Hauptanſtifter, Aenishänsli war beizeiten verſchwunden und mit ihm Eglin von Ormalingen. Sie wurden beide ſteckbrieflich verfolgt. Von Aenishänsli wird folgendes Signalement gegeben: „34 Jahre alt, 5 Schuh, 6 Zoll hoch, hat ſchwarze, abgeſchnittene Haare, ſchwarzen Bart, rundes Angeſicht, braune Augen, ſpitze, ziemlich große Naſe, trug gewöhnlich einen ſchwarzen Rock und Hoſen, einen dreieckigen Hut, die Strümpfe aufgerollt. — Abzuliefern an den Statthalter in Baſel.“ Vier Monate ſpäter, am 16. Februar 1801, als man den Aenishänsli endlich erwiſchte, ſtellte ſich heraus, daß er nur zwei Tage außer Landes geweſen war, 13 Tage hatte er ſich in den Wirtshäuſern zu Ormalingen, Buus, Oltingen herumgetrieben, während helvetiſche und franzöſiſche Soldaten in dieſer Gegend einquartiert waren. Die übrige Zeit verbrachte er in der väterlichen Wohnung oder in dem Hauſe ſeines Schwagers und empfing da Beſuche von Angeklagten, die ſchon aus der Haft entlaſſen worden waren, ſogar die Munizipalität von Gelterkinden beſuchte ihn heimlich in der Nacht.

Das Verhör der Angeklagten beſchränkte ſich hauptſächlich auf folgende Fragen: Wann trat der Ausſchuß der Aufſtändiſchen zuſammen? Welchen Zweck verfolgte der Ausſchuß? Welche Rolle ſpielte der Angeklagte in demſelben? Welchen Anteil nahm er am Auflaufe vom 4./5. Oktober? Es war wenig aus den Angeklagten herauszubringen, da begreiflicherweiſe ſich jeder ſo unſchuldig als möglich ſtellte, keiner dabei geweſen ſein wollte und jeder die Schuld auf andere ſchob. Von den Ausreden, die Amsler und Strub vorbrachten, welche als Emiſſäre in andere Kantone geſchickt wurden, iſt ſchon die Rede geweſen. Amsler behauptete, er habe ſich nur aus Furcht vor dem Volk in den Ausſchuß wählen laſſen, und Hofmann, er habe gegen ſeinen Willen zwei Tage an den Sitzungen teilgenommen. Er habe ſich aber in nichts gemiſcht, ſei nirgends hingegangen und habe an niemanden geſchrieben. Sebaſtian Man-

gold beteuerte, er ſei nur zweimal im Ausſchuß geweſen und habe ſeine Gemeinde ermahnt, alles wohl zu überlegen, denn der Regierungsſtatthalter Zſchokke meine es gut. Johann Gyßler, Korporal, der, wie Gerſter an Zſchokke berichtete, an der Gemeinde öffentlich geſagt hatte, man erkenne keine Geſetze von der letzthin (am 7. Auguſt 1800) aufgelösten Regierung mehr, dieſes gelte alles nichts ꝛc., verneinte jeden Zuſammenhang mit irgend welcher revolutionären Vereinigung. Der Pintenſchenk Jakob Buſer gab zu, daß in ſeiner Wirtſchaft manchmal wider die Entrichtung der Bodenzinſe geredet worden ſei. Von Zeit zu Zeit habe er ſich am Geſpräch beteiligt, aber nie habe er ſeine Mitbürger aufgehetzt, er habe nur bemerkt, mit einer Petition ſei vielleicht ein Nachlaß von der Regierung zu erhalten. Einer der Angeklagten geſtand, er habe einen einzigen Brief, aber „aus Zerſtreuung und Unbeſonnenheit," an den Agenten Stump von Riehen geſchrieben, um ihn mit der Stimmung des Volkes bekannt zu machen. Hug verſicherte, er habe ſeinen Sitz im Ausſchuß nur 24 Stunden eingenommen und was den Auflauf vom 4./5. Oktober betreffe, an dem er beſonders thätig geweſen ſein ſollte, ſo habe er ſich erſt Sonntag früh, als das Landvolk ſchon in Lieſtal eingerückt war, unbewaffnet dorthin begeben. Beinahe jeder beſtritt ſeine Teilnahme am Sturme vor Lieſtal. Gunzenhauſer wollte während der lärmenden Scenen auf dem alten Markte nur Zuſchauer geweſen ſein. Faſt komiſch wirken die Ausſagen des Hirſchenwirtes Jakob Gaß, dem man vorwarf, er ſei Kommandant oder Generalinſpektor der bewaffneten Macht der Inſurgenten geweſen. Er erklärt, er habe von Zeit zu Zeit etwas von Widerſtand gegen den Bodenzins reden hören. In der Nacht vom 4./5. Oktober ſeien Leute in ſein Haus gekommen und hätten ihn und ſeinen Sohn gezwungen, mit in das Land hinab zu kommen, was er ungern gethan habe, ſowie er es auch von den andern geglaubt. Es hätte ihm noch größeres Unglück widerfahren

können, wenn er nicht mitgekommen wäre. Wie er nach Liestal gekommen, da sei alles vorbei gewesen, und er habe außerhalb des Städtleins Kaffee getrunken. Er sei nicht Kommandant gewesen, nichts von alledem, sonst würde er ja nicht zu Hause im Bette gelegen haben. Man habe ihn bloß genötigt, als Ausschuß von Oltingen einige Zeit in Liestal sich aufzuhalten, und als solcher habe er an verschiedene Gemeinden Briefe geschrieben. Oberst Dolder erwischte auch später einige Briefe der Aufständischen, aus welchen, wie er bemerkt, ersichtlich war, daß Gaß immer als Rädelsführer unterzeichnete.

Bei solchem Verhöre, das sich nachträglich auf eine mehr als doppelt so große Zahl von Personen ausdehnte, sah Zschokke voraus, daß der Prozeß sich bedenklich in die Länge ziehen könnte. Er fragte deshalb am 28. Oktober den helvetischen Minister der Justiz und Polizei an, was für Vorkehrungen sich zur Verkürzung des Prozesses gegen die Urheber der „Vorfälle von Gelterkinden" treffen ließen. Der Minister antwortete, er könne keine Maßnahmen bezeichnen, die gegen den durch die Gesetze vorgezeichneten Weg verstießen, hingegen stehe es beim Kantonsgerichte, die, welche laut Verhör nicht als Haupturheber erschienen, ihrer Gefangenschaft unter Bürgschaft zu entlassen. Es solle mit aller möglichen Beförderung zu Werke gegangen werden, damit auch die dem Staate so beschwerlichen Gefangenschaftskosten könnten erleichtet werden. Da die Gerichtsverhandlungen auch im Laufe des folgenden Monats zu keinem befriedigenden Resultate führten, forderte der Justizminister am 23. November, damit der verwickelte Prozeß vereinfacht und womöglich beschleunigt werde, wiederum zu summarischer Prozedur auf. Vorzüglich sollten die Hauptanstifter ausfindig gemacht werden. Dies hatte das Kantonsgericht selbstverständlich sowieso von Anfang an als seine wichtigste Aufgabe betrachtet, mit einem solchen Rate war also nicht viel geholfen. Ferner sollte, was beinahe unüberwindliche

Schwierigkeiten bot, genau unterschieden werden zwischen solchen, die mehr und solchen, die weniger am Aufstande teilgenommen hätten. Letztere seien auf dem Wege der korrektionellen Polizei zu bestrafen durch Eingrenzung in ihre Gemeinden, Beraubung des Bürgerrechts für kürzere oder längere Zeit, Verbot der Schenken und Wirtshäuser. Schließlich folgte zum zweitenmal der Vorschlag, Mitschuldige gegen Kaution provisorisch aus der Haft zu entlassen. Die Anregung, welche auf eine Vereinfachung des Prozesses hinzielte, konnte sehr verschieden interpretiert werden. Zschokke begab sich in die Sitzung des Kantonsgerichtes, um die Vorschläge des Justizministers mitzuteilen und seine eigene Ansicht darüber zu äußern. Eine summarische Untersuchung hielt er wegen der mehr und minder Unschuldigen für unmöglich. Er interpretierte die Anregung des Justizministers folgendermaßen: Verkürzung der Plaidoyers und der Appellationen, allerdings nicht ohne leise Bedenken, ein solches Verfahren möchte ungesetzlich sein. Zschokke erwarb sich wenig Dank von seiten des Ministers. Er erhielt die Antwort: „Euerer Auslegung, daß unter der summarischen Untersuchung eine Verkürzung der Plaidoyers und Appellationen verstanden werden solle, kann ich nicht beipflichten. Die Regierung kann keinem Beklagten die gesetzlichen Verteidigungsmittel entziehen. Hingegen geht die Absicht des Vollziehungsrates dahin, den Folgen einer zu strengen und ausgedehnten Nachforschung vorzubeugen. Es wäre in diesem Falle unpolitisch, ungerecht und nicht ohne Gefahr, die Mitschuldigen wie die Hauptthäter zu bestrafen. Die gerichtliche Untersuchung muß solange fortgesetzt werden, bis durch hinlängliche Beweise die Urheber aufgefunden sind, alsdann ist gegen die Mitschuldigen eine summarische Untersuchung vorzunehmen." Zschokke und das Kantonsgericht waren damit nicht viel weiter als vorher. Zudem kam noch, daß die Angeklagten begannen, sich bei der kalten Witterung — es war im Monate Dezember — über die gesund-

heitſchädlichen Lokale, in denen man ſie untergebracht hatte, zu beklagen. Zſchokke bat deshalb das Kantonsgericht, alle minder Schuldigen möchten gegen Kaution entlaſſen werden, um ſo mehr, als der langwierige Prozeß durch Krankheit des öffentlichen Klägers noch weiter hinausgeſchoben wurde. Wirklich wurden auch nach und nach die Angeklagten gegen eine Kaution, wie es hieß „ad interim“ entlaſſen. Nachdem man in den Monaten November und Dezember 1800 mehrere auf freien Fuß geſetzt hatte, kehrten die meiſten im Januar 1801 in die Heimat zurück und zwar nicht nur minder Schuldige, ſondern auch Leute, die als Haupturheber galten, wie Jakob Gaß und Joh. Eglin. Die beiden genannten ließ man gegen eine Kaution von 1000 Fr., weniger Verdächtige gegen eine ſolche von 200 Fr. gehen. Mit Recht betonte der Statthalter des Kantonsgerichtspräſidenten, daß ſolche Verfügungen vielleicht ungeſetzlich ſeien, aber als Pflicht gegen leidende Mitmenſchen erſchienen, die ſchon genugſam durch lange Gefangenſchaft und kalte Witterung gelitten hätten und deren Hausweſen während ihrer Abweſenheit der Zerrüttung entgegengehe. Am 20. April 1801 durfte ſogar Friedrich Aenishänsli als achtundzwanzigſter und letzter, allerdings gegen eine Kaution von 2000 Fr., die Gefangenſchaft verlaſſen. Zwar ſchickte ſich im Monat März der wiederhergeſtellte öffentliche Ankläger an, eine Reviſion der Verhandlungen vorzunehmen, aber ſchon hatte Zſchokke einen kurzen Ueberblick über den Prozeß an den Vollziehungsrat gerichtet, in welchem er dieſem nahelegte, Gnade für Recht ergehen zu laſſen. „Die Langwierigkeit des Prozeſſes über die Gelterkinder Unruhen,“ ſo beginnt das Schreiben, „ſchon ſchwebt er ſeit einem halben Jahr vor dem Kantonsgericht Baſel, und noch erblickt man ſein Ende nicht, die wahrſcheinliche Nähe eines allgemeinen Friedens- und Verſöhnungsfeſtes der Schweiz, noch mehr die wahrſcheinliche Nähe einer neuen Organiſation der Republik (wo alles vergeſſen ſein ſollte), veranlaßte mich, dem öffent-

lichen Ankläger beim hiesigen Kantonsgericht eine Uebersicht von der gegenwärtigen Lage des Gelterkinderprozesses abzufordern. Daraus erfolgte, a) daß dieser traurige Prozeß, sowohl wegen der Masse der darin verwickelten Personen und der Verschiedenheit ihrer Vergehungen, als auch wegen der Umständlichkeit der zu beachtenden Formen in der Prozedur und anderer Nebenumstände noch lange fortdauern werde, b) daß, wenn auch die Untersuchung und Verteidigung abgeschlossen sind, dann große Schwierigkeiten über die Bestimmung der Strafen entstehen, die sich vielleicht mit einer Begnadigung auflösen würden, besonders da a) der größte Teil der Hauptverbrecher schon jetzt durch lange und herbe Gefangenschaft gebüßt hat, b) da schon die Bezahlung aller Exekutionskosten und Prozeßkosten eine empfindliche Strafe für die schuldigen Gemeinden ist, c) und die Haupturheber der Unordnungen durch Beraubung des Aktivbürgerrechtes für lange Zeit zu Anstiftung des Bösen gelähmt werden könnten."

Der unglückliche Prozeß fand endlich dadurch seinen Abschluß, daß die helvetischen Behörden auf die Anregung Zschokkes eingingen. Der gesetzgebende Rat erließ am 18. Juli 1801, also ungefähr neun Monate, nachdem der Prozeß begonnen hatte, folgendes Dekret:

Der gesetzgebende Rat

auf die Botschaft des Vollziehungsrates vom 30. Brachmonat letzthin und nach angehörtem Berichte der Kriminalgesetzkommission verordnet:

1. Die im Spätjahr 1800 in den Kantonen Basel und Leman vorgefallenen strafbaren Auftritte sind gegen alle diejenigen Teilnehmer, die sich nicht durch die Flucht ihrem Richter beharrlich entzogen haben, von nun verziehen und vergessen.

2. Kraft dieser Amnestieerklärung sind die wegen gedachter Auftritte gegen die betreffenden Personen angehobenen Prozeduren aufgehoben, es wäre denn, daß unter den Beklagten der eine oder der andere in Verzichtleistung auf die Amnestie die Fortsetzung der

gegen ihn angehobenen Prozedur verlangte, in welchem Falle seinem Begehren durch unterschobene Fortsetzung der Prozedur ein Genügen geschehen soll."

Das Kantonsgericht von Basel drückte sein Erstaunen darüber aus, daß nicht zugleich mit dem Amnestiegesetz Verfügungen darüber getroffen wurden, wie die Unkosten unter die Schuldigen verteilt werden sollten, d. h. es erwartete lediglich eine bedingte Amnestie. Da nichts derartiges erfolgte, war eine solche Verteilung unmöglich, und das Gericht konnte seine Aufgabe als beendigt ansehen.

Die helvetische Regierung wagte es also nicht, auf einer rücksichtslosen Bestrafung der Schuldigen zu beharren, wohl in dem Bewußtsein, daß die obersten Behörden teilweise selbst die Schuld an dem Aufstande trugen durch die Verwirrung, welche sie in Bezug auf die Feudallasten mit einer unüberlegten und voreiligen Gesetzgebung verursacht hatten. Die Veranlassung und der Verlauf des Aufstandes bilden einen unerfreulichen Beitrag zur Geschichte der Helvetik, durch welchen die Unzulänglichkeit der damaligen Regierung in ein grelles Licht gerückt wird. Wohlthuend wirkt bei alledem das versöhnliche Auftreten eines Heinrich Zschokke, dem es nicht etwa bloß als Mangel an Energie ausgelegt werden darf, wenn er immer und immer wieder ein Wort für das schwer bedrückte Landvolk einlegte, obgleich er am 27. September an der Centralmunizipalität in Gelterkinden schwer beleidigt und beim Sturme vom 4./5. Oktober 1800 sogar mit dem Tode bedroht wurde. Es darf ihm nicht vergessen werden, welch' warmes Herz er für den Kanton Basel bewies, als er zu wiederholten Malen um schonendes Vorgehen der Exekutionstruppen bat und durch seine Fürbitte den Angeklagten die Thüren der Gefängnisse öffnete. „Müde der revolutionären Verhältnisse" zog Zschokke sich bald darauf in den Privatstand zurück, um lange Zeit nicht mehr an den politischen Umwandlungen teilzunehmen.

Quellenverzeichnis.

I. Ungedruckte Quellen.

Staatsarchiv Basel:

1. Archiv des Unterstatthalters. Weinmonat 1800.
2. Unterstatthalter an den Regierungsstatthalter 1800.
3. Helvetische Behörden an den Regierungsstatthalter.
4. Oberste Behörden an den Regierungsstatthalter.
5. Kantonsbehörden an den Regierungsstatthalter.
6. Verwaltungskammer, Municipalität, Kantons- und Distriktsgerichte ꝛc. an den Regierungsstatthalter, 1801.
7. Auswärtige Behörden an den Regierungsstatthalter.
8. Oberste Gewalten, September 1800 bis Dezember 1801. Journal.
9. Protokoll der Verwaltungskammer.

II. Gedruckte Quellen.

Strickler, Aktensammlung aus der Zeit der helvetischen Republik, Band VI,
Nr. 57: Verhandlungen über die Aufhebung des Gesetzes vom 10. November 1798.
Nr. 75: Verhandlungen über den Aufruhr in der Landschaft Basel.
Nr. 78: Verhandlungen über den Vollzug des Gesetzes vom 13. Dez. 1799.

Heinrich Zschokke, Eine Selbstschau, I. Teil.

Heinrich Zschokke, Historische Denkwürdigkeiten der helvetischen Staatsumwälzung, Band III.

J. Keller, Beiträge zur politischen Thätigkeit Heinrich Zschokkes in den Revolutionsjahren 1798—1801.

Tillier, Geschichte der helvetischen Republik, Band II.

Streuber, Die Stadt Basel.

Brodbeck, Geschichte der Stadt Liestal.

Schanz, die Steuern der Schweiz, Band I.

Réponse du citoyen Ochs aux rédacteurs du Publiciste du 1 Brumaire 1800.

Der Namenswechsel der Söhne von Peter Ochs.

Mitgeteilt von Ed. His-Heusler und Wilhelm His-Vischer.

In dem sonst gut orientierten Aufsatz von M. Birmann über Peter Ochs (Allgem. Biographie, Bd. XXIV, Leipzig 1887, und wieder abgedruckt in M. Birmanns gesammelten Schriften, Basel 1894, Bd. II, S. 366 ff.) findet sich folgende Stelle:

„Das Landvolk hieng mit Liebe an ihm bis zu seinem Tod. In der Stadt hörten mit der Rückkehr ruhigerer Zeiten die offenen Verfolgungen des einstigen Revolutionärs auf; der Adel seines Wesens wie die Kraft und das Geschick seines Wirkens erwarben ihm wieder die allgemeine Achtung in den weitern Kreisen, besonders ward seine Thätigkeit als Präsident des Erziehungsrats und sein Eifer für eine würdige Herstellung der Universität anerkannt. Auch Laharpe trat seinem einstigen Kollegen näher und besuchte ihn. Noch immer waren die beiden erfüllt und begeistert vom Ideal einer einheitlichen Schweiz. Von dem persönlichen Zusammenstoß war keine Rede mehr, und Laharpe vermittelte den Verkauf der Ochs'schen Sammlungen und Bibliothek nach Petersburg um hohen Preis. Aber ein unversöhnlicher Groll und Haß ward ihm entgegengebracht von den Regierenden des restaurierten Basel, welche nicht nur die alten Zustände herstellten, soweit solches immer möglich war, sondern auch die Erinnerungen an das Jahr 1798 und an

die damalige Begeiſterung auszulöſchen ſich beſtrebten. Hart ward er angefahren und zurückgewieſen, als er (1814) ſeine Stimme erhob gegen den Gewaltakt der Aufſtellung einer Verfaſſung bloß durch den Rat und ohne jegliche Mitwirkung des Volks, als ob in den letzten 18 Jahren kein öffentliches Recht ſich gebildet hätte. Er kannte den Groll und deſſen Grund und riet ſelber ſeinen beiden Söhnen, den gehaßten Namen abzulegen und denjenigen ihres Hamburger Stammvaters anzunehmen."

Die hier gegebene Darſtellung, wonach die Söhne von Ochs aus politiſchen Gründen ihren Namen gewechſelt haben ſollen, iſt auch in ſchweizeriſche Geſchichtswerke übergegangen; ſo lieſt man bei Dändliker (Geſchichte der Schweiz, Bd. III, S. 309): „Als ſpäter die Nachkommen von Ochs wegen der Verhaßtheit dieſes Geſchlechtsnamens ihre Bezeichnung umwandelten, nahmen ſie den Geſchlechtsnamen der Mutter von Peter Ochs, nämlich His an."

An und für ſich wäre bei der damaligen reaktionären Zeitſtrömung ein ſolches Motiv nicht undenkbar geweſen; aber aus den vorhandenen Familienpapieren geht klar hervor, daß die Gründe des Namenswechſels ſehr unpolitiſcher Natur waren: Auf dem Punkt, einen eigenen Hausſtand zu begründen, wünſchte unſer Vater (der jüngere Sohn von Peter Ochs) ſeiner Frau und ſeinem kommenden Geſchlecht einen Namen geben zu können, der zu billigen Anzüglichkeiten weniger Anlaß böte, als der Name Ochs. In den ſeinen Kindern hinterlaſſenen Aufzeichnungen ſagt er nämlich bei Beſprechung ſeiner im Mai 1818 erfolgten Verlobung folgendes:

„Nun führte ich ein Vorhaben aus, deſſen Veranlaſſung das Publikum ohne Zweifel ſpäter meiner Braut zuſchrieb, welches aber einzig von mir ausgegangen iſt. Es betrifft dieſes die Namensänderung. Schon früher fand ich, daß beſonders auf Reiſen oder beim Aufenthalt in einer fremden Stadt der Name Ochs Anlaß zu Anzüglichkeiten gebe, und da ich noch der Einzige war, der

berufen ſchien, denſelben hier fortzupflanzen, indem mein um zehn Jahre älterer Bruder Fritz damals nicht verheiratet war, ſo faßte ich bei Anlaß meiner Verlobung den Entſchluß, meinen Namen gegen denjenigen meines Urgroßvaters His von Hamburg, von welchem keine männliche Nachkommen exiſtierten, zu vertauſchen, wozu auch mein Vater ſeine Einwilligung gab. Es war weder eine leichte noch eine angenehme Aufgabe, die Leute daran zu gewöhnen, mich plötzlich mit einem neuen hier noch nicht bekannten Namen zu benennen, doch focht ich mich unverdroſſen durch, und die Sache wurde dadurch einigermaßen weniger auffallend gemacht, als wenige Jahre vorher eine andere Namensänderung hier vorgekommen war, indem Louis Burckhardt den Namen ſeines Onkels Ehinger angenommen hatte.

Mein Bruder Fritz änderte den Namen erſt ein Jahr ſpäter bei ſeiner Verheiratung mit der Couſine Charlotte Viſcher."

Durch die Gefälligkeit des Herrn Staatsarchivars Dr. Rudolf Wackernagel ſind wir in den Staud geſetzt, auch die Eingabe unſres Vaters an den Rat vom 8. Mai 1818 nebſt der beigefügten väterlichen Zuſtimmung und dem protokollierten Ratsbeſchluß, ſowie die entſprechenden ſeinen Bruder Fritz betreffenden Schriftſtücke mitzuteilen:

1) Wohlweiſer Herr Bürgermeiſter,
Hochgeachte Herren.

Obwaltende Umſtände veranlaßen mich, den Nahmen meines Aeltervaters His väterlicherſeits anzunehmen; ich bin daher ſo frei bei Hochdenſelben um dießfällige Bewilligung einzukommen und bitte zugleich daß dieſe Nahmensveränderung ad protocollum genommen werde.

Indem ich mich zu geneigter Willfahr empfehle, habe die Ehre mit unausgesetzter Hochachtung mich zu nennen.

Wohlweiser Herr Bürgermeister
Hochgeachte Herren
hochderen ergebenster Diener
Eduard Ochs.

Basel den 8. Mai 1818.

Zum oberwähnten Vorhaben meines Sohnes ertheile ich, als Vater, um so lieber meine Einwilligung, als mein Großvater, Peter His von Hamburg, ein allgemein geschätzter Mann war und ich als sein einziger Großsohn auch seinen Nahmen würde geführt haben, wenn ich in Hamburg geblieben und Kaufmann geworden wäre.

Basel den 8. May 1818. Deputat Ochs.

Protokoll des Kleinen Raths vom 9. Mai 1818.

·/. Wird diesem Begehren entsprochen und soll die Erklärung des Petenten ad Protocollum genommen werden. —

2) Wohlweiser Herr Bürgermeister,
Hochgeachte Herren.

Voriges Jahr geruhten Ew. Weisheiten meinem Bruder zu gestatten den Namen seines Aeltervaters His anzunehmen. —

Aehnliche Gründe bewegen mich nun auch zur Annahme jenes Nahmens und ich nehme daher die Freiheit Hochdieselben zu bitten, mir die hiezu erforderliche obrigkeitliche Bewilligung zu ertheilen.

In der Hoffnung geneigter Willfahr habe ich die Ehre mit vollkommener Hochachtung zu verharren

Wohlweiser Herr Bürgermeister
Hochgeachte Herren
Hochdero
treugehorsamer Mitbürger
Friedrich Ochs.

Basel den 6. August 1819.

Ich habe, als Vater, keine Einwendung dawider zu machen. Er bleibt mein Sohn, welchen Namen er auch führe.

Peter Ochs.

Protokoll des Kleinen Raths vom 7. Auguſt 1819.

⁄. Wird dieſem Begehren entſprochen, und ſoll die Erklärung des Herrn Petenten ad Protocollum genommen werden.

Bei dieſem Anlaß ſcheint es uns geboten, einen andern Irrtum, welchen Birmanns biographiſcher Aufſatz über Peter Ochs enthält, richtig zu ſtellen:

S. 2 des Separatabdrucks (Geſammelte Schriften Bd. II, S. 367 und 368) heißt es: „Der Jüngling kam auf einige Jahre nach Frankreich, wo er ſich die Landesſprache als zweite Mutterſprache aneignete, mit geiſtreichen und hochgeſtellten Männern in Verbindung trat und Freundſchaften ſchloß, die ſpäter für ihn und ſein Geſchick von verhängnisvoller Bedeutung werden ſollten..... Dasſelbe wiederholte ſich, als er noch einen längern Aufenthalt in Paris machte und im Hauſe ſeiner nahen Verwandten, der Gräfin d'Eſpagnac, die großſtädtiſchen Geſellſchaftskreiſe kennen lernte."

Den von Ochs vorhandenen Aufzeichnungen gegenüber erweiſen ſich dieſe Angaben thatſächlich als unhaltbar. Der mehrjährige Aufenthalt in Frankreich fällt nicht in ſeine Jünglingsjahre, ſondern in ſein früheſtes Kindesalter. Am 20. Auguſt 1752 in Nantes geboren, wurde er erſt als vierjähriges Kind nach Baſel gebracht, um hier getauft zu werden. Laut noch vorhandenem Taufſchein geſchah dies am 5. Auguſt 1756 durch den damaligen franzöſiſchen Pfarrer Oſterwald, wobei ſeine Großmutter His als Taufpatin zugegen war und das Kind alsdann mit ſich nach Hamburg nahm. Seine Vertrautheit mit der franzöſiſchen Sprache

verdankte Ochs, abgesehen von den erwähnten vier ersten Lebensjahren, wo er in ausschließlich französischer Umgebung aufwuchs, dem Umstand, daß das Französische in buchstäblichem Sinn seine Muttersprache war; denn die His stammten aus Rouen und hielten sich zu Hamburg zu der aus französischen Refugianten bestehenden reformierten Kirche. Seine Knaben- und Jünglingsjahre verbrachte Peter Ochs in Hamburg, bis seine Eltern im November 1769 nach Basel zogen, wo der Vater Albert Ochs zwei Jahre zuvor ein Haus gekauft hatte. Aber nur ein Jahr dauerte dieser vorläufige Aufenthalt in der Vaterstadt. Das Hamburger Geschäft konnte die Oberleitung seines sachkundigsten Teilhabers nicht länger entbehren, und infolgedessen reiste dieser im Oktober 1770 mit seinem Sohn Peter nach Hamburg zurück, wo letzterer seine Handlungslehre antrat.

Drei Jahre fügte er sich dem Wunsche des Vaters. Endlich 1773 gab dieser seine Einwilligung, daß Peter sich den Wissenschaften widme. Albert Ochs hoffte, gestützt auf seine Stellung als Agent des Königs von Dänemark, worin er seinem 1760 verstorbenen Schwiegervater His nachgefolgt war, seinen eminent begabten Sohn am Hof von Kopenhagen zu plazieren. Seine dortigen Freunde, ein Graf Schimmelmann und sein Landsmann und Jugendfreund Reinhard Iselin, welcher königlich dänischer Staatsrat war, hatten ihn sehr dazu ermutigt. Infolge der durch den Sturz und die Hinrichtung von Struensee und Brandt daselbst herbeigeführten gewaltthätigen Ereignisse mußte jedoch das Vorhaben aufgegeben werden, worüber Peter sehr froh war. Er bereitete sich nun in Hamburg durch Unterricht in verschiedenen Fächern zum Studium der Rechtswissenschaft vor, welches er an der Universität seiner Vaterstadt beginnen sollte.

Dem entsprechend reiste er im Sommer 1774 nach Basel und wurde daselbst am 19. August immatrikuliert. Unterwegs

ſcheint er ſich verſchiedene deutſche Städte angeſehen zu haben. So entnehmen wir z. B. dem Brief eines Hamburger Freundes vom 19. Juni aus Göttingen, daß Ochs dieſer Stadt mehrere Tage widmete und daß ihm bei ſeiner Abreiſe die dortigen Hamburger Freunde ſowie auch Studenten aus Bern das Geleite gaben. Aus der Adreſſe des nämlichen Briefes, wie auch eines ſpätern vom 6. Auguſt erſieht man, daß er ſeiner, ſeit 1772 mit dem Baron Friedrich von Dietrich in Straßburg verheirateten Schweſter einen mehrwöchentlichen Beſuch machte, bevor er ſich zu ſeiner Immatrikulation nach Baſel begab. Bei dieſer geliebten Schweſter brachte er gerne ſeine Ferien zu. Dies war z. B. der Fall beim Jahreswechſel 1774 auf 1775. Durch ſeinen Freund v. Türkheim, einen Verwandten ſeines Schwagers v. Dietrich, in die Philanthropiſche Geſellſchaft von Straßburg eingeführt und von derſelben als Mitglied aufgenommen, las er in derſelben einen Aufſatz, deſſen Manuſkript noch vorhanden iſt. Der Titel lautet: Réflexions philosophiques et historiques sur l'inégale estimation des travaux des hommes. (Lues par le F. Ochs à la Cour des Philantropes de Strasbourg le 30 Décembre 1774.)

Schon am 4. Juni 1776 beſtand er in Baſel ſein Doktorexamen und veröffentlichte ſeine Diſſertation „De famæ læsione.“ In der Abſicht, ſeine Studien an der berühmten Univerſität von Leyden fortzuſetzen, langte er am 29. Juli desſelben Jahres in dieſer Stadt an, wo er außer den rechtswiſſenſchaftlichen Fächern auch Kollegien über griechiſche Litteratur, Algebra, Phyſik und Chemie hörte, ſowie auch holländiſche Autoren las. Nach Vollendung ſeiner Studien begab er ſich im Juli 1778 zu ſeinem Vater nach Hamburg. Die Mutter war am 10. Mai 1776 in Baſel geſtorben. — Im Sommer 1779 machte Ochs mit einem Freund aus Amſterdam eine Schweizerreiſe. In Genf angelangt, fand er einen Brief ſeines Vaters vor, mit der Nachricht, daß er für ihn

um die Hand von Jungfrau Salome Vischer angehalten, und diese ihr Jawort gegeben habe. Die Hochzeit fand am 24. November statt.

Der von Birmann angenommene mehrjährige Aufenthalt in Frankreich ist, wie man sieht, nirgends unterzubringen. Hätte ein solcher wirklich in seinen Jünglingsjahren stattgefunden, so darf man überzeugt sein, daß Ochs nicht versäumt haben würde, es in seinen Aufzeichnungen zu erwähnen. Seine erste Pariserreise fällt in das erste Jahr seiner Ehe und wurde durch eine Einladung seiner Großmutter His veranlaßt, welche, längst in Paris niedergelassen, ihn mit seiner Schwester zu sehen wünschte. Dieser Besuch dauerte aber kaum drei Wochen, indem die Geschwister durch die Nachricht von dem am 16. April 1780 erfolgten plötzlichen Tod ihres Vaters nach Basel zurückberufen wurden. Zwei Jahre später, Mitte Juli 1782, wurde Ochs von der Großmutter abermals eingeladen und zwar diesmal mit seiner Frau und seinen zwei Knäblein.

Einen längern Aufenthalt in Paris verursachte der im November 1786 eingetretene Tod dieser Großmutter. Ochs brachte den Winter bei seiner Schwester zu, deren Gemahl Generalsekretär der Schweizerregimenter (Secrétaire général des Suisses et Grisons) geworden und in dieser Eigenschaft dem Oberkommando des Grafen von Artois unterstellt war.

Daß Ochs damals in die vornehmern Gesellschaftskreise kam, sowohl durch die Cousine d'Espagnac, als durch seinen Schwager, Baron von Dietrich, ist wohl anzunehmen, aber er war seinen Jünglingsjahren längst entwachsen.

Hebelhaus und Hebeldenkmal.

Von Albert Geßler.

I. Das Hebelhaus.

Daß unser Johann Peter Hebel-Denkmal vor der Peterskirche eine der freundlichsten Zierden Basels ist, wissen wir Alle, auch wenn es uns nicht von Fremden immer wieder gesagt würde. Es hält alle Proben aus; auch die schwerste. Diese besteht darin, daß diejenigen, die ihr Weg täglich vor dem Petersplatz vorbeiführt, nie am Hebelmonument vorübergehen, ohne ihm einen Blick zu gönnen und dafür einen frischen, lieben Eindruck zu empfangen. Wie bald wird einem etwas Mittelmäßiges gleichgültig; ein echtes Kunstwerk aber bleibt mit seinen äußeren und inneren Eigenschaften immer neu; und ein solches Werk ist Max Leus Hebelherme.

Aber schon bevor wir diese besaßen, hatten wir in Basel ein Hebeldenkmal. Ein bescheidenes allerdings: ein kleines, baufälliges Häuslein gegenüber dem markgräflichen Hof. Niemand hätte es beachtet, wenn nicht eine Erztafel über der Thüre gemeldet hätte, da sei Johann Peter Hebel am 10. Mai 1760 geboren worden. Diesem Häuslein und diesem Ereignis zu Ehren ist auch die „Neue Vorstadt," an der es stand, einmal in „Hebelstraße" umgetauft worden.

Heute steht dieses älteste Hebeldenkmal nicht mehr. In der Pfingstnacht 1888 brannte nämlich das neben dem Hebelhaus

betriebene Fuhrhaltereigeſchäft nieder, und die beſcheidene Hütte im Garten der damals Dr. Th. Kündig-von Speyr'ſchen Liegenſchaft am Petersplatz hatte ziemlich gelitten. Gleichzeitig mit den Brandruinen wurde dann auch das Häuslein niedergelegt, und nur die Erztafel an einem neuen, fabrikartig nüchternem Gebäude erinnert an die Stelle, wo der alemanniſche Dichter das Licht der Welt erblickt hat.

Das kleine Haus an der ehemaligen Neuen Vorſtadt iſt nun aber nicht von jeher als Hebels Geburtshaus bekannt geweſen. Noch im Jahre 1860 wußte man nicht, daß Hebel dort geboren war. In ſeiner „Feſtgabe" zu Hebels hundertſtem Geburtstage ſagt nämlich Friedrich Becker in der Erläuterung zu den beigegebenen „Helgen": [1]) „Gerne hätten wir die Reihe dieſer Helgen mit einer Anſicht von Hebels Geburtshaus in Baſel eröffnet. Allein wo iſt's? — Seit Monaten quälen ſich eine Anzahl Verehrer des Dichters, es ausfindig zu machen, aber vergebens bis jetzt. Die ältere Generation, die darüber hätte Auskunft geben können, iſt weggeſtorben, und auch die Akten der Gerichte und ſonſtigen Behörden haben kein Ergebnis geliefert." — Eine Stelle bei Hebel ſelbſt, in dem erſt in der Ausgabe von 1834 aus dem Nachlaß gedruckten Gedicht „Erinnerung an Baſel," wies auf den Petersplatz oder in deſſen Nähe. Sie heißt:

„Wie ne freie Spatz
uffem Petersplatz
fliegi um, und 's wird mer wohl,
wie im Buebekamiſol
uffem Petersplatz."

Dort alſo hatte man geſucht und — nicht gefunden, ſo daß Karl Rudolf Hagenbach in ſeinem „Feſtgruß eines alten Basler-

[1]) J. P. Hebel. Feſtgabe zu ſeinem hundertſten Geburtstage. Herausgegeben von Friedrich Becker, Baſel 1860 (Schweighauſer), S. 325.

burgers an Hans Peter Hebel auf den 10. Mai 1860“ ſagen konnte:

„Wie no=n=me verlor'ne Schatz,
So ſuche=n=uf em Petersplatz
Die glehrte Here=n=i und us
No diner arme=n=Eltere Hus,
Und niemez het's recht kenne ſage
Trutz unſre=n=ufgiklärte Tage.“ [1])

Wie kam man nun dazu, das Hebelhaus ſchließlich doch zu finden? Der Beantwortung dieſer Frage ſoll eben dieſer Aufſatz gewidmet ſein.

Doch bevor ich ſie unternehme, muß von den Vorbedingungen geſprochen werden, auf die man ſich im Jahre 1860 hat ſtützen müſſen und die auch heute noch ungefähr dieſelben ſind wie damals.

Wir müſſen natürlich zunächſt auf Hebels Eltern zurückgehen.[2]) Hebels Vater ſtammte aus Simmern auf dem Hunsrück und war dort im Januar 1720 geboren. Er war alſo kurpfälziſcher Unterthan. (Das Fürſtentum Simmern kam dann 1801 an Frankreich, 1815 an Preußen.) Der Name Hebel iſt in der dortigen Gegend, auch rheinabwärts bis gegen Speier und Bingen, noch heute verbreitet. Joh. Jakob Hebel war Weber,[3]) verließ aber ſchon in jungen Jahren ſeine Heimat und wurde in Baſel Bedienter eines Majors Iſelin. Als ſolcher begleitete er den in franzöſiſchen Dienſten ſtehenden Offizier nach Flandern, an den Niederrhein und nach

[1]) In Beckers „Feſtgabe“ S. 286.

[2]) Ich folge da im weſentlichen der Darſtellung bei Georg Längin: „Johann Peter Hebel. Ein Lebensbild.“ Karlsruhe (Macklot) 1875.

[3]) Ob er dies immer geweſen iſt, muß dahingeſtellt bleiben. In Birlingers „Alemannia“ Bd. I, S. 290 finde ich die Notiz: „Hebels Vater war, wie ſein Vater, Hufſchmied und wanderte in die Welt hinaus, bis er in Baſel anderm Lebensberufe ergeben, als Vater Johann Peter Hebels genannt wird.“

Korſika. Bis jetzt wurden 1756 und 1757 als bekannte Dienſtjahre Joh. Jakob Hebels bei Major Iſelin angegeben. Es liegt mir aber ein Beweis vor, daß er ſchon zu Anfang 1747 in Iſelins Dienſte geſtanden hat. In Hauſen werden nämlich zwei Büchlein aufbewahrt, die aus J. J. Hebels Beſitz ſtammen.[1]) In dem erſten, einem Geſangbuch,[2]) ſteht von J. J. Hebels Hand: „Dieſes geſangbuch iſt mir von der frauen major Iſelin von baſel verehret worden, und werde mich, ſo offt ich darinnen leſen werde, ihrer frey-gebigkeit erinnern und wird mir zum lebenslänglichen angedencken dienen; geben in baſel im anfang des 1747ten Jahrs," und eine zweite, ſpäter eingetragene Notiz heißt: „Dieſes geſangbuch gehöret mein. Johann Jacob Hebel Baſel d. 4t. may 1749." Das zweite kleine Buch gehört dem Jahre 1758 an; es iſt holländiſch,[3]) wurde aber in Ajaccio gekauft und ſtellt alſo eine Art Dokument zu des alten Hebel Kriegsfahrten in Nord und Süd dar; es trägt den Vermerk: „Joh. Jakob Hebel, gekauft in ajaccio auf der inſel

---

[1]) Ein beiliegender Zettel beſagt, daß der evangeliſche Pfarrer Ziegler in Freiburg am 30. Januar 1860 die beiden Büchlein, die er von der Frau Pfarrerin Güntert in Weil ererbt, ſeiner Vaterſtadt Schopfheim übergebe zu beliebigem Gebrauche beim Geburtstagsfeſte des unvergeßlichen Dichters. Sie liegen im Rathaus zu Hauſen. (Mitteilung von Herrn Pfarrer Werner in Hauſen, der die Freundlichkeit gehabt hat, die Notizen von J. J. Hebels Hand genau für mich zu kopieren.)

[2]) Das Buch iſt ein Sammelband von drei Teilen: a) Die Pſalmen deutſch von Ambr. Lobwaſſer (der Titel fehlt), b) „D. Martin Luthers und Anderer Gottſeliger Leute Geiſtreiche Lieder, Pſalmen und Lob-Geſänge, welche in der Euangeliſchen Kirchen geſungen, auch in allerlei Nöten und Anliegen gebraucht werden. Zu Amſterdam. Gedruckt und Verlegt bei Joachim Noſche, Buchdrucker, wohnende in der Harlemmer Straſſen, in der Hochteutſchen Bibel. Anno 1669." c) Der Heidelberger Katechismus nebſt Kirchen- und Hausgebeten ꝛc. (ohne Titel).

[3]) „Nieuw verbetert Psalmen Gezang-Boek etc. 't Amsterdam by Hendrik Burgers 1726." Ein zweiter Teil enthält Katechismus und Glaubensbekenntnis (die Augsburger Konfeſſion u. ſ. w.)

Corsica vor 10 Soldi macht 12 Xr. d. 20. october 1758." — Johann Jakob Hebel ist also jedenfalls bald nach seiner Ankunft in Basel bei Iselin in Dienst getreten. Ferner lehren uns diese beiden Bücher, daß er ein frommer Mann gewesen ist, und aus einer Beischrift zum Namen Athanasius im ersten der beiden Bändchen „bischoff zu alexandria"[1] geht hervor, daß Hebels Vater nicht ohne Bildung, wenigstens nicht ohne Bildungstrieb gewesen ist. Dies wird auch durch die bekannte Thatsache[2] bewiesen, daß er später eine Sammlung von Dichtersprüchen in deutscher und französischer Sprache und eine tabellarische Uebersicht der damals auch auf dem Lande weitverbreiteten jüdischen Geschichte des Josephus angelegt hat.

Im Iselin'schen Hause diente damals als Magd Ursula Oertler[3] von Hausen im Wiesenthal. Mit dieser verehelichte sich J. J. Hebel nach der Rückkehr aus Korsika 1759. Noch ist sein von Valenciennes aus nach Basel geschickter Bewerbungsbrief vorhanden; bunt eingefaßt, mit roter Tinte in großer, schöner Schrift geschrieben. Er bittet sich darin das Herz seiner geliebten Ursula als Meßkram aus; ein Zug seinen Humors, den er dann dem Sohne als bestes Erbteil hinterlassen hat.

Das junge Paar verließ nun den Iselin'schen Dienst und begab sich nach Hausen, das den Weber Hebel als Schutzbürger aufnahm. Sie hatten beide etwas erspart, und der Beruf des Mannes sorgte für das Uebrige. Er arbeitete übrigens nur im Winter am Webstuhle; im Sommer begaben sie sich nach Basel zu

[1] In J. J. Hebels Handschrift.

[2] Längin a. a. O. S. 9.

[3] In der eben genannten Hebelbiographie, auch in derjenigen von Kirchenrat Sonntag, die dem I. Bande der Hebelausgabe von 1834 (Karlsruhe, Müller) vorgedruckt ist, heißt Hebels Mutter Ursula Oertlin; Behaghel in seiner Ausgabe (Kürschners Nat.-Litt. Bd. 142 I) nennt sie richtiger Oertlerin.

ihrer alten Dienſtherrſchaft, um dort in Haus und Garten beſchäftigt zu werden.[1])

Ein Wort nun über J. J. Hebels Dienſtherrn, den Brigadier Johann Jakob Iſelin. Es ſtehen mir Notizen über ſein Leben aus einem Familienbuche zur Verfügung, welches mir aus engliſchem Privatbeſitz zur Benützung überlaſſen worden iſt.[2])

Joh. Jakob Iſelin war der Sohn des Ratsherrn Joh. Jakob Iſelin, Zunftmeiſters zu Weinleuten (1675—1734) und der Maria Elbs (1682—1751). Er wurde am 7. Februar 1704 geboren. Sein Vater beſtimmte ihn zur Kaufmannſchaft; er wurde deshalb nach Genf gethan und blieb zwei Jahre in einem Handlungshauſe. Aber ſeine Neigung zu dem ihm vom Vater zudiktierten Stande war nicht groß; er zeigte hingegen „mehreren Luſt" zum Kriegshandwerk und trat deshalb in franzöſiſche Dienſte, zunächſt in die Kompagnie Kremer (ſpäter Grand Villars) im Schweizerregiment d'Hemel. Er war damals (1718) 14-jährig. Am 22. Auguſt 1719 wurde er als Kadett in die Kompagnie Fäſch im Regiment d'Affry aufgenommen. Als ſolcher diente er drei Jahre und wurde dann (22. Mai 1722) Fähndrich in der Kompagnie Frey im Regiment Brändly. Im Jahre 1729 wurde er Unterlieutnant, iſt alſo an-

[1]) Ich folgte in dieſem Details der Preuſchen'ſchen Hebelbiographie (in der Ausgabe der „Werke" von 1843); ſie iſt die genaueſte, und Längin fußt überall auf ihr. Leider giebt der Verfaſſer die Fundſtellen der ihm zur Hand geweſenen Dokumente nicht an. — F. A. Stocker, der in ſeinen verdienſtlichen „Basler Stadtbildern" S. 291 ff. über das Hebelhaus berichtet, ſagt irrtümlich, die Hebelleute ſeien im Sommer in Hauſen, im Winter in Baſel geweſen.

[2]) Von Mrs. Caroline Holford, einer der letzten-Iſelins aus der Familie des Brigadiers. Der Mannsſtamm iſt erloſchen. — Biographiſche Notizen über ihn auch bei Leu, „Helvet. Lexikon" Supplement Bd. III S. 298 und bei Lutz, „Nekrolog denkwürdiger Schweizer aus dem 18. Jahrh." S. 250. Die dort gebotenen Notizen werden durch das mir Vorliegende mehrfach modifiziert.

fangs ſehr langſam avanciert. Dann aber ging's raſcher; am 13. September 1731 wurde er Major unter dem gleichen Regiment Brändly (ſeit 1738 dann Fegeli-Seedorf und ſeit 1752 Boccard). Bei dieſem iſt er faſt beſtändig geblieben und hat alle Feldzüge und Belagerungen mitgemacht, zu denen es unter Ludwigs XV. Regierung verwendet worden iſt. Und zwar hat er, da es üblich war, daß das älteſte Regiment einer Brigade den Brigade-Major ſtellte, dieſen Poſten faſt bei allen Feldzügen und Belagerungen bekleidet. Im Jahre 1734 richtete er eine eigene halbe Kompagnie von 100 Mann im Regiment de Courten auf; ſie wurde aber im Jahre 1737 abgedankt, und er erhielt dann — wieder in ſeinem alten Regiment (Seedorff) — die halbe Kompagnie Bourcard, indem er ſich mit dem früheren Hauptmann arrangierte. Am 17. Mai 1754 wurde er Oberſt-Lieutenant. Das Jahr 1760 brachte ihm die höchſte Ehrung: er wurde in den Ritterſtand des von Ludwig XV. gegründeten militäriſchen Verdienſtordens aufgenommen.[1]) Im Jahre 1761 erhielt er die ſchon ſeit einigen Jahren mit ſeiner eigenen halben Kompagnie vereinigte halbe Kompagnie Frey, und am 14. September desſelben Jahres wurde er Oberſt. Im Jahre 1763 wurde das Regiment Boccard umgeſtaltet, und da eine Beſtimmung des neuen Reglements verordnete, daß die Majore keine eigenen Kompagnien mehr haben konnten, ſo wurde ſeine Kompagnie ſeinem Sohne übertragen, der ſie dann während drei Jahren kommandierte. Am 4. November wurde er zum Grade eines „Brigadier des armées du roy“ erhoben und bat gleichzeitig um ſeinen Abſchied. Er empfing ihn mit einer Penſion von 3000 livres tournois[2]), die er bis zu

[1]) Die Akten hierüber, u. a. das königliche Ernennungsſchreiben vom 8. Oktober 1760, liegen mir vor.

[2]) Bei Leu und Lutz a. a. O., auch in einer handſchriftlichen Notiz von F. Becker (Hebel-Collectaneen von Prof. Fritz Burckhardt) finde ich die Summe von 5000 livres angegeben; hingegen dürfte der Sohn, der die mir vorliegenden Notizen verfaßt hat, hierüber genauer unterrichtet geweſen ſein.

seinem Tode bezog. Während seiner Dienstjahre hat J. J. Iselin folgende Feldzüge und Einzel-Affären mitgemacht: 1734 die Einnahme des Forts Philippsburg (Baden); sodann war er 1745 bei den Belagerungen von Oudenarde, Ostende und Nieuwport, 1746 machte er die Belagerung der Citadelle von Antwerpen und am 11. Oktober die Schlacht von Raucourt mit, in welcher die Franzosen unter dem Marschall von Sachsen die von Karl von Lothringen geführten Oesterreicher besiegten. 1748 war er bei der Belagerung von Maastricht. Von 1756—1759 befand er sich mit seinem Regimente in Korsika.[1]) Dann focht er 1760—1762 in Deutschland und hat sich da bei der Affäre von Bredlar (1761) besonders ausgezeichnet.

Soweit seine militärische Laufbahn; einige Notizen noch über sein Leben als Bürger. Am 7. Februar 1733 verheiratete er sich mit Susanna Ryhiner, der 1702 geborenen Tochter des Großrats Heinrich Ryhiner und der Ursula Socin (Tochter des Bürgermeisters). Er hatte zwei Kinder, eine Tochter Maria (geb. 1734), welche später (1750) die Gattin des nachmaligen Bürgermeisters Joh. Ryhiner wurde, und einen Sohn Joh. Jakob (geb. 1742), der 1756, also ebenfalls 14-jährig wie der Vater, in französische Dienste trat, 1760 Hauptmann und 1785 Ritter des Militär-Verdienstordens wurde, 1792 bei der Auflösung der Schweizerregimenter den Dienst quittierte und in Basel auslebte (Großrat 1781, gestorben 1831).[2]) Zu den Jahren 1746—1748 ist aus der handschriftlichen Autobiographie dieses Sohnes bekannt, daß seine Mutter, Frau Susanna, während dieser Zeit mit den Kindern beim Vater in Frankreich war und daß die Familie verschiedene Male mit dem Regiment

---

[1]) S. oben (S. 214) J. J. Hebels Notiz zum Jahre 1758.

[2]) Auch dessen Sohn Joh. Jakob nahm französische Dienste (geb. 1768, Kadett 1778, Unterlieutenant 1781, Lieutenant 1796, verließ ebenfalls 1792 den Dienst, wurde dann Kaufmann, ging nach Nantes, später nach England. Frau Holford ist seine Großtochter.

Seedorff die Garniſon gewechſelt hat. In der Vaterſtadt, die der Brigadier auch nach dieſer Zeit in den Frei-Semeſtern regelmäßig aufſuchte, kam er im Jahre 1748 als Sechſer zu Gartnern in den Großen Rat. Ganz in Baſel lebte er ſeit ſeinem Abſchied; noch ordentlich geſund, trotzdem ſeine militäriſche Laufbahn eine recht ſtrapaziöſe geweſen war. Am 22. Juni 1772 ſtarb er am Schlagfluß. „Man ſagt zu ſeinem ferneren Ruhme," berichtet Lutz,[1]) daß er mit den Eigenſchaften eines guten und geübten Militärs zugleich die Tugenden und Eigenſchaften eines liebenswürdigen Privatmanns verbunden hat." Seine Gattin iſt ihm am 6. September 1787 im Tode nachgefolgt. Beide wurden zu St. Peter im kleinen Kreuzgang beerdigt. Das Grab wurde im Jahre 1837, bei Abbruch des Kreuzganges zu St. Peter, auf den Spalengottesacker verlegt und iſt dort bis 1859 geblieben.[2]) Das Epitaph des Brigadiers, das damals dort wird entfernt worden ſein, hat ſich vor kurzer Zeit im jetzt abgebrochenen Hauſe „zur alten Treu" Hebelſtraße 26 gefunden. Es hängt jetzt im hiſtoriſchen Muſeum und lautet in deutſcher Ueberſetzung: „Dem im Kriegsweſen erfahrenen Johannes Jacob Iſelin, unter dem franzöſiſchen König Ludwig XV. Brigadier, Ritter des militäriſchen Verdienſtordens, dem unabhängigen Großrate, geboren am 5. Februar 1704, geſtorben am 22. Juni 1772, ſetzen aus treuer Verehrung und Liebe die trauernde Gattin nebſt ihren Kindern dies Denkmal."

Als J. J. Hebel ſich verheiratete, war alſo nach den obigen Notizen der Major Iſelin noch immer in fremden Dienſten, und es muß alſo in erſter Linie die Frau Suſanna Iſelin geweſen ſein, welche die ehemaligen Dienſtboten bei ſich aufnahm und ihnen jene Liebe bewies, deren Hebel ſpäter noch lange gedachte.[3])

---

[1]) A. a. O. S. 250.

[2]) Laut Grabſtättenverzeichnis auf dem Civilſtandsamt.

[3]) S. Längin S. 10.

Wo haben nun Iſelin und ſeine Frau die Hebelleute aufgenommen und untergebracht?

In ihrem Hauſe natürlich, wäre die nächſte beſte Antwort.

Auch im Jahre 1860 ſtellte man die Frage ſo, und noch F. A. Stocker[1]) hielt den Satz: „Wo wohnte der Major?“ für denjenigen, deſſen Beantwortung auch die Frage nach der Geburtsſtätte Hebels einzig ganz beantworten könne. Sie muß aber ſo geſtellt werden: Hätte im Mai 1760 der Major Iſelin in ſeiner Wohnung Platz gehabt für einen Mann und eine dem Wochenbette nahe Frau?

Soviel ich nun ſehe, beſaß der Brigadier ſehr wahrſcheinlich in der Stadt kein eigenes Haus, ſondern wohnte zur Miete. Es ergeben nämlich die Judicialien auf dem Archive des Civilgerichts keine Spur, daß J. J. Iſelin-Ryhiner oder ſeine Witwe ein Haus gekauft oder ererbt haben. Ihr Sohn, der Hauptmann, hat 1767 ein Haus am Petersberg erworben,[2]) vielleicht ein Beweis mehr, daß ſeine Eltern kein eigenes beſaßen. Wo ſie gewohnt haben, iſt nicht ausfindig zu machen. Kaum im ſchon genannten Hauſe „zur alten Treu“ (Hebelſtraße 26). Dieſes war von 1726—1771 im Beſitze von J. J. Otteney; und daß des Brigadiers Epitaph nach 1859 dorthin gelangt iſt, giebt mir kein Recht anzunehmen, daß er auch dort gewohnt haben müſſe. Das Haus gehörte damals Herrn Stadtrat Elias Kern-de Crouſaz, der mit den Iſelins verwandt war und das Epitaph nach Aufhebung der Grabſtätte auf dem Spalengottesacker[3]) nach ſeiner Wohnung gerettet haben

[1]) F. A. Stocker, „Basler Stadtbilder“ S. 295.

[2]) Judicialien I. 27. p. 134.

[3]) 1859, 20. September wird (laut Grabſtätten-Regiſter auf dem Civilſtandsamt) die Grabſtätte Nr. 83 Spalen, durch Herrn Notar N. Bernoulli als Bevollmächtigten von Frau Tiſchhauſer-Iſelin in Ennetbühl (St. Gallen), einziger Erbin des Herrn Brigadier James Iſelin ſel. käuflich abgetreten für Fr. 150 an Herrn Stadtrat Leonhard Bernoulli-Bär.

wird. Es liegt übrigens nicht so viel daran zu wissen, wo der Brigadier in der Stadt gewohnt hat.

Etwas anderes aber ist sehr wichtig, und darüber geben die Dokumente aus England, von denen ich oben (S. 215) gesprochen habe, allen nur wünschbaren Aufschluß: Der Brigadier besaß vor dem St. Johannthor ein Gut mit einem Landhaus, genannt „Brunnenbeysang;" im Jahre 1773 hat es sein Sohn von ihm geerbt. Es war, wie eine bei den genannten Dokumenten liegende Sepia-Zeichnung aus dem Jahre 1797 zeigt, ziemlich klein und diente, wie aus verschiedenen Notizen hervorgeht, der Familie zum Sommer-Aufenthalt.[1]) Um dieses Gütleins willen, wo es nur im Sommer Arbeit gab, haben natürlich die Ehegatten Iselin die Hebelleute nach Basel kommen lassen. Daß sie aber eine Familie, die sich eben um ein erstes Kind vermehren wollte, nicht dort draußen unterbringen konnten, ist ohne weiteres klar, und man hat die beiden Leute darum in der Stadt, im leerstehenden, auf die neue Vorstadt gehenden Gartenhäuschen des Fäschischen Fideikommißhauses, Petersplatz 14, einlogiert; ob auf Iselin'sche, ob auf des Sommermieters eigene Kosten, ist nicht erfindlich, ist auch völlig gleichgültig. Genug, daß jetzt klar liegt, warum Iselins die beiden ehemaligen Dienstboten im Sommer haben kommen lassen, und daß es nicht nötig ist, den Major Iselin-Ryhiner in einem großen Hause der Stadt zu suchen. Er, beziehungsweise seine Frau, haben im Sommer gar nicht in der Stadt gewohnt, haben aber in ihrem Brunnenbeysang die beiden Leute Hebel als Haus- und Gartenarbeiter sehr gut gebrauchen können.

Das Fäschische Gartenhaus nun, in welchem Hebel geboren wurde, war, wie Stocker[2]) berichtet, vom Bürgermeister

[1]) Laut Adreßbuch von 1811 und 1823 im „unteren Bahn" an der Straße nach St. Louis Nr. 19 (1862 Nr. 7.)

[2]) A. a. O. S. 293.

Hans Rudolf Fäſch (geb. 1572, Bürgermeiſter 1636, † 1659), dem reichſten Basler ſeiner Zeit, neu aufgebaut und zu einer Wohnung hergerichtet worden; ums Jahr 1760, als Andreas Fäſch das Fäſchiſche Muſeum verwaltete, dürfte es bereits ungefähr in demjenigen Zuſtand geweſen ſein, in welchem viele von uns es noch geſehen haben. Es war ein altes Häuschen von fünf Kreuzſtöcken Breite, früher mit Nr. 250, jetzt mit Nr. 3 (Hebelſtraße) bezeichnet. Gegen dieſe Straße hatte es eine Thür und ein Thor; hinten war es durch einen großen Garten vom Hauptgebäude getrennt und lag etwa ſechs Meter tiefer als der Petersplatz. Es beſtand[1]) „offenbar aus zwei Teilen, einem hohen, ſelbſtändigen Bau mit Eintrittsthüre und einem breiten langgeſtreckten Bau mit einer Vorhalle, die rechts zu einem ſchmalen Gemache führt, links zur Stallung. Was den Bau beſonders auszeichnet, ſind die hölzernen geſchnitzten Köpfe, die urſprünglich beſtimmt waren, Büſten oder ſonſtige Bilder zu tragen, und die laubenartige Malerei unter denſelben an der Wand. Das Haus war vermöge ſeiner Bauart (Riegel) zum Gartenhaus beſtimmt. Der Eingang hinten befand ſich im Hauſe rechts; dann kam ein großer Vorraum; eine hölzerne Stiege führte von dort in den erſten Stock, der aus vier Gemächern beſtand, zwei Küchen enthielt. Im erſten hingen Fetzen alter Tapeten von den Wänden herab, ein grüner Kachelofen war das Einzige, was man im Zimmer fand; im zweiten war eine Küche notdürftig angebracht, im dritten wieder eine Küche, und das vierte Gemach diente einſt als Heuboden. Runde zerbrochene Scheiben deuteten an, daß man es mit einem Objekt aus dem vorigen Jahrhundert zu thun habe."

„Und hier ſoll Hebel geboren ſein und gelebt haben? Es iſt kaum denkbar," ſagt Stocker zum Schluß.

---

[1]) Stocker S. 291.

Warum nicht? frage ich dem entgegen. War dieſe Wohnung, die wohl ſchon längere Zeit geringeren Leuten — die zwei Küchen deuten darauf hin — als Logis gedient hatte, viel beſſer als das Hüttchen in Hauſen, in dem J. J. Hebel und ſeine Frau im Winter lebten? Oder hat der im Sommer zur Taglöhnerarbeit nach Baſel kommende arme Weber etwas beſſeres beanſprucht? Sicherlich nicht. Und daß Hebel ſelbſtändig hier gelebt habe, iſt nie behauptet worden. Seine Eltern aber haben dort gewohnt, und er iſt von dort zur Taufe nach St. Peter gebracht worden. Dieſe fand drei Tage nach der Geburt, am 13. Mai, ſtatt und es ſtanden (in Abweſenheit) ſeine beiden Großväter Johann Peter Hebel von Simmern (der dem Kinde den Namen gab) und Georg Oertler von Hauſen zu Gevatter, d. h. die beiden wurden vor dem Altar vertreten durch zwei ſchlichte Handwerksmeiſter, den Schneider Niclaus Riedmann und den Schuhmacher Friedrich Lüdin. Hebels Patin war Jungfer Anna Steinbrunn von Weitenau. [1]) Ob J. J. Hebel und ſeine Frau gerade im nächſten Jahre (1761) wieder in dem kleinen Haus an der Neuen Vorſtadt gewohnt haben, iſt nicht gewiß. Es kam damals (wieder in Baſel) ein zweites Kind, Suſanna, zur Welt, und aus der Thatſache, daß dieſes Mädchen zu St. Theodor [2]) getauft worden iſt, läßt ſich eher ſchließen, daß die Eltern Hebels einmal vorübergehend in Kleinbaſel gewohnt haben. Dieſes Mädchen hat ſeinen Namen von Frau Suſanna Iſelin-Ryhiner empfangen, die es zuſammen mit einer Jungfer Eliſabeth Huber von Müllheim und einem Meiſter Peter Geigy, Seidenfärber, aus der Taufe gehoben hat. Am 22. Oktober 1761 ſchon iſt dieſes Kind in Hauſen geſtorben. [3]) Der Vater war ihm ſchon im Juli 1761 vorangegangen. Er hat alſo ſeinen Peter nur als ganz kleines Kind geſehen. Welche

[1]) Taufregiſter St. Peter (Staatsarchiv).

[2]) Taufregiſter St. Theodor (Staatsarchiv): 23. Juni 1761.

[3]) Mitteilung von Herrn Pfarrer Werner (Hauſen).

Freude er an dem Söhnlein gehabt hat, geht daraus hervor, daß er in seinem Notizbuche bemerkte, wie sein Junge mit 22 Wochen den ersten Zahn bekommen habe und mit 28 Wochen allein gesessen, mit dreiviertel Jahren allein gestanden sei und wie er in der Meß 1760 schon habe pfeifen können auf einer hölzernen Pfeifen.[1]) Hebel war also eine Waise. Wie kümmerlich sich seine Mutter durchschlagen mußte, weiß man aus den Hebelbiographien.[2]) Immerhin war nur im Winter das Los der beiden ein schweres. Im Sommer zog die Mutter nach Basel ins Iselin'sche Haus, und da gab es bessere Tage. Hebel hat auch später, wenn ihn sein Weg nach Basel führte, nie versäumt, Iselins Witwe zu besuchen.[3]) Als der junge Hebel dann bei K. F. Obermüller in Schopfheim lateinisch zu lernen anfing, schickte ihn die Mutter auch in Basel zu lateinischen Schule, allerdings nur einen einzigen Sommer lang. Die Kollokationstabellen des Gymnasiums nennen ihn bei der Herbstpromotion 1772 als Schüler der dritten Klasse bei Herrn Cand. Eucharius Müller. Er war im Rang der 12. von 25 Schülern.[4]) Im Jahre 1773 starb Hebels Mutter. Sie war in Basel schwer krank geworden und wünschte noch, nach der Heimat gebracht zu werden. Ein Bürger von Hausen holte sie ab. Hebel ging mit. Unterwegs, zwischen Brombach und Steinen, starb sie, den 26. Oktober 1773, 43-jährig; sie wurde in Hausen beerdigt.[5]) Hebel kam dann nach Schopfheim, und seine ersten Beziehungen zu Basel waren abgebrochen.

Kehren wir nun wieder zum Hebelhaus zurück.

---

[1]) Preuschen, a. a. O. S. V.

[2]) Preuschen, a. a. O. S. V ff; Längin, a. a. O. S. 9 f.

[3]) Längin S. 12.

[4]) Staatsarchiv. Erziehungs-Akten Nr. 5: „Petrus Hebel; Parentes: Peregrin. obiit (der Vater ein Ausländer, gestorben) aet. 12½. Die Schüler dieser Klasse waren zwischen 9½ und 15 Jahren.

[5]) Längin S. 14 f.

Woher wiſſen wir denn, daß Hebels Eltern, da ſie nun einmal gewiß nicht im Iſelin'ſchen Hauſe gewohnt haben, zur Zeit ſeiner Geburt in der Neuen Vorſtadt im Hinter- oder Gartenhaus des Fäſchiſchen Fideicommißhauſes logiert geweſen ſind?

Antwort: Dieſes Häuschen wird durch die Tradition unzweifelhaft als Hebels Geburtshaus bezeichnet.

Dieſe Tradition iſt nun aber erſt einen Tag vor dem Feſte von 1860 den Hebelfreunden bekannt geworden. Im Lehrerzimmer des Gymnaſiums nämlich wurde, angeregt durch Prof. Fritz Burckhardt, den jetzigen Vorſteher der Hebelkommiſſion, die Diskuſſion oft auf Hebel und deſſen Geburtshaus hingelenkt. Da brachten faſt gleichzeitig zwei Lehrer der genannten Schule, der bekannte Basler Hiſtoriker Konrektor Dr. D. Alb. Fechter und Pfarrer Heinrich Meyer-Kraus, die Kunde, daß man in der Kraus'ſchen Familie genau, nämlich von Hebel ſelbſt wiſſe, wo er geboren ſei. Noch heute lebt ein Mitglied dieſer Kraus'ſchen Familie, Frau Meyer-Kraus, die Witwe des bekannten Heraldikers Benedikt Meyer, des Herausgebers des „Basler Wappenbuchs," und von Frau Meyer aus habe ich die ungeſchwächte Familientradition in Bezug auf Hebel mir mitteilen laſſen.

Der Großvater der Frau Meyer-Kraus, Pfarrer Daniel Kraus-Brothag, war als cand. theol. Lehrer am Gymnaſium und wohnte in beſcheidenen Verhältniſſen am Petersplatzgäßlein; dann wurde er Helfer zu St. Leonhard und iſt als ſolcher im Jahre 1814 geſtorben; Frau Kraus-Brothag iſt ihm erſt im Jahre 1843 ins Grab nachgefolgt. Der Sohn dieſer beiden war Pfarrer Daniel Kraus-Bachofen (geboren 1786; geſtorben 1846), und deſſen Tochter iſt die noch lebende Frau Meyer-Kraus. Sie hat nun in ihrer Jugend oft von der Großmutter erzählen hören, daß die Familie mit den Eltern Hebels im Verkehr geſtanden habe, und Pfarrer Daniel Kraus-Bachofen, der Sohn der eben genannten Frau Kraus-Brothag,

Hel. Meisenbach Riffarth & Co Berlin

MAX LEU.

hat deshalb wieder den Dichter genau gekannt, obschon er 26 Jahre jünger war als dieser. Derselbe (jüngere) Pfarrer Kraus hat auch sehr oft seinen Kindern erzählt, daß er als kleiner Knabe dem Dichter Hebel, wenn dieser von Lörrach nach Basel gekommen sei, den Stock habe tragen dürfen. Später ist er dann selbst mit Hebel befreundet geworden und hat vom Dichter selbst oftmals das Häuslein in der „Neuen Vorstadt," das wir als Hebelhaus bezeichnet haben, als sein Geburtshaus nennen hören. Pfarrer Kraus-Bachofen hat auch nie versäumt, seinen Kindern, so oft er mit ihnen durch die neue Vorstadt ging, mit deutlichem Hinweis auf jenes unansehnliche Gartenhäuschen zu sagen: „Seht, Kinder, hier ist der Dichter Hebel geboren; er hat es mir manchmal selbst gesagt."

Diese Worte des Vaters hat Frau Meyer noch genau im Gedächtnis, und wir denken, diese lückenlose, gute Tradition werde jeden überzeugen, daß im Jahre 1860 das wirkliche Geburtshaus Hebels als solches bezeichnet worden sei. Als man übrigens damals in der Kraus'schen Familie hörte, daß man über das Geburtshaus des Dichters Nachforschungen anstelle, und daß die Gelehrten sich die Köpfe zerbrächen, um dieses Haus herauszufinden, da wurde man dort ernstlich böse, weil man ja so genau wie nur möglich, aus deutlichster, ununterbrochener Tradition wußte, wo Hebel geboren war.

Es hat nun ferner auch Hebel selbst in einem Briefe an Gustave Fecht über sein Geburtshaus eine Notiz gegeben. Er schreibt ihr am 16. Januar 1825:[1]) „Sie haben mir auf einen Gedanken verholfen. In noch fünf Jahren bin ich 70. Alsdann bitte ich um meinen Ruhegehalt und komme heim. Ich bin bekanntlich in Basel daheim vor dem Sandehanseмer Schwiebogen

[1]) F. Becker „J. P. Hebel. Festgabe zu seinem hundertsten Geburtstage" S. 80.

das zweite Haus. Selbiges Häuslein kaufe ich alsdann um ein paar Gulden — aber ich bin kein Burger! — also miethe ich es, und gehe alle Morgen, wie es alten Leuten geziemt, in die Kirchen, in die Betstunden und schreibe fromme Büchlein, Traktätlein, und Nachmittag nach Weil" ꝛc.

Die für uns bedeutsamen Worte sind: „vor dem Sandehansemer Schwiebogen das zweite Haus." Das könnte nun am Totentanz sein; es kann aber auch sehr gut in der „Neuen Vorstadt" sein. Die Briefstelle ist ungenau: sie setzt einfach die Straße als bekannt voraus, und seine Freundin Gustave Fecht, die ihm ja auf den Gedanken verholfen hatte, in Basel auszuleben, dürfte wohl aus Hebels Munde selbst die Straße gekannt haben, so daß es ihm unnötig schien, extra auf die „Neue Vorstadt" hinzuweisen. Diese Straße liegt nun übrigens für den, der den Blumenrain hinauf kommt, thatsächlich „vor dem Sandehansemer Schwiebogen" und das Hebelhaus war dort thatsächlich „das zweite Haus." Direkt „vor dem Sandehansemer Schwiebogen" gab es im Jahre 1760 nur rechts Häuser, und daß eines von diesen, etwa Totentanz Nr. 1 oder 2 Hebels Geburtshaus gewesen sei, dafür giebt es nirgends eine Spur von Beweis oder Tradition. Daß hingegen das seit dem Jahre 1860 als Hebelhaus bezeichnete Gebäude Hebelstraße Nr. 3 „das zweite Haus vor dem Sandehansemer Schwiebogen" gewesen ist, so gut als eines auf dem Totentanz, läßt sich an Hand der Stadtpläne von Merian (1615) und von Mähly (1845) topographisch nachweisen. Zur Zeit von Hebels Geburt bestand noch der eigentliche Petersgraben links vom Schwiebogen anfangend; an der Peterskirche überschritt man ihn auf einem Brücklein; Häuser, wenigstens Fronten von solchen, gab es also auf der linken Seite (vom Totentanz an gerechnet) nicht, und rechts bis zur „Neuen Vorstadt" (jetzt Hebelstraße) standen nur einige Nebengebäulichkeiten des Predigerklosters (spätern Zuchthauses); Felix Platter bezeichnet in seiner sehr genauen

Stadtbeschreibung von 1609 diese Strecke nur als „Stroß am Graben, goth hinauf bis zur Nüwen vorstat, an der prediger und Eptinger Muren.“[1]) Am heutigen Petersgraben konnte also das Haus nicht stehen, da gab es überhaupt kein Wohnhaus. „Das zweite Haus vor dem Sandehansemer Schwiebogen“ muß also das zweite Haus in der „Neuen Vorstadt“ sein, dasselbe das Platter[2]) als „ein klein Hüslin ans Waßerhausgarten, stoßt an D. Felix hus“ (den „Samson“) bezeichnet und das dann von Bürgermeister Fäsch zum Gartenhaus umgebaut worden ist. Natürlich könnte noch die Frage entstehen, ob nicht das zweite Haus rechts in der Hebelstraße (vom Graben aus) gemeint sein dürfte; aber Platter weiß hier nichts von einem kleinen Gebäude, und es muß also jenes „kleine Hüslin“ links unzweifelhaft Hebels Geburtshaus sein. Noch dürfte sich — wenigstens für einen mit der ältern Topographie von Basel Unbekannten — die Frage erheben, ob die Stelle bei Hebel nicht ein Haus in der Lottergasse (jetzt Spitalstraße) bezeichnen könnte. Diese ging aber im Jahre 1760 gar nicht auf den Petersgraben, sondern bog hinter dem Totentanz rechtwinklig ab und mündete in die St. Johannvorstadt.

Wir glauben darum zur Genüge dargethan zu haben, daß Hebels eigene oben zitierte Bemerkung recht gut auf Hebelstraße Nr. 3 sich beziehen kann.

Die Briefstelle und die Kraus'sche Ueberlieferung, die wir nun in allen Details klar gelegt haben, stimmen also überein.

Dieser Kraus'schen Nachricht wurde denn auch im Jahre 1860 sofort Glauben geschenkt; leider war sie — wie schon gesagt — erst kurz vor dem Jubiläum bekannt geworden, so daß man auf das Fest hin von der Anbringung einer Gedenktafel absehen mußte.

---

[1]) „Eine Wanderung durch Basel im Anfang des 17. Jahrhunderts.“ Basler Jahrbuch 1897 S. 56.

[2]) A. a. O. S. 57.

Das wurde dann aufs Jahr 1861 nachgeholt. Oberſt Auguſt Burckhardt-Iſelin nahm die Sache an die Hand. Es liegt mir ein Schreiben vom 6. April 1861 vor,[1]) in welchem er dem jetzigen Rektor des Gymnaſiums, Herrn Prof. Fritz Burckhardt mitteilt: „Puncto Gedenktafel zur Bezeichnung des Geburtshauſes von J. P. Hebel ſind die Vorbereitungen nun ſo weit gediehen, daß zur Ausführung geſchritten werden kann, ſobald eine Anzahl Leute ſich für die Sache intereſſieren, reſp. für Aufbringung der Koſten ſorgen wollen.“ Es wurde dann, nach den Vorſchlägen der Herren Prof. Jakob Burckhardt und Friedrich Becker, bei Glockengießer Schnegg eine Bronzetafel beſtellt, „auf beiden Seiten in der Mitte Lappen, welche zur Befeſtigung der Tafel auf die Mauer zu dienen ſcheinen, die Ecken mit Laubwerk (Epheu und Reblaub) geſchmückt, die Inſchrift

J. P. HEBEL
HIER GEBOREN
X. MAI MDCCLX

in altrömiſcher Schrift, die Buchſtaben des Namens 2½ Zoll hoch; das Ganze wird eine Breite von 3 Fuß und eine Höhe von 2 Fuß erhalten, ungefähr 100 Pfund wiegen und 300 Franken koſten. . . . . Die Wünſchbarkeit, das Geburtshaus Hebels für alle Zeiten zu bezeichnen, wird zur Motivierung wohl nicht vieler Worte bedürfen.“

Am 10. Mai 1861, am frühen Morgen um ½8 Uhr verſammelten ſich vor dem Geburtshauſe Hebels, an welchem die Gedächtnistafel eingelaſſen worden war, etwa 60 Männer; aus der bekränzten

[1]) Aus Herrn Prof. Fritz Burckhardts Hebel-Collectaneen.

Thür trat Prof. Karl Rudolf Hagenbach, der ſchon im Jahre 1860 Hebel poetiſch begrüßt hatte und hielt eine Anſprache. Sie liegt mir im Konzept vor,[1]) und ich gebe ſie hier wieder in der Meinung, daß ſie auch heute noch den Hebelfreunden mehreres zu ſagen habe. Sie heißt wörtlich:

„Es iſt heute ein Jahr, daß wir das Andenken an die Geburt Hebels in unſerer Vaterſtadt (den 10. Mai 1760) in einfacher und beſcheidener Weiſe gefeiert haben. Damals waren viele noch im Unklaren darüber, wo denn eigentlich und in welchem Hauſe der Dichter geboren ſei, wo ſeine Wiege geſtanden, wo er den erſten Traum der Kindheit geträumt habe. Es wurde hin und her geraten, hin und her geſucht auf dem Petersplatz, wohin die Notizen über ihn gewieſen hatten. Da wurde es auf einmal, aber erſt einen Tag nach der Feier, aus einer guten und bewährten Tradition verſichert, das Haus, vor dem wir jetzt ſtehen, ſei Hebels Geburtshaus. Und ſo iſt denn auch alſobald der Gedanke entſtanden, dieſes Haus vor fernerer Vergeſſenheit zu bewahren durch Einſetzen einer einfachen Denktafel, wozu die edle Beſitzerin des Hauſes, die Freundin und Gönnerin der Kunſt, ihre Einwilligung gegeben hat. Heute nun, in früher Morgenſtunde, ſoll dieſes beſcheidene Denkmal in die Oeffentlichkeit treten. Das Haus iſt allerdings kein ſchönes Haus; aber es erinnert uns in ſeiner jetzigen Geſtalt nur um ſo lebhafter an die engen und dürftigen Verhältniſſe, unter denen der Knabe Hebel bei uns aufgewachſen; es erinnert uns an jenes Wort des Dichters: „Ich bin von armen, aber frommen Eltern geboren.... ich habe gelernt arm ſein und reich ſein"; es erinnert uns auch in ſeiner Altertümlichkeit an die Zeit, der Hebel angehörte und auf die er gedichtet hat. Nun wir jetzt immer mehr die Erinnerungen an die alte Zeit um uns her ſchwinden ſehen, wenn die Mauern

[1]) Ebenfalls aus Prof. F. Burckhardts Hebel-Sammlung.

und die Wälle und die Türme fallen, die Straßen ſich erweitern, die Berge ſich ebnen; wenn alles um uns her das Anſehen einer neuen, ja einer fremden Stadt gewinnt, ſo muß es uns wohl auch wieder freuen, mitten in das neue Baſel hinein ein ſolches Denkmal zu ſetzen, das uns um ein Jahrhundert zurückführt, in das Jahrhundert, das nicht nur einen Hebel, das ſo manche andere große, erleuchtete Männer, Dichter und Weiſe uns geſchenkt hat, an deren Werken wir uns jetzt noch erfriſchen. Wenn ſo manche alte und auch neue Häuſer den Forderungen der Zeit unerbittlich weichen, des allgemeinen Verkehrs wegen expropriiert werden, ſo mag es unſerm Gefühl wohl thun, nun auch einmal den alten Bewohner eines alten Hauſes, wenigſtens, wenn er auch nicht unter uns weilt, durch dieſe Gedächtnistafel, zu impropriieren, ihn wieder in ſeine alte Wohnung einzuſetzen und ihm eine Ehre zu erweiſen, die uns ſelbſt ehrt. Ja, meine Herren, wenn in neueſter Zeit auch neue Namen für die Straßen in Vorſchlag gebracht worden ſind, ſo möchte faſt der Wunſch nahe liegen, nach dem Vorgang anderer Städte, welche die Straßen nach berühmten Namen nennen, dieſe Straße die Hebelſtraße zu nennen; doch ſo weit verſteigt ſich unſer Wunſch nicht. Die alte neue Vorſtadt mag Neue Vorſtadt heißen nach wie vor; dieſes Haus aber heißt von nun an das Hebelhaus.

Ein Hebelhaus in Baſel, ein Hebelhaus in Hauſen. Von dem einen zum andern führt uns heut unſer Weg. Und ſo laſſen Sie uns nun, nachdem wir dieſes Hebelhaus in Baſel zum erſtenmal als ſolches begrüßt und die Gedenktafel dem Schutze des Publikums empfohlen haben, aufbrechen, und durch das Wieſenthal, das überall von den Spuren des Dichters zeugt, hinauffahren zu dem zweiten Hebelhauſe. Was wir aber ſchon vor einem Jahre bei der erſten Hebelfeier ausgeſprochen, das wiederholen wir auch heute: Möge der Geiſt des alemanniſchen Dichters auch dem neuen Baſel nicht fremd werden, der Geiſt einer edlen Humanität,

einer ächten Volkstümlichkeit, einer milden, ungezierten Frömmigkeit, der Geiſt, der die Kunſt verſteht, froh zu ſein in Ehren, glücklich auch in beſcheidenen Verhältniſſen und ſtets vergnügt in Gott. Dieſer Geiſt möge auf unſere Söhne und Enkel ſich vererben, dadurch werden wir noch mehr als durch Erz und Marmor des Dichters Gedächtnis ehren."

Auf die Rede folgte ein Geſang von Herren der Liedertafel, die ſich bereitwillig zur Verfügung geſtellt und ſchon zu Anfang der kleinen Feier ein Lied hatten ertönen laſſen. Dann ſtiegen ein Dutzend Hebelfreunde in einen mittlerweile herangefahrenen Omnibus, um durch das lieblich blühende Wieſenthal zum erſten „Hebelmähli" nach Hauſen zu kutſchieren. Ein ausführlicher Bericht über dieſe kleine, ſeither jedes Jahr wiederholte Basler Feſtlichkeit in Hebels Heimatort findet ſich in den „Basler Nachrichten" vom 14. Mai 1861. Ich ſehe von einer Wiedergabe derſelben ab, da wir uns hier ja nur mit dem Hebelhaus in Baſel zu befaſſen haben. Dieſes gehörte damals, wie auch die Hagenbach'ſche Rede andeutete, der bekannten Kunſtfreundin Frl. Sophie Emilie Linder, dies es — mit dem ehemals Fäſchiſchen Hauſe zuſammen — im Jahre 1827 von der Witwe des Oberſtlieutenants Benedikt Ryhiner-Werthemann gekauft hatte. Dieſer ſelbſt hatte es 1825 von den Erben des Prof. Dr. Remigius Fäſch, des letzten Juriſten der Familie Fäſch, erworben. Das „Hebelhaus" iſt alſo immer ein Beſtandteil des Fäſchiſchen Fideicommißhauſes geweſen. Von Frl. Linder erwarb Herr Dr. Th. Kündig-von Speyr die Liegenſchaft und dieſer hat dann im Januar 1890 das Hinterhaus an der Hebelſtraße den Herren G. Kiefer & Cie. zur Niederlegung und zur Errichtung eines Magazines verkauft; heute gehört die Liegenſchaft dem Staate.

In ſeiner Rede hatte Prof. Hagenbach den Wunſch geäußert, die Neue Vorſtadt möchte in eine „Hebelſtraße" umgetauft werden;

ihm ſchien nun aber für eine ſolche Aenderung noch keine Hoffnung vorhanden zu ſein; aber ſchon der Einſender des oben von uns angezogenen Berichtes über das erſte Hebelmähli berichtet (Basler Nachrichten vom 14. Mai 1861), daß es nicht ſchwer ſein dürfte, dieſe Aenderung zu erzielen. Schon liege es im Plan, die „Neue Vorſtadt" zur „Schanzenſtraße" zu machen, und er knüpft an dieſe Notiz die Bemerkung: „Aber es iſt gewiß ungleich praktiſcher, den Namen einer Straße, die man neu benennt, von etwas Neuem herzunehmen, das in dieſelbe hineingekommen iſt, als von etwas Altem, das wegkommen ſoll. Daher zweifeln wir nicht, die Behörde werde .... dem in ſo würdiger Weiſe (eben von Prof. Hagenbach) ausgeſprochenen Wunſche die verdiente Berückſichtigung zu Teil werden laſſen."

Es iſt dann aber noch zehn Jahre gegangen, bis die Aenderung wirklich vorgenommen wurde, und es bedurfte zu deren Durchſetzung beim Baukollegium noch verſchiedener Anſtöße. Erſtlich hat einmal, am 10. Mai 1871, ein Spaßvogel, der Kaufmann Emil Marget (wohnhaft Neue Vorſtadt Nr. 7), bevor er zum Feſt nach Hauſen kam, die Straßentafel „Neue Vorſtadt" mit einem in gleicher Größe gedruckten Zettel „Hebelſtraße" überklebt. Ein ſolches Blatt hat dem Schreiber dieſer Zeilen vorgelegen.[1]) Gleich darauf geſchah eine Eingabe der Bewohner an das Baukollegium, und dieſes ſtellte am 7. Juni 1871 einen diesbezüglichen Antrag an den „Kleinen Rat," der dann durch Beſchluß vom 28. Juni 1871 den Namen „Neue Vorſtadt„ in „Hebelſtraße" umänderte.[2])

Das ſind, nebſt einigen weitern Ausführungen, die Thatſachen, die zur Geſchichte des Hebelhauſes beizubringen ſind. Sie ergeben zur Evidenz, daß im Jahre 1861 die Sucher nach Hebels Geburtsſtätte nicht irre gegangen ſind.

[1]) Aus Prof. F. Burckhardts Hebel-Collectaneen.

[2]) Bauakten im Staatsarchiv.

II. Das Hebeldenkmal.

Die Idee, dem Dichter Hebel in Basel noch ein anderes Denkmal zu errichten als die bescheidene Erztafel am Geburtshause, ist in Basel nicht neu gewesen, als man von der Schaffung des jetzt bestehenden Monumentes sprach.

Schon am 3. September 1862 hatte in der Kunstkommission Prof. Wilhelm Wackernagel den Antrag gestellt, man möge aus den Mitteln der Birmann'schen Stiftung durch einen jungen Basler Künstler eine Kolossalbüste Hebels für den Petersplatz ausführen lassen. Der Gedanke fand aber keinen Anklang; er wurde im Gegenteil vielseitig bekämpft, da er einerseits nicht mit dem Birmann'schen Testament übereinstimme, der Petersplatz auch sich seiner großen Ausdehnung wegen zur Aufstellung einer Büste nur schlecht eigne.[1])

Die Angelegenheit ruhte dann. Aeußerlich wenigstens; aber in dem Herzen vieler Hebelfreunde blieb der Wunsch nach einem Hebeldenkmal lebendig, und sie wollten nur warten, bis einmal ein der Sache günstigerer Zeitpunkt eintrete.

Unterdessen war übrigens ein kleines Denkmälchen doch entstanden in dem schönen Porträt, das der Basler Meister des Kupferstichs, Fr. Weber, im Jahre 1876 von Hebel geschaffen hat:[2]) eine Huldigung eines Künstlers an einen andern. Aber als ein großes und wirkliches, als ein öffentliches Hebeldenkmal konnte doch dieses Kunstwerkchen auch nicht gelten.

Da machte Herr Sekundarlehrer Ferdinand Schwarz am 12. Januar 1897 in einem Vortrag, den er über Hebel hielt, vor einem größern Publikum die Anregung, es möchte der Dichter in

[1]) Protokoll der Kunstkommission. (Mitteilung von Herrn Dr. D. Burckhardt-Werthemann.)

[2]) Verlag von H. Georg in Basel.

Baſel durch ein Denkmal geehrt werden; ein beſcheidenes, wie es dem Charakter des Dichters entſprechen würde, und auf den Petersplatz oder in deſſen Nähe müßte es zu ſtehen kommen. Zwei Tage ſpäter erſchien in der „National-Zeitung“ ein Artikel, der dieſen Gedanken mit Freuden aufnahm und ihn warm befürwortete. Herr Schwarz ſetzte ſich darauf mit mehreren Hebelfreunden, ſpeziell mit Herrn Prof. Fritz Burckhardt, dem Präſidenten der Kommiſſion zur Hebelſtiftung, die alljährlich am 10. Mai das einfache, aber ſtets ſo liebenswürdig freundliche Hebelfeſt und Hebelmähli [1]) arrangiert, in Verbindung, und ſchon am 27. Januar 1897 konnte im Lehrerzimmer des obern Gymnaſiums eine konſtituierende Sitzung abgehalten werden. Es waren an derſelben zugegen die Herren Prof. F. Burckhardt, Prof. P. Böhringer, Dr. A. Geßler, Prof. E. Hagenbach-Biſchof, Dr. E. Kern, Architekt P. Reber, Dr. H. Trog und Emanuel Wackernagel; ſpäter wurde noch Herr A. Lotz-Trueb hinzugewählt. Die Herren gaben ihrer Freude über die Idee eines Hebeldenkmals Ausdruck und teilten mit, daß ſie in ihren Kreiſen günſtige Aufnahme gefunden habe, ſo daß ſich eine Realiſierung des Planes werde denken laſſen. Nachdem eine engere Kommiſſion aus den Herren Prof. F. Burckhardt (Präſident), F. Schwarz (Schreiber) und E. Wackernagel (Kaſſier) gebildet worden war, beſchloß man, nicht ein lebensgroßes Denkmal, ſondern eine Bronzebüſte auf paſſendem Poſtament zu erſtreben. Als eventuelle Aufſtellungsorte wurden der neue botaniſche Garten, der Raſenplatz vor dem Bernoullianum und der Totentanz genannt. In der Folge zeigte ſich auch die Regierung dem Projekt eines Hebeldenkmals wohl geſinnt und ſicherte thatkräftige Hilfe zu. Herr

[1]) Ueber „Hebelfeſt und „Hebelmähli“ ſiehe den Aufſatz des Verfaſſers in Bd. I der „Schweiz“ S. 39 ff. Dort findet ſich auch — nach Photographie von Prof. F. Burckhardt — eine Abbildung des Hebelhauſes vor ſeinem Abbruch 1890.

Kantonsbaumeiſter V. Flück, der wegen des Platzes um Rat gefragt worden war, nannte die Pfalz oder den Münſterplatz (unter den Bäumen) als geeignete Orte; ſchließlich entſchied man ſich aber für den von Herrn Prof. F. Burckhardt vorgeſchlagenen Platz vor der Peterskirche, in der Hebel getauft und in deren Nähe er geboren worden iſt und in ſeiner Kindheit geſpielt hat; außerdem ſei das von drei Seiten gut begrenzte Plätzchen für die Wirkung eines kleinen Denkmals, wie es geplant werde, recht gut geeignet. Der Regierungsrat gab zu dieſem Beſchluß ſeine Zuſtimmung. Am 10. Mai 1897, Hebels Geburtstag, wurde dann in den Tagesblättern ein Aufruf zur Spendung von Beiträgen erlaſſen. Er fand Anklang nicht nur in unſerer Stadt ſelbſt, ſondern auch bei auswärtigen Baslern, ſo daß ſich die Liſten bald mit Unterſchriften bedeckten. Sodann machte das Gymnaſium ein Schüler-Konzert, welches 700 Fr. ergab, und das Quodlibet veranſtaltete eine Spezial-Aufführung, welche 400 Fr. abwarf. Im November waren über 10,000 Fr. beieinander, und man konnte nun an die definitive Ausführung denken. Als Bildhauer, die in Frage kommen könnten, wurden die Herren Lanz, Leu, Meyer, A. Schlöth und Volkmann genannt, und als Preis, für den Büſte und Sockel zu liefern ſein müßten, 12,000 Fr. angeſetzt. In betreff der Bildhauer einigte man ſich ſchließlich — ohne daß eine Konkurrenz ſtattgefunden hatte — auf Max Leu, einen in Paris thätigen Berner, den Schöpfer des Bubenberg-Denkmals. Leu war ſoeben aus der Bewerbung um ein Wettſtein-Denkmal als Sieger hervorgegangen, und da man gehört hatte, daß ihn auch der Hebel ſchon innerlich beſchäftige, bat man ihn um einen Entwurf. Dieſer kam und gefiel ſo, daß dem Künſtler der definitive Auftrag erteilt wurde. Das Denkmal ſollte im Ganzen vier Meter hoch werden und auf dem Sockel folgende Inſchriften tragen: Vorn „J. P. Hebel 1760—1826;“ Rückſeite „Geſtiftet von Verehrern Hebels in Baſel 1899.“

Ein Geländer auf Graniteinfaſſung wollte der Regierungsrat auf ſich nehmen, der zu dieſem Zwecke eine Summe von 3000 Fr. ins Budget einzutragen verſprach. Das Hebel-Denkmal war alſo um Neujahr 1898 endgültig geſichert; für die Einweihungsfeier wurde bereits ein Tag um Hebels Geburtstag im Jahre 1899 beſtimmt.

Es dürfte nun hier der Ort ſein, eingehender über den Künſtler zu ſprechen, der uns das Denkmal geſchaffen hat. Wir erfüllen dadurch eine Ehrenpflicht gegen ihn; denn wenn wir aufzählen, was wir Schönes in Baſel haben und dabei das Hebeldenkmal nennen, ſo werden wir nie unterlaſſen, auch von ſeinem Schöpfer ein Wort zu ſagen; da wird man vielleicht dem „Jahrbuch“ dankbar ſein, wenn es das Bild dieſes bedeutenden Künſtlers zu zeichnen verſucht.

Max Leu ſtammte aus ſehr einfachen Verhältniſſen. Seine Familie war aus der Gemeinde Rohrbachengraben, im berniſchen Amtsbezirk Aarwangen, nach Solothurn gewandert, und dort wurde Leu am 26. Februar 1862 geboren. Er iſt dann in Solothurn aufgewachſen und zur Schule gegangen. Schon recht früh handelte es ſich für ihn darum, einen Beruf zu ergreifen. Da er Begabung im Zeichnen erkennen ließ, ſo ſuchte man nach einem Kunſthandwerk für ihn und fand den Steinhauerberuf paſſend. Er kam in die Lehre zu dem Bildhauermeiſter Gürtler in Baſel. Ein Glück für ihn; denn er eignete ſich bei ſeinem tüchtigen Lehrherrn nicht nur eine bedeutende Geſchicklichkeit in ſeinem Berufe an, ſondern die Stadt bot ihm in ihrer Zeichnungs- und Modellierſchule auch Gelegenheit zu weiterer, zu künſtleriſcher Ausbildung. Seine Lehrer, der Bildhauer Meili und der Maler Dr. Schider erkannten auch gleich ſeine Begabung und ſuchten ihn auf jede Weiſe zu fördern. Leu war damals 16 Jahre alt, ein friſcher, energiſcher Menſch, dem man anſah, daß er ſeinen Willen werde durchſetzen können,

auch wenn ſich allerlei widrige Umſtände der Verfolgung der Künſtlerlaufbahn in den Weg ſtellen würden. Im Jahre 1879 war ſeine Lehre zu Ende. Er wanderte nach Frankreich, zunächſt nach Lyon und fand dort gleich nicht nur reichliche Arbeit, ſondern auch Gelegenheit zur Weiterbildung. Er hat ſtets mit Vergnügen erzählt, wie eifrig er an der Fontaine des Jacobins, dem ſchönſten modernen Marmordenkmal von Lyon, mitgearbeitet habe. Aber volle künſtleriſche Ausbildung iſt für den in Frankreich Lebenden nur in Paris zu gewinnen; dorthin zog es ihn, und im Frühjahr 1881 finden wir ihn an der Seine als Schüler des Skulptors Morice. Unter deſſen Leitung hat er am Hôtel de ville von Paris mehrere bedeutendere Stücke ausführen dürfen. Im Jahre 1883 trat er in die Ecole des arts décoratifs und 1884 in die Ecole des beaux arts ein. Dort hat er nun mit eiſernem Fleiße gearbeitet, unbekümmert darum, daß das Leben, das er führen mußte, hart und entbehrungsreich war. Er wußte, daß er zur echten, großen Künſtlerſchaft werde gelangen können; er wußte aber auch, daß das ſelbſt für die Begabteſten und Eifrigſten nur mit Einſetzung aller Kräfte möglich ſei. Wie ſehr er ſich angeſtrengt hat und wie ſchön ſein Streben mit Erfolg gekrönt war, das beweiſen die Medaillen, die ſich Leu an der Ecole des beaux arts erworben hat. Nicht, daß er je damit geprahlt hätte; er nahm ſie hin als etwas Selbſtverſtändliches; ſie blieben aber doch Zeichen eines Fleißes, der trotz vielen Widerwärtigkeiten nie erlahmte. An der Ecole des beaux arts iſt Leu ſpeziell der Schüler Caveliers geweſen, eines ausgezeichneten Künſtlers, deſſen Werke Zierden des Luxembourg-Muſeums und anderer öffentlichen Gebäude in Paris ſind; wir erinnern z. B. an den Pascal im Turme St-Jacques la Boucherie. Bei dieſem Meiſter rang ſich Leu zur eigenen freien Künſtlerarbeit hinauf. Sein erſter Erfolg war die Krönung ſeines Entwurfes für das Locler Denkmal Jean Daniel Richards, des Vaters der

Neuenburger Urmacherkunſt, mit dem erſten Preiſe. Sein Entwurf wurde auch ausgeführt; leider nicht durch ihn, ſondern durch den Genfer Iguel. Man traute dem jungen Künſtler noch nicht die Fertigkeit für die Ausmeißelung in Marmor zu. Das ſchmerzte tief. Aber es beugte den Geiſt des unentwegt nach dem höchſten Strebenden keinen Augenblick. Er machte ſich an den für Altorf ausgeſchriebenen Tell, und in der erſten Konkurrenz fiel ihm der dritte Preis zu. Das war wieder etwas weniges; darum raſtlos weiter! Seit 1885 beſchickte er regelmäßig den Salon und iſt dort ſowohl von den Fachgenoſſen wie von der Kritik ſtets mit Auszeichnung behandelt worden. Dazu nahm ihn das Leben ſcharf her; er mußte unten durch wie ſelten einer; er hat um ſeiner Kunſt willen gedarbt, aber ohne zu murren; denn er trug etwas Köſtliches in ſich: das unwankbare Bewußtſein, daß er ein Künſtler ſei, und daß, was er ſchaffe, doch einmal werde anerkannt werden müſſen. Er hat allerdings nie etwas gethan, um dieſe Anerkennung zu beſchleunigen. Bücklinge waren ſeine Sache nicht; er war beſeelt von jenem edlen Stolze, der bis zum Trotz ſich ſteigert gegen Alles, was auch nur von fern wie ein Haſchen nach Gunſt ausſieht. Seine Werke ſollten für ihn zeugen; er war der Zukunft ſo ſicher, als hätte er ihre Leitung völlig in der Hand, und wir Freunde haben ihn oft genug von ſeinen Plänen und Arbeiten reden hören, die er ausführen wolle, wenn er endlich durchgedrungen ſein werde.

Und er drang durch; langſam. Einem ſo einfachen, geraden Menſchen ſtehen mehr Hinderniſſe entgegen als einem, der ſich zu ſchmiegen verſteht. Nach und nach kamen Aufträge für Büſten: wir nennen davon Biſchof Fiala, Landammann Vigier, Bundesrat Frey, Papierfabrikant Miller in Biberiſt und vor allem den Maler Frank Buchſer. Als Charakter war Leu dieſem urwüchſigen, nobel denkenden, gegen das Halbe und Schlechte derb zufahrenden Solothurner

Künſtler innerlich verwandt. Darum hat er ihn auch ſo machtvoll lebendig auffaſſen können, daß die Bronze-Büſte Buchſers — ſie ſteht auf dem Kirchhof bei St. Niklauſen in Solothurn — als ein hervorragendſtes Werk moderner Porträtſkulptur wird betrachtet werden müſſen. Neben dieſen Büſten hat Leu auch immer ganze Figuren geſchaffen, die allerdings nicht zur Ausführung in feſtem Material gelangt ſind. Wir erinnern uns an eine lebensgroße Allegorie der „Jungfrau“ und an eine in kleinerem Maßſtabe gehaltene, kühn und doch geſchmackvoll geſtellte nackte Frau mit einem Spiegel. Auch der Plan, für das Bundesrathaus die drei erſten Eidgenoſſen zu ſchaffen, beſchäftigte ihn lang und eingehend, und einer edelſten Schweizerin, der Frau Stauffacher, hat er, wenigſtens im Entwurf, noch ein Denkmal geſchaffen. Es war im letzten ſchweizeriſchen „Salon“ (1898) ausgeſtellt und wird vielleicht noch einmal ſeine Umſetzung in Stein und Erz erleben.

Bald nach der Tellaufgabe, deren Löſung dann einem andern Schweizerkünſtler zufiel, fing der für Bern geplante Bubenberg Leu zu beſchäftigen an. Wir Freunde haben ihn von Beginn an bei dieſer Arbeit verfolgen können. Sie hat ihm viele ſchwere Stunden bereitet. Nicht weil die künſtleriſche Geſtaltung ihn in Zweifel geworfen hätte; er war ſich immer bewußt, wie er den Helden von Murten aufzufaſſen habe — ſondern weil ſo viele Intriguen gegen ihn geſponnen wurden, weil ſein Werk abſolut dem eines andern, mehr begünſtigten Bildhauers hätte weichen ſollen. Schließlich hat er geſiegt, und heute iſt ſein Bubenberg ein Wahrzeichen Berns und zugleich eine der ſchönſten, lebensvollſten modernen Statuen, die ich kenne. Wie eindringlich Leu an dieſem Werke gearbeitet hat, das habe ich noch vor kurzem an dem in Basler Privatbeſitz befindlichen Wachsmodell der Hand des Ritters ſehen können: ſie iſt ſo gearbeitet, daß Anatomen davor in Staunen geraten über die Klarheit der Beobachtung und die Sicherheit der Ausführung.

Der Erfolg mit dem Bubenberg erfüllte den Künſtler mit hoher Freude: Jetzt hatte er vor aller Augen gezeigt, was er leiſten könne.

Es kam eine neue Aufgabe: Wettſtein für Baſel. Leu machte ſich mit größter Begeiſterung an ihre Löſung. Wir ſind alle Zeugen geweſen von dem, was er dafür geleiſtet hat; ſeine beiden Entwürfe waren Meiſterwerke. Leider iſt der zweite, deſſen Verwirklichung unſere Stadt um ein großes, edles Denkmal hätte bereichern können, der Uneinigkeit der Bürgerſchaft zum Opfer gefallen.[1]) Ich will nicht erzählen vom gerechten Zorn, den der Künſtler darüber empfand; ſondern ich teile hier nur mit, daß er ſich auch durch dieſe Enttäuſchung nicht hat beugen laſſen. Zeugniſſe für ſeinen auch unter ſolchen Schickſalsſchlägen nie erlahmenden Künſtlerwillen ſind die lebenskräftigen Büſten von Maler Balmer, Dr. Schider, Prof. F. Burckhardt und des „Vereneli," die ſämtlich hier in Baſel während der Wettſtein- und Hebelzeit entſtanden und vom Publikum wie von der Kritik als vollgültige Proben hoher Meiſterſchaft angeſehen worden ſind.

Die Hebelzeit war Leus letzte Periode. In die dunkeln Stimmungen der Wettſtein-Enttäuſchungen hinein warf der Auftrag, dem liebenswerten Dichter ein freundliches Denkmal zu ſetzen, zuerſt Augenblicke, dann, während der Arbeit, Stunden und Tage des Glückes. Er brauchte ſie dringend. Denn ſeit dem Auguſt 1898 wußte Leu, daß eine Halsgeſchwulſt, die er ſich in Bern vergeblich hatte operieren laſſen, ihm in Bälde den Tod bringen werde. Er

[1]) Immerhin ſind vom Wettſteindenkmal zwei ſchöne Erinnerungen da: erſtens die dem Kunſtverein gehörende, lebensgroße Porträtſkizze in Gips, die Leu in zwei Tagen im Atelier Schider zu Handen und zur vollen Befriedigung des Denkmalkomites geſchaffen hat; zweitens der wohlgelungene Bronze-Abguß, den die Basler Künſtlergeſellſchaft von der ſo charakteriſtiſchen und ſo ungemein lebendigen Wettſteinſtatuette des erſten Entwurfes hat nehmen und in ihrem Lokal in der Kunſthalle hat aufſtellen laſſen.

hatte die Mitteilung des Krankheitsbefundes von dem ihm befreundeten Basler Arzte mit männlicher Ruhe und Festigkeit gefordert und kein Wort der Klage hören lassen. Auch die stets sich mehrenden Schmerzen ertrug er mit einer Resignation, die Heldenmut genannt werden darf. Ruhig arbeitete er am Hebel fort; er wußte, daß er ihn noch werde vollenden können. Ein bedeutender schweizerischer Chirurg hatte ihm den Bericht gegeben, er werde noch zwei Monate arbeiten können, dann werde er das Modellierholz für immer niederlegen müssen: „Dépêchez-vous, finissez tout."

Und er hat den Hebel vollendet. Wie, das steht heut in unvergänglichem Erze vor aller Augen. Man sieht dem Werk an, wie es entstanden ist: nicht als handwerksmäßige Erledigung eines beliebigen Porträtauftrages, sondern von Seele zu Seele. Leu hatte, sobald das Gerücht von dem Wunsche nach einem Hebeldenkmal nach Paris gedrungen war, den Gedanken gefaßt, es eventuell auszuführen und hatte sich mit Eifer an das Studium von Hebels Gedichten gemacht, die er ja schon kannte, aus deren intimster Kenntnis heraus er aber sein Werk beginnen wollte. Noch sieht ihn der Schreiber dieser Zeilen vor sich, wie er das zerlesene Exemplar der „Alemannischen Gedichte" aus der Rocktasche hervorzog und dazu sagte: „Und ob ich ihn kenne!" Auf Reisen, zwischen der Arbeit hatte er Hebel gelesen und studiert; die beiden waren Freunde geworden; den wenn auch schweigsamen, so doch tief gemütvollen, aufrichtigen, wie Hebel aus kleinen ländlichen Verhältnissen hervorgegangenen Max Leu mußte der alemannische Dichter ganz besonders anziehen. Es gestaltete sich darum in seinem Innern ein Denkmal, welches eine intimste, richtigste Würdigung des Dichters war — und das alles lange bevor er erfuhr, daß das Komité ihm den Auftrag geben wolle. „Ich habe einen Sockel im Sinn," pflegte er zu seinen Freunden zu sagen, „auf dem nur ein Hebel stehen kann." Und so ist es denn auch geworden: Der leicht geschwungene Stein mit

dem hermenartigen Kernſtück, mit den ſchlichten Feld- und Garten-blumen-Guirlanden, iſt ein Piedeſtal, auf dem nur das Bild einer ſo freundlichen, innerlich ſo liebenswürdigen, mit dem Leben der Natur ſo innig verbunden Dichterperſönlichkeit wie Hebel ſtehen kann.

Dann die Büſte ſelbſt. Man hatte alles erreichbare Porträt-material geſammelt, um es dem Künſtler vorzulegen; und es exi-ſtieren da recht verſchiedene, ſich eigentlich widerſprechende Bilder Hebels. Max Leu trug aber ein echtes Bild des Dichters in ſeiner Seele und hat darum, in leichter Anlehnung an das porträt-mäßig Gegebene, mit genauer Feſthaltung des Koſtüms der Bilder, denjenigen Hebel geſtaltet, den er als den wahren empfand und den auch wir als den echten und rechten empfinden: den freund-lichen Wieſenthäler Dichter, dem aber in den Mundwinkeln der Schalk ſitzt . . . kurz, Hebel, wie wir ihn aus ſeinen Gedichten und aus ſeinen Erzählungen kennen.

Das iſt die innere Geſchichte des Hebeldenkmals. Von der äußeren iſt eigentlich nicht mehr viel zu erzählen. Als das Modell in wirklicher Größe fertig war, lud Leu die Kommiſſion ins Atelier Balmer an der Alemannengaſſe ein. Alle waren voll Freude über das wohlgelungene Werk. Die Büſte wurde dann in Paris gegoſſen; das Poſtament, aus gelblichem Euville-Stein, ſollte im Atelier Gürtler, bei Leus erſtem Lehrherrn, ausgeführt werden. Der Künſtler ſelbſt wollte das Aushauen überwachen und die letzte Arbeit an den Blumenkränzen eigenhändig thun. Er ſollte nicht mehr dazu kommen. Als die vom Arzte gewährte Friſt von zwei Monaten herum war, reiste er nach Paris, um ſein Atelier zu liquidieren und Aufträge für die Ausführung noch unerledigter oder faſt vollendeter Arbeiten zu geben: Guß der Hebelbüſte und Aus-meißelung des Porträts von Prof. Fritz Burckhardt. Dann wollte er nach Athen reiſen, um einen Arzt zu konſultieren, von dem es hieß, er könne Uebel wie das ſeine heilen. Er kam bis nach Nervi.

Dort warfen ihn die unerträglichen Schmerzen nieder. Von dort kam dann ein Brief an seinen Arzt und Freund in Basel: „Weißt du mir in der Schweiz einen Ort, wo ich ruhig sterben kann?“ Das war am 1. Januar 1899. Am 3. Januar brachte man ihn dann hieher in eine Privat-Pflegeanstalt. Es ging noch einen Monat. In diesem erlebte er noch eine hohe Freude. Der Hebelguß war fertig, gelungen. Die Büste kam nach Basel. Leu verlangte, man solle ihn in einen Wagen packen und ihn vor sein Werk führen, er müsse es sehen. Da ließ ihm sein alter Lehrherr Gürtler melden, er werde ihm den Hebel bringen; und der schwere Bronzekopf wurde ihm auch wirklich gebracht und in einer Ecke des Krankenzimmers aufgestellt. Nicht gleich anfangs, aber nach und nach äußerte sich in stillem Lächeln Leus Freude über das so schön Vollendete. Nachts allerdings quälte ihn der zweite Mann in seinem Zimmer; er wußte nicht, war der Hebel da lebendig oder nicht, war er ein Gutes oder ein Schlimmes. Wenn man aber die Büste weggenommen hätte, so würde der Künstler in seinen lichten Momenten doch dagegen protestiert haben. Am 4. Februar 1899 starb Max Leu. Er wurde in Solothurn bei St. Niklausen begraben; im Namen des Denkmalkomités legte Herr Rektor Prof. Kaufmann von Solothurn einen Kranz am Grabe des Guten nieder, der dahingerafft worden war, eben als der so heiß erkämpfte Ruhm ihm endlich winkte, als man in der Schweiz zu erkennen angefangen hatte, Max Leu sei der besten einer. „Leu, c'est le plus grand artiste, que nous ayons en Suisse,“ hatte der Bildhauer Chiattone, selbst ein bedeutender Künstler, ausgerufen, als er die Arbeiten Leus im letzten schweizerischen „Salon“ (1898) gesehen hatte. Wir dürfen darum wohl stolz sein, in unserm Hebeldenkmal das letzte, auch das reifste Werk dieses begnadeten Sculptors zu besitzen.

Es bleibt nun nur noch zu berichten, daß das Denkmal aufgestellt und am 3. Mai 1899 eingeweiht wurde. Es hat die nicht

ſehr große Summe von Fr. 12,247 gekoſtet, worin das Künſtlerhonorar (Fr. 12,000), nicht aber die Koſten der Aufſtellung und der Umfriedung inbegriffen ſind. Dieſe hatte in verdankenswerter Weiſe der Staat übernommen. Auch zum Einweihungsfeſte hatte er einen Beitrag geſpendet, ſo daß die geladenen Gäſte[1]) und das weitere zum zweiten Akt erſchienene Publikum mit Ehrenwein bewirtet werden konnten. Ueber den Verlauf des Feſtes ſelbſt haben am 5. Mai die Tagesblätter berichtet, ungefähr übereinſtimmend. Wir ſetzen das Referat der „Allgemeinen Schweizer Zeitung“ (Nr. 105 vom Freitag, 5. Mai 1899) zur Vervollſtändigung unſerer Mitteilung hieher.

„Am Mittwoch den 3. Mai hat unſer Johann Peter Hebel in ſeiner Geburtsſtadt ein Denkmal erhalten, das in Stein und Bronze ausdrückt, wie teuer und lieb der alemanniſche Sänger auch unſerm Geſchlecht noch iſt, das zugleich mahnt, auch künftighin dem Dichter einen Platz im Herzen freizuhalten, wo ſein ſinniger Humor, ſein ſonniges Gemüt, ſein milder Ernſt jederzeit Eingang finden. Gewaltig war die Menge der Schauluſtigen, die ſich am Petersgraben und auf dem Petersplatz am Nachmittag eingefunden hatte, um dem Akt der Denkmalsenthüllung beizuwohnen. Um 3 Uhr verließen die Herren des Denkmalkomites, die Delegationen von Regierung und Stadtrat, die Ehrengäſte aus dem Badiſchen

[1]) Als Ehrengäſte waren zu dem Feſte geladen: Von Baſel Herr Regierungsrat Dr. H. David, Herr Bürgerratspräſident W. Uhlmann-Becker, Herr Generalkonſul Geh. Regierungsrat Dr. J. von Eckardt, Herr Maler E. Beurmann als Vertreter der Basler Künſtlergeſellſchaft, Herr Kantonsbaumeiſter V. Flück, Herr Stadtgärtner J. R. Scholer und Herr Bildhauermeiſter J. Gürtler; von auswärts Herr Geh. Oberregierungsrat Dr. Reinhard, Herr Staatsanwalt Gageur von Freiburg, Herr Bürgermeiſter Rohts und Herr Pfarrer Werner von Hauſen, Herr Pfarrer Mündel von Kandern, Herr Dekan Fiſcher von Maulburg, Herr Bürgermeiſter Grether von Lörrach und Herr Gallati-Leu (als Vertreter der Familie des Künſtlers).

u. ſ. w. das Pfarrhaus des Hrn. Prof. Böhringer, wo die Offiziellen und Offiziöſen in gaſtlicher Weiſe Aufnahme gefunden hatten. Die Stadtmuſik, die von der Regierung dem Feſt zur Verfügung geſtellt worden war, intonierte einen Marſch; dann betrat Prof. P. Böhringer die neben dem — noch verhüllten — Denkmal angebrachte kleine Tribüne und nahm mit folgenden Worten den Akt der Enthüllung und der Uebergabe des Denkmals an die Stadt vor.

„Es war am 10. Mai 1859, daß auf dem Friedhof zu Schwetzingen an dem Grabe Hebels, deſſen Hüter bisher ein bloßer Steinblock geweſen war, ein einfaches Denkmal eingeweiht wurde, und heute nach faſt genau 40 Jahren ſind wir hier in Baſel an der Stätte ſeiner Geburt zu einer ähnlichen Feier zuſammengekommen. Mit dankbarer Freude und Genugthuung blickt das Hebelkomite, in deſſen Namen zu ſprechen ich die Ehre habe, auf ſeine Thätigkeit zurück. Der Gedanke eines Hebeldenkmals, den vor 3 Jahren ein begeiſterter Hebelfreund in einem kleineren Kreiſe anregte, wurde ſofort von den verſchiedenſten Seiten freudig begrüßt. Jung und Alt ſteuerte bereitwillig dazu bei; die Behörden förderten das Unternehmen mit Rat und That; und auch die engere Heimat Hebels ließ es ſich nicht nehmen, ihr Scherflein beizutragen, damit das Denkmal zugleich ein ſichtbares Zeichen der geiſtigen Zuſammengehörigkeit der alemanniſchen Stämme diesſeits und jenſeits des Rheines ſei. Worauf wir aber ganz beſonders ſtolz ſind, — wir fanden auch den rechten Künſtler, der ſein reiches Talent uns zur Verfügung ſtellte, der mit großer Liebe ſich in ſeine ſchöne Aufgabe verſenkte und mit genialer Intuition ſie gelöst hat, und was als ein bitterer Tropfen Wermut unſere Freude trübt, iſt nur das Eine, daß ein tragiſches Geſchick ſeines Lebens Fackel bereits ausgelöſcht hat und er nur noch als Sterbender ſeines wohl gelungenen Werkes ſich freuen konnte. Herzlichen Dank allen, den Behörden und Privaten, den Bekannten und Unbekannten, den Nahen und Fernen, den Lebenden und Toten,

allen, die an unſerem Hebeldenkmal und ſeinem lieblichen äußeren Schmuck irgendwie mitgeholfen und mitgearbeitet haben.

„Und wahrlich Johann Peter Hebel hat dieſe Ehrung an ſeiner Geburtsſtätte wohl verdient. Zwar war er keiner von den größten Sternen im Reiche der Poeſie, und ſeiner einfachen Größe entſpricht auch das beſcheidene prunkloſe Denkmal; aber er war ein Volksdichter von Gottes Gnaden; ein Volksdichter, der es verſtand, in Bildern von wunderbarer Naturtreue und verklärt von dem Dufte wahrer Poeſie die Sitten ſeines geliebten alemanniſchen Volkes zu ſchildern, das Alltagsleben zu durchleuchten mit einem dichteriſchen Funken und hinwiederum auch das Tiefſte jedem Kindesgemüte nahe zu bringen, — ein Volksdichter, der mit ſinnendem Auge die Natur belauſchte, dem alles Vergängliche ward zu einem Gleichnis für das Unvergängliche, der in allen Erſcheinungen der Natur, ſelbſt in dem zarten Gewebe des Spinnleins, das Ewige, die Offenbarung eines Gottesgeiſtes, einer göttlichen Allmacht und Liebe ſchaute, — ein Volksdichter, der zugleich ein unvergleichlicher Meiſter war, zu erzählen, wie das Volk es liebt, mit einem ungekünſtelten, herzerfriſchenden, ſonnigen Humor und mit einem ſittlichen Ernſte, der auch in die harmloſeſte Erzählung eine Fülle von praktiſcher Lebensweisheit hineinlegt, — ein Volksdichter endlich von jener ſchlichten, aber ächten, tiefen Herzensfrömmigkeit, die auf Gott vertraut, dem Gewiſſen folgt und es mit dem Menſchen gut meint und für die dies praktiſche Chriſtentum ein unerſchöpflicher Quell des Frohſinns und der heitern Zufriedenheit iſt.

„All dieſe Schätze ſeines reichen Geiſtes hat Hebel mit ſeltener Kunſt niedergelegt in der Sprache, die unſerem Volke von Jugend auf heimiſch und vertraut iſt und hat ſeine Dichtungen, geadelt durch ſein Leben, das ſelbſt einer heitern frohen Dichtung glich, verklärt durch ſeine Begeiſterung für alles ſittlich Schöne und Gute und durch ſein kindlich harmloſes Gemüt. Durch beides, durch ſeine

Geiſtesſchöpfungen und durch ſeine harmoniſch abgeklärte, liebenswürdige Perſönlichkeit hat er ſich in den Herzen unſeres Volkes ein Denkmal geſetzt, dauernder als ein ſolches von Stein und von Erz.

„Und wenn wir ihn trotzdem auch noch durch ein ſteinernes Denkmal geehrt haben, ſo hat das ſeinen guten Grund. Wir Basler nennen den alemanniſchen Dichter mit ganz beſonderem Stolz auch den unſern. Er iſt nicht nur uns ans Herz gewachſen; auch ihm war Baſel ans Herz gewachſen. Er war nicht nur zufällig in Baſel geboren; er liebte auch Baſel und iſt dieſer Liebe ſeiner Kindheitsjahre treu geblieben bis in ſein hohes Alter. Auch als ſein äußerer Lebensgang nach ſchwerer Jugendzeit ihn von Stufe zu Stufe führte, zuletzt bis zur höchſten geiſtlichen Würde ſeines Heimatlandes, gedachte er gerne an Baſel zurück und verwob unſer Baſel, ſein liebes Baſel, die ſchöne „tolle“ Stadt am Rhein und ihr ehrwürdiges Münſter und ihren herrlichen Petersplatz und ihre ſtolzen Ratsherrn oft und gern in ſeine Dichtungen. Noch in ſeinem Todesjahr ſchrieb er ſeiner Freundin, er ſei in Baſel daheim und hoffe einſt wieder nach Baſel zu kommen, wenn er auch kein Basler Burger ſei.

„Dieſer Wunſch iſt allerdings nicht in Erfüllung gegangen; aber ein Basler Bürger iſt Hebel längſt, zum Ehrenbürger Baſels erhoben durch unſer Volk, bei dem ſeine Schöpfungen ein Gemeingut geworden ſind ſo gut wie bei ſeinen engern Volksgenoſſen drüben im lieblichen Wieſenthal. Wenn unſern Kindern der Sinn erwacht für die Poeſie, ſo iſt es Hebel, dem ihr jugendliches Herz entgegenſchlägt. Wenn wir ſelber in dem aufreibenden und verzehrenden Treiben unſerer Tage unſere Gemüter wieder erfriſchen und erholen wollen und nach einem freundlichen Dichter ſuchen, in deſſen Gemeinſchaft uns wohl iſt und uns das Herz aufgeht, ſo greifen wir zu Hebel. Und wenn im Alter die Vergänglichkeit immer lauter

zu uns redet, — in den Dichtungen Hebels weht es uns an wie die erquickende Morgenluft aus der ewigen Heimat.

„So vieles verdanken wir dem alemanniſchen Dichter; und dieſes Dankes Ausdruck ſollſt du ſein, du einfach, prunklos Denkmal, das uns ſo treu ſeine Züge wiedergiebt. Und nun falle die Hülle!“ (Die Hülle fällt.)

Eine freudige Bewegung ging durch die Verſammlung, als das ſchöne Werk Max Leus nun vor aller Augen ſichtbar wurde; wie fein und doch kräftig iſt der Sockel ſtiliſiert mit ſeinem üppigen Blumenkranzgewinde in Stein, wie harmoniſch ſtimmt der warme gelbliche Ton des Steines zur Bronze mit ihrem hellgrünen Patinatone, und vor allem, wie lebt dieſer Kopf in ſeiner klaren, auf Licht und Schattenwirkung ſo trefflich berechneten Modellierung — fürwahr ein ächtes Kunſtwerk. Der Redner fuhr dann in ſeiner Rede weiter:

„Wir grüßen dich im Bilde, dich, unſern lieben Johann Peter Hebel, und du ſelber grüßeſt uns mit deinem freundlich-ſchalkhaften Lächeln. Vor dir ſteht der Petersplatz, unter deſſen ſchattendunkeln Bäumen du wohl oft als Knabe geſpielt; hinter dir das Gotteshaus, in dem du einſt aufgenommen wurdeſt in die religiöſe Gemeinſchaft. Neben dir ſiehſt du die Kinder zur Schule, die Männer zur Arbeit, die Frauen zum Markte ziehen: O lade ſie alle ein, bei dir oft Einkehr zu halten, damit ſie von dir lernen, vertrauensvoll nach oben ſchauend und ihr Gewiſſen rein haltend, harmlos der herrlichen Gotteswelt und des Lebens ſich zu freuen, damit durch einen Trunk aus dem friſchen Quell deiner Dichtungen ihre Herzen zufrieden und ihre müden kranken Seelen wieder geſund und froh werden.

„Und ſo übergebe ich Ihnen denn, hochgeachteter Herr Regierungsrat, unſer Hebeldenkmal zur ſchützenden Fürſorge unſerer Behörden. Möge der Geiſt Hebels, ſein frommer und reiner, ſein

heiterer und zufriedener, ſein liebenswürdiger und menſchenfreundlicher Sinn allezeit als guter Schutzgeiſt walten über unſerer Stadt!"

Den würdigen und beredten Worten folgte der Vortrag des „Schutzgeiſt alles Schönen," worauf Herr Regierungsrat David mit folgender Anſprache das Denkmal entgegennahm:

„Die Hüllen ſind gefallen. Freudig bewegt ſchlagen alle Herzen dem Sänger entgegen, der ſo ſtill und beſcheiden, aber als ein jedem willkommener Gaſt den Boden unſerer Vaterſtadt betreten hat und nun in der Ruhe des überlegenen Geiſtes und des reinen Herzens auf uns herniederblickt. Wer weiß, ob es vielleicht der edeln Einfalt des Dichters, hätte man ſie zu Rate ziehen können, nicht urſprünglich etwas viel erſchienen wäre, hier zum drittenmale im Bilde zu erſtehen, nachdem ihm ſein Vaterland dieſe Ehre zweimal ſchon erwieſen hat. Wer weiß, vielleicht hätte man ein wenig zupfen und ſtupfen müſſen, um den verehrten Freund zu bewegen, ſich noch einmal den neugierigen Blicken ſeiner Bewunderer auszuſetzen.

„Möchtiſch lieber zruck, als fürſi! Loß der nit gruuſe.
's währt nit lang, ſo ſtöhn mer frei uf ſchwizriſchem Bode."

So rätſt du der lieblichen Tochters des Feldbergs, die ſich zögernd anſchickt, ſich in die Arme ihres rauſchenden Geliebten zu ſtürzen. So laß auch dir raten, dir, dem ſich ungezählte Hände zum Willkomm entgegenſtrecken, dir, den in Baſel alles ſo vertraut, mit Erinnerungen durchwoben, anblickt. „Loß der nit gruuſe!" Zwar, wir ſind anders geworden; es iſt nicht mehr wie ehedem, als es hieß:

„Ans Wilhelm Telle Freiheitshuet
Hängt menge Tropfe Schwizerbluet."

Du blickſt auf Jahrzehnte friedlicher Entwicklung und ununterbrochenen Gedeihens. Beſcheiden wollen wir hoffen, daß das in vielem veränderte, aber in vielem gleichgebliebene Baſel dir wieder

gefallen möge. Wir haben ja nichts unterlaſſen, um es dir behaglich zu machen. Dein Blick ſchweift über den Petersplatz, und wohlige Jugendbilder tauchen in deiner Seele auf. Aber auch Leben und Sterben, Entſtehen und Verändern und Vergehen, alles, was in der Natur und im Leben dein Sinnen und Dichten umfaßte und geſtaltete. Wo einſt Grabesſtätten an die Vergänglichkeit alles Irdiſchen gemahnten, iſt neues Leben aufgeblüht. Im botaniſchen Garten, den dein Blick erreicht, iſt der Pflege der Pflanzenwelt, die du liebteſt, eine ſorglich gehütete Stätte bereitet; in der Bibliothek wird das Wiſſen geſammelt, das du als treuer Freund des Volkes in weite Kreiſe aufklärend zu tragen bemüht warſt. Gewiß:

„Alles nimmt en End.
Und nüt ſtoht ſtill. Hörſch nit, wies Waſſer ruuſcht
Und ſiehſch am Himmel obe Stern an Stern?
Me meint, vo alle rüehr' ſie kein und doch
Rückt alles witer, alles chunnt und goht."

Ja, alles kommt und geht. Doch an eines deiner prophetiſchen Worte über die Vergänglichkeit alles Irdiſchen zu glauben, fällt uns ſchwer. Daran nämlich, daß auch einmal für Baſel, „die ſchöni, tolli Stadt," die Grabesſtunde ſchlagen und daß es dann heißen werde: „Lueg, dört iſch Baſel gſtande! Selle Turn ſeig d'Peterschilche gſi, 's ſchad derfür."

Allein, wenn es einſt in fernen, fernen Zeiten ſo kommen ſollte, was wir ſchwer glauben, ſo glauben wir dagegen gern und leicht, daß es dann nicht nur heißen wird, ſelle Turn ſeig d'Peterschilche gſi, ſondern auch, daß man dann erzählen wird, daß vor dieſer Peterschilche auch unſeres Johann Peter Hebel Denkmal geſtanden habe. Wir glauben gern und leicht, daß dann noch bei unſern Kindeskindeskindern manch einer zu ſagen wiſſen wird, daß dieſes Denkmal einem gottbegnadeten Dichter gegolten habe. Daß dies geſchehen werde, wünſchen wir nicht nur der Ehre halber, die dem Dichter Hebel gebührt, ſondern auch des Einfluſſes halber,

den wir auf unſer Volk von einem Dichter ausgeübt zu ſehen erwarten. Denn ſchmerzlich wäre die Ausſicht, daß den nachkommenden Geſchlechtern die Luſt verloren ginge, mit Hebel die reine Freude des Daſeins zu empfinden, mit Hebel die feinfühlige Belebung der Natur zu verſtehen, die Kraft einer ſtarken, ſittlich-religiöſen Ueberzeugung zu achten. Nein, Baſel, das den phantaſiekräftigen Schöpfungen eines Böcklin Verſtändnis entgegenbringt und den Meiſter in feſtlichen Tagen ehrt, Baſel, das die unvergänglichen Gebilde eines Holbein ſeinen Bürgern in feierlichen Veranſtaltungen vor Augen führt, dieſes Baſel wird, ſo wie jetzt, auch in der Zukunft die ſinnigen Dichtungen und volkstümlichen Schriften eines Hebel zu ſchätzen und zu lieben wiſſen. Dafür bürgt uns die freudige Teilnahme, die der Gedanke eines Hebeldenkmals in allen Kreiſen von Baſels Bürgerſchaft gefunden hat. Denjenigen Männern aber, die dafür eingetreten ſind, die Erinnerung an den Gefeierten wach zu erhalten, ſowie allen denen, die in opferwilliger Hingebung das wohlgelungene Werk durchzuführen bereit geweſen ſind, iſt Baſel zu großem Dank verpflichtet.

Es geht die Sage, daß im Aegypterland ein Denkmal ſteht, das, wenn es von den erſten Strahlen der Morgenſonne erwärmt wird, zu ertönen beginnt. So möge Hebels Bildnis, wenn es von der warmen Zuneigung ſeiner Freunde umſpielt wird, erklingen und ſagen: Schaut nicht nur mein freundliches Antlitz an, ſondern lernt mich beſſer kennen und ſchöpft Freude aus dem, was ich für euch gedichtet und erſonnen habe, ihr werdet erfahren:

„Wie me ſich vertieft,
Wenn's Herz an näumis Nahrig find't.“

Im Namen von Baſels Bürgerſchaft, für die die Regierung durch meinen Mund heute zu ſprechen die Freude hat, nehme ich das Denkmal als eine wertvolle Gabe dankbar entgegen. Hoch ſoll der Dichter geehrt und treu ſein Denkmal gehütet werden!“

Im Anſchluß an dieſen Akt der Uebernahme ſpielte die Stadtmuſik das bekannte niederländiſche Volkslied „Wir treten mit Beten,“ und nun folgte die ſchöne Huldigung für den Schöpfer des Denkmals, welcher Aufgabe ſich Herr Dr. Alb. Geßler in folgenden warm empfundenen Strophen entledigte:

So ſteht das Denkmal lieblich denn vollendet,
Mit dem als Freund den Dichter du geehrt.
Er hat dir Geiſt von ſeinem Geiſt geſpendet;
Dein Dank an ihn war dieſer Spende wert:
Du haſt ihn neuem Daſein zugewendet,
Haſt Lebensausdruck ſtarrem Erz beſchert.
Auch dir ſei Dank! Und noch in Tag und Jahren
Sollſt du und ſoll dein Hebel ihn erfahren.

Wie hätten gerne wir mit Freudentönen
Dir Lob und Ruhm die Fülle heut gebracht.
Ein Lorbeer wuchs, das Feſt uns zu verſchönen,
Und deinem Haupte war er zugedacht.
Doch ach! Als Künſtler würdig dich zu krönen,
Steht heute nicht mehr in der Menſchen Macht;
Nur an ein Grab kann unſer Dank jetzt wallen,
Und ſtill zur Erde muß der Lorbeer fallen.

Warum, o Tod, gerade ihn bezwingen,
Der mutvoll einer Welt entgegentrat?
Warum, als eben kühn, nach heißem Ringen,
Er ſeinen hohen Zielen ſich genaht?
Du ſahſt, es weitete ſein Geiſt die Schwingen,
Da fuhr dein Blitz und knickte ſeine That.
Warum? warum? — Die dunkeln Mächte ſchweigen,
Und ihrem Zorne müſſen wir uns neigen.

Doch Eins iſt Troſt: Biſt du auch hingeſchwunden,
Es blieb dein Beſtes doch, dein Geiſt, dein Herz.
Was dir gelang in ſel'gen Schöpferſtunden,
Was du dem Marmor gabſt und ew'gem Erz,
Aus deiner Seele war es tief empfunden,
Es war dein Selbſt, dein Glück, dein höchſter Schmerz.
Was ſo du ſchufeſt, atmet jenes Leben,
Worüber keinem Tode Macht gegeben.

Denn deine Werke, die uns heut entzücken,
Dein Hebel, den wir freundlich lächeln sehn,
Sie werden auch noch jene hoch beglücken,
Die durch der Zukunft fernste Pfade gehn;
Und wird auch sie der finstre Tod entrücken:
Dein Werk bleibt fest, mag alles rings verwehn.
Das ewig Schöne hieß ein Gott dich schaffen.
Das darf kein Zeitensturm zum Abgrund raffen.

Und legen diesen Kranz wir dir jetzt nieder,
So mag er dorren wie ein andres Laub;
In Seelen grünt er frisch und immer wieder,
In jungen Seelen, wenn wir lang zu Staub.
Denn wie das Volk bewahrt des Dichters Lieder,
Daß nie sie traurigen Vergessens Raub,
So wird, wo nur der Freude Lichter glühen,
Mit Hebels Ruhm dein Lorbeer ewig blühen.

Am Denkmal wurde im Anschluß an diese poetische Totenfeier der Lorbeer niedergelegt, der auf weiß-schwarzer Schleife die Inschrift trug: „Dem Schöpfer des Hebeldenkmals Max Leu †." Mit der Jubelouvertüre C. M. v. Webers schloß die gerade in ihrer Einfachheit und Prunklosigkeit ergreifende und erhebende Enthüllungsfeierlichkeit. Kaum eine Stunde hatte sie in Anspruch genommen. Dankende Anerkennung verdient noch die geschmackvolle Art, wie unser Stadtgärtner das Blumenparkett vor dem Denkmal arrangiert hat, Dank auch die Stadtmusik, die unter des Herrn Konzertmeisters Meyer Leitung ihre Vorträge sauber und exakt ausführte. Nach Beendigung des offiziellen Aktes zerstreuten sich die Teilnehmer, um abends 6 Uhr auf der Rebleuten sich wieder mit den Hebelfreunden Basels zusammenzufinden.

* * *

Aus den Fenstern der Rebleutenzunft flatterten am Abend die badischen, die Schweizer und die Basler Fahnen und luden die Hebelgemeinde zum Festmahl. Zahlreich fanden sie sich ein, Damen

und Herren; der weite Saal füllte ſich bis zum letzten Platz. Es waren über 150 Perſonen. Man hatte den Beginn auf 6 Uhr angeſetzt, um den erfreulicherweiſe zahlreich erſchienenen Gäſten aus dem Oberland — auch der betagte, aber noch immer geiſtesfriſche Bürgermeiſter von Hauſen, Herr Rohts, war erſchienen — die Teilnahme und zugleich die Rückkehr mit den letzten Zügen zu ermöglichen. Als erſter Redner beſprach Profeſſor Fritz Burckhardt, der Präſident der Denkmalkommiſſion, die Beziehungen Hebels zu Baſel. Er erinnerte an die Feſtfeier zu Safran am 10. Mai 1860, aus der nach und nach die Basler Hebelſtiftung ſich entwickelte. Er ſchilderte, wie dieſe in ihrem jetzigen Beſtand Kindern und Erwachſenen, älteren Männern und Frauen Hauſens Freude bereitet und dazu dient, das Andenken an den alemanniſchen Sänger in ſeiner Heimat lebendig zu erhalten. Er erinnerte an die einfache, von Jak. Burckhardt entworfene Gedenktafel, die Hebels Geburtshaus in Baſel auszeichnet, an den Kupferſtich Webers (von dem eine Anzahl Exemplare als Geſchenk des Verlegers, Buchhändler Georg, Vater, an auswärtige Gäſte verehrt wurden), an die Umtaufe der Neuen Vorſtadt in Hebelſtraße; aber es fehlte noch die Krone, das Denkmal. Herr Lehrer Fr. Schwarz hat vor einigen Jahren in einem kleinen Kreis ein ſolches angeregt. Als der Gedanke in die Oeffentlichkeit trat, erwies ſich die Propaganda als ſehr leicht. Von allen Seiten kam Unterſtützung, auf jede Weiſe wurde zur Beſchaffung der nötigen Mittel geholfen, nur einen Bazar hat man nicht organiſiert, und ohne daß man ſtaatliche Unterſtützung in Anſpruch nehmen mußte, brachte man die erforderliche Summe zuſammen. In der Perſon Max Leus, der leider den heutigen Tag nicht mehr erleben ſollte, und dem ſchon bei der Enthüllung Worte des Gedenkens geſpendet worden ſind, fand man einen feinſinnigen Künſtler, der die Aufgabe in trefflichſter Weiſe löste. Der Redner ſprach zum Schluſſe den Wunſch aus, Hebels

Gemüt und Gemütlichkeit mögen den ganzen feſtlichen Abend beherrſchen, beleuchten und durchwärmen, und brachte ſein Hoch dem Hebel'ſchen Geiſte, der eine Freude in Ehren liebt, der auch im Kummer Worte des Troſtes findet und der auch die Freude in vollen Zügen genießt.

Sein Wunſch ging reichlich in Erfüllung. Der Abend brachte eine Fülle von Geſang- und theatraliſchen Aufführungen und entfeſſelte einen Redeſtrom, der Welle auf Welle die Tiſchgeſellſchaft überflutete, ſo daß der Chroniſt ſich mit kurzer Aufzählung begnügen muß. Dr. F. Schider ſprach im Namen der Künſtlergeſellſchaft deren Dank aus für die freundliche Einladung und ließ Herrn Profeſſor Fritz Burckhardt hochleben. Sekundarlehrer Ferd. Schwarz begrüßte die Gäſte — die Vertreter von Regierung und Stadtbehörden, Mitglieder der Liedertafel und des Quodlibet und vor allem die auswärtigen Gäſte — und feierte die Liebe Hebels zu ſeiner Heimat und die Vorzüge, die auch uns Baslern das badiſche Oberland lieb und wert machen. Dazwiſchenhinein erklangen die fein abgetönten Vorträge eines dreifachen Quartetts der Liedertafel und wurden Aufführungen Hebel'ſcher Scenen geboten, die man den Mitgliedern des Vereins Quodlibet verdankte. Damit auch der leibliche Menſch nicht zu kurz komme, wurde zu dem feinen Mahl ein vortrefflicher Ehrenwein eingeſchenkt, den zu ſpenden der Beitrag der Regierung an die Feier ermöglicht hatte. Geheimer Oberregierungsrat Reinhard aus Freiburg i. B. brachte in warmer, beredter Anſprache den Dank ſeiner Regierung und ſeiner Volksgenoſſen den Baslern dar für ihre Pflege der Hebel'ſchen Muſe und redete ſchöne Worte zum Preis unſerer lieben alemanniſchen Mundart, die durch den heute gefeierten Dichter wieder zu Ehren gekommen iſt weitum. Architekt Reber trug einige zu dem Anlaß paſſende baſeldeutſche Verſe vor; Regierungsrat Dr. David ſprach im Namen von Regierung und Bürgerrat. Durch den Mund von

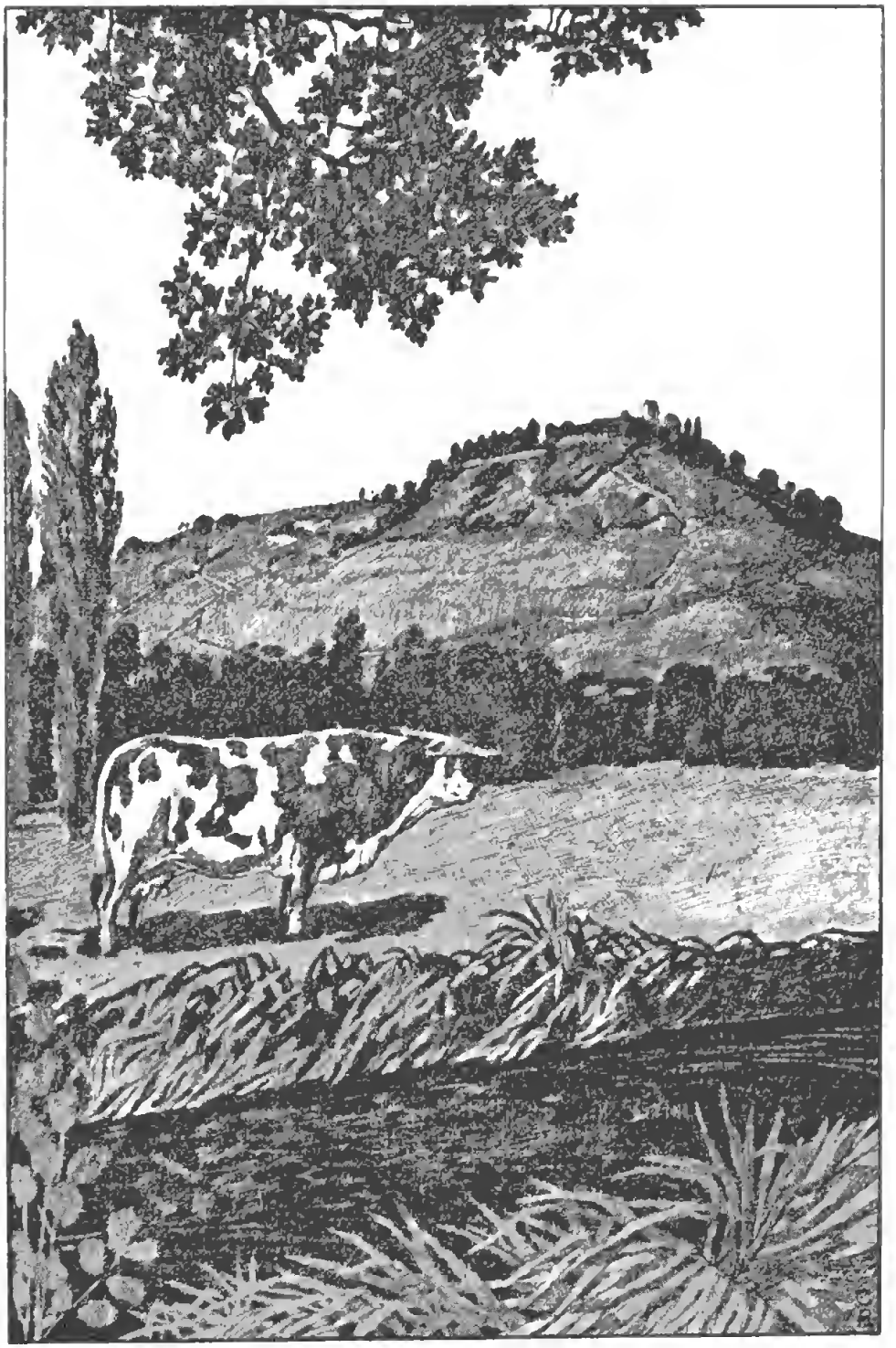
Kunſtmaler Hans Lendorff wandte ſich an die Feſtgemeinde der unſern Kunſtfreunden ſo wohlbekannte Carl Theod. Meyer in München, der Sohn des gemütvollen Basler Schriftſtellers Meyer-Merian. An ihn erinnert der Sohn in ſeinem Schreiben:

„Mi Vater, wenn er lebti no,
Zuer Hebelfir, do wär er ho;
‚E Wintermayeli', Sie wiſſe,
Mit treuem Herz und guetem Gwiſſe
Het er ſim liebe Hebel gweiht,
Und Menge het ſi driber gfrait.
Als Basler, dä nit z'Baſel iſch
Leg i dä Mayen uf der Tiſch.

(Hier überreichte Herr Lendorff einen aus München angekommenen mit ſchwarz-weißem Band umwundenenen Maiglöckchenſtrauß.)

„Ums Herz wirds mengem hitte weich.
„Au us der Serni klingts zue Euch,
„I rief ſo kräftig as i ka:
„Das iſch e wirklig große Ma,
„Dä in der Heimet und au duß
„Bikannt iſch faſt in jedem Hus.
„Ob rich, ob arm, e jedes Kind
„Lehrt d'Hebelversli gern und gſchwind.
„Wenn jeds ſo licht z'bigriffe wär,
„Giengts in der Schuel nit halb ſo ſchwär.
. . . . . .
„. . . Was der Hebel gſchribe het
„Iſch druckt . . . . .
„In unſere Herze. So wirds ſi
„Für alli Zit, mer ſind derbi!"

Pfarrer Werner von Hauſen überbrachte die Grüße der Hauſener Freunde, die ſich, wie erwähnt, auch durch ihren Bürgermeiſter hatten vertreten laſſen; überhaupt war die Zahl der anweſenden Wieſenthäler Gäſte und der Angehörigen des badiſchen Oberlandes groß. Dr. Alb. Geßler führte das Amt eines Tafel-



majors den ganzen Abend hindurch mit kräftiger Hand. Ihm lag es ob, ein Telegramm unseres Landsmannes in Zürich, Dr. Hoffmann-Krayer und einen telegraphisch übermittelten gereimten Festgruß des Wiesenthäler Lokalpoeten Strübe der Versammlung mitzuteilen. Weiter machte er sich zum Sprecher der Tafelrunde, als er, von freudigem Beifall unterbrochen, den Vereinen Liedertafel und Quodlibet den Dank abstattete für ihre Bemühungen um das Gelingen des Abends und jedem für das Vereinslokal den schon erwähnten Weber'schen Hebelstich in einfachem Rahmen übergab, eine Freundlichkeit, die Herr Emil Fischer, Präsident des Quodlibet, kurz verdankte, während die Liedertafel ihren Dank durch zwei Extraliedspenden abstattete.

Auf die einzelnen Vorträge der liebenswürdigen Künstlerschar des Quodlibet näher einzutreten, wäre für den Berichterstatter eine angenehme Pflicht, wenn nicht Rücksichten auf den Raum ihm Einhalt geböten. So mag nur der köstliche Damenchor der Marktweiber in der Stadt herausgehoben werden, in dem kecker Humor und flotter Vortrag sich zu einer reizenden Wirkung vereinigten. Eine der gehaltvollsten Ansprachen sei zum Schluß erwähnt, die des deutschen Generalkonsuls Jul. v. Eckardt in Basel. Als das, was in Hebels Werken ihm am ausgeprägtesten den Charakter Basels zu tragen scheint, bezeichnet er den Sinn der edlen Nächstenliebe, der in jener Erzählung des „Herrn Charles" in Petersburg im Schatzkästlein zum Ausdruck kommt. Denn der Sinn der Verpflichtung des höher stehenden Menschen gegenüber den Leidenden und Gedrückten lebte in Basel, lange bevor er theoretisch erfunden war. Ihn hat unser Dichter aus dieser Stadt mitbekommen. Dem Geist, den „Herr Charles" gegenüber dem polnischen Fuhrmann bezeigte, brachte der Redner sein Hoch.

Wie lange die festliche Tafelrunde in der Rebleutenzunft noch zusammen saß, kann der Berichterstatter nicht mitteilen. Jedenfalls,

ſo viel weiß er aus eigener Erfahrung, konnte um Mitternacht der Mittwoch zum Donnerstag nicht ſagen, er habe alle ſchlafen gelegt, denn hinter den Flaggen an der Freien Straße ſaß noch eine ſtattliche Schar beim Glas.

Ein ſchönes, gemütvolles, Hebels würdiges Feſt iſt am 3. Mai gefeiert worden. Möge das Denkmal des alemanniſchen Sängers vor der Peterskirche auch in Zukunft der Wahrheit gemäß davon Zeugnis ablegen, daß der Geiſt milder Menſchenliebe in Baſel hoch angeſehen und ſtets geübt wird."

Baſels bauliche Entwicklung im 19. Jahrhundert.

I.

1800–1850.

Von Albert Burckhardt.

Was für eine gewaltige und manchmal auch gewaltſame Umgeſtaltung raſch aufblühende Städte in ihrem äußeren Bilde durchmachen, dafür iſt unſere Vaterſtadt ein ſprechendes Beiſpiel.

Das alte Baſel vor hundert Jahren war doch eine ganz andere Stadt als die heutige Großſtadt, welche ſich anſchickt, über die Kantons- und Landesgrenzen hinauszuwachſen. Zu Ende des 14. und zu Anfang des 15. Jahrhunderts hatte eine ſo weit ausſehende Stadterweiterung durch die Herſtellung der neuen Befeſtigungen, welche aus Thoren und Türmen, Mauern und Gräben beſtanden, ſtattgefunden, daß erſt nach Verfluß von 450 Jahren ein durchſchlagendes Bedürfnis nach einer neuen Stadterweiterung ſich kund gab. Ein reger Baueifer, welchem nach dem Eintritt Baſels in den Schweizerbund der Neubau des Rathauſes, und etwas ſpäter die Errichtung des Kaufhauſes zu verdanken waren, hat den Charakter der Stadt nicht weſentlich verändert. Auch das 17. und das 18. Jahrhundert haben an öffentlichen Bauten nicht viel neues hervorgebracht; wohl das bedeutendſte war die ehemalige Poſt, das jetzige Stadthaus. Im übrigen konnte die öffentliche Verwaltung im Rathauſe und in den vielen ehemaligen Kloſtergebäulichkeiten reichlich untergebracht werden. Vollends überflüſſig wäre der Bau

neuer Gotteshäuſer geweſen. Mehrere der alten Ordenskirchen wurden umgebaut und ganz oder teilweiſe zu höchſt profanen Zwecken verwendet. Nur in zwei Punkten kamen im Laufe der Zeit einſchneidende bauliche Umgeſtaltungen vor. Einmal wurde unter dem Eindruck der Kriegsgefahr die Stadtbefeſtigung durch Erbauung einiger Bollwerke und Schanzen und durch eine durchgehende Verſtärkung im Kleinbaſel erweitert. Zweitens fand das finanzielle Gedeihen, welches Induſtrie und Handel im 18. Jahrhundert zur Folge hatten, ſeinen architektoniſchen Ausdruck in einer Reihe größerer Privatbauten, welche zum Teil dem unter Markgraf Karl errichteten markgräfiſchen Palaſt den Rang ſtreitig machten. Es entſtand ein neues Quartier zu St. Johann, wo an Stelle höchſt beſcheidener Wohnungen mehrere vornehm gehaltene Bauten errichtet wurden. Auch auf dem Münſterplatz und in deſſen Umgebung, ſowie an der Freien Straße wurden mehrere Häuſer im Barockſtil aufgeführt, welche weſentlich zu den alten, gotiſchen Faſſaden kontraſtierten. Allein das war auch alles, was im Laufe vieler Jahrzehnte geſchehen iſt. Straßenkorrektionen in größerem Maßſtabe unterblieben, ſo daß, wie geſagt, im Jahre 1800 Baſel noch ungefähr dasſelbe architektoniſche Bild darbot, wie zur Zeit, da die Eidgenoſſen ihren Einzug hielten. In einer Hinſicht war gewiß eine Verarmung des Städtebildes eingetreten, nämlich in Bezug auf die Bemalung der Häuſer. Gar manches Faſſadenbild, das noch auf Holbein oder auf einen ſeiner Schüler zurückging, war im Laufe der Zeit verſchwunden und bei verändertem Zeitgeſchmack nicht mehr erſetzt worden.

So präſentierte ſich denn noch zu Anfang dieſes Jahrhunderts die Stadt Baſel als ein Gemeinweſen, das in ſeinem äußeren Weſen durchaus den Charakter früherer Zeiten gewahrt hatte, und das auch noch den Anſpruch auf den Titel einer Feſtung oder doch wenigſtens eines befeſtigten Punktes erheben konnte.

Die helvetiſche Periode nun hat an dem Bilde der Stadt wenig verändert. Dazu fehlte die Zeit, die Ruhe und hauptſächlich das Geld. Wohl wurden da und dort wie im Rathausſaal die Baſilisken und Baſelſtäbe entfernt und durch die Embleme des neuen Einheitſtaates, durch Fasces und Tellenhut, erſetzt, im Großen aber trat keine weſentliche Aenderung ein. Auch die Befeſtigungen der Stadt blieben als ſolche beſtehen, und dienten ſogar dazu, das vorübergehend hier befindliche franzöſiſche Hauptquartier gegen einen Ueberfall zu ſchützen. Erſt in der Mediationszeit, als ein geſichertes Daſein für die Geſamtheit wie für den Einzelnen möglich wurde, entwickelte ſich wieder etwelche Bauthätigkeit, die, von dem neu geſchaffenen Stadtrate ausgehend, ſich zunächſt in einer Straßenkorrektion zu St. Johann kundgab, ein Unterfangen, das einem alten Wahrzeichen Baſels, dem berühmten Totentanz den Untergang bereitet hat (Auguſt 1805). Es folgte einige Jahre ſpäter die Korrektion der Sporengaſſe, wobei die Häuſer zwiſchen der School und der Brotlaube niedergelegt wurden. Die Neubauten ſind zum Teil aus Steinen der Feſtung Hüningen aufgeführt worden. Die Anweſenheit der Alliierten und das infolge davon ſich verbreitende Nervenfieber veranlaßten die Anlage des St. Eliſabethen-Gottesackers und zugleich das Verbot des Begrabens in den Kirchen.

In den Jahren 1824—1826 wurde unter der Leitung des Deputaten Huber das Rathaus hergeſtellt und teilweiſe umgebaut. Damals iſt auch die Faſſade mit jenen Bildern verſehen worden, welche vielfach als Malereien des 16. Jahrhunderts verehrt wurden. Um dieſelbe Zeit, da man das Rathaus erneuerte, erfolgte durch Architekt Melchior Berri noch ein zweiter Umbau in der innern Stadt, wodurch das Städtebild weſentlich verändert wurde, es iſt dies der Bau des Stadtkaſinos, eines Verſammlungslokales für geſellſchaftliche, muſikaliſche und Ausſtellungszwecke, wofür bisher einzelne Zunfthäuſer, ſowie das Auguſtinerkloſter gedient hatten.

Bemerkenswert ist eine Anregung, welche bald nach der Eröffnung des neuen Gebäudes in den „Mitteilungen zur Förderung des Gemeinwohls“ gemacht wurde, und welche dahin zielte, es möchte das Kasino auch zu öffentlicher Besprechung von Fragen, deren Behandlung für das Gemeinwohl wichtig ist, verwendet werden. Dabei sollte auch die leibliche Erquickung, deren der müde Arbeiter am Abend bedarf, nicht ausgeschlossen sein. Man sieht, der Gedanke eines Volkshauses ist für Basel kein ganz neuer, wenn auch vor 74 Jahren man sich die Sache noch etwas anders vorstellte. Mit der Errichtung des Kasinos war übrigens eine durchgreifende Veränderung der dortigen Gegend verbunden. Eine bequeme Verbindung der Gerbergasse und der Steinenvorstadt wurde hergestellt, das Eseltürmlein mußte beseitigt werden, ebenso fielen dem Neubau die Gebäulichkeiten des ehemaligen Barfüßerklosters wenigstens teilweise zum Opfer.

Wenige Jahre nach dem Kasino entstand in dessen Nähe das Theater auf dem Areal des Steinenklosters (1830/31), das heute noch wenigstens in den Umfassungsmauern des linken Seitenflügels des Steinenschulhauses sein Dasein fristet. Es war ein den Bedürfnissen Basels in der ersten Hälfte des Jahrhunderts durchaus genügendes Haus, das sich im Innern durch eine gewisse Zierlichkeit und eine ansprechende Gemütlichkeit auszeichnete.

So kam eines nach dem andern, was zur Entwicklung der Stadt als nötig erschien, freilich nicht ohne Widerspruch gewisser Kreise, welche damals ebenso wenig wie heutzutage von dem bildenden Einfluß der mimischen Kunst überzeugt waren und jedenfalls eine staatliche Unterstützung solcher Bestrebungen nicht billigten. Auch einige ansehnlichere Privatbauten wurden in dem dritten Jahrzehnt des Jahrhunderts errichtet, so das Iselin'sche Haus am St. Albangraben durch Berri, die Fassade der Dompropstei, das Vischer'sche Haus an der Rittergasse, der Neue Bau zu St. Johann und anderes mehr. Jedoch diese ruhige, bauliche Entwicklung, welche

langſam aber folgerichtig das alte Baſel ummodeln ſollte, wurde jählings durch die Wirren zu Anfang der Dreißiger Jahre unterbrochen. Unter dem Eindrucke dieſer Ereigniſſe betrachtete der Basler Bürger ſeine Thore und Türme, ſeine Mauern und Gräben mit vermehrtem und erneuertem Wohlgefallen, hatten ſie doch in der That die Stadt vor einer Ueberrumpelung durch das Landvolk behütet. Andrerſeits aber waren gerade dieſe Befeſtigungen, die ſo draſtiſch die Abſchließung des Stadtbürgers gegenüber den Bauern darſtellten, den Baſelbietern ein beſonderer Dorn im Auge.

Es kam zur Trennung und zur Teilung. Die Finanzlage des neuen Halbkantons war keine roſige; außerordentliche Bauausgaben mußten daher zurücktreten, bis die geſchlagenen Wunden einigermaßen geheilt und das Gleichgewicht wieder hergeſtellt war. Auch die private Bauthätigkeit war durch die politiſchen Ereigniſſe infolge der allgemeinen Niedergeſchlagenheit gelähmt. Sie war ohnehin während der Reſtaurationszeit eine beſcheidene geweſen. Baumeiſter wie diejenigen, welche einſt das Weiße und das Blaue Haus oder den Kirſchgarten errichtet hatten, gab es keine mehr, Maurer-, Schreiner- und Zimmermeiſter machten ſich an Stelle geſchulter Architekten breit. Erſt allmählich kamen Männer wie Melchior Berri, Chriſtoph Riggenbach, Amadeus Merian und etwas ſpäter hauptſächlich Johann Jakob Stehlin zu Geltung.

Als Beweis für die gedrückte Stimmung, welche nach der Trennung des Kantons in Baſel vorhanden war, dient auch die Thatſache, daß man nun anfing, nach Kräften zu verkaufen, was von Liegenſchaften für den Augenblick irgendwie entbehrlich war, ſo daß unter anderm Grund und Boden veräußert wurde, welcher in ſpätern Jahren um teures Geld zurückgekauft werden mußte. Von dieſem Schickſal wurden betroffen das Münzgebäude, die Ziegelhütte zu St. Jakob, ein Teil des Präſenzerhofes, auf welchem jetzt die Häuſer Bäumleingaſſe Nr. 5 und 7 ſtehen, das Richthaus in

Kleinbaſel (jetziges Café Spitz), das St. Albankloſter, ein großer Teil des Begräbnisplatzes bei der Theodorskirche u. a. m. Allein trotz dieſem ſehr energiſchen Haushalten wurde doch auch manches ausgeführt, was der Stadt und den Korporationen, die vielfach in den Riß traten, zur Ehre gereicht, und eine verſtändnisvolle Geſchichtsſchreibung jener Zeiten wird den Männern, die damals an der Spitze des ſchwer gedemütigten Staatsweſens geſtanden haben, Anerkennung und Dankbarkeit nicht verſagen dürfen, auch wenn deren politiſche Haltung, vorab in eidgenöſſiſchen Fragen, nicht allgemein gebilligt wird. So hat ſich denn auch bald nach den Wirren wieder eine größere öffentliche Bauthätigkeit entfaltet, welche von tief einſchneidenden Veränderungen begleitet war. Einmal machte damals ſchon die alte Rheinbrücke den Stadtvätern große Sorgen. Eine Rheinbrückenkommiſſion wurde im Jahre 1835 eingeſetzt, welche die Brücke gründlich unterſuchen, eine Ausbeſſerung des ſehr ſchadhaften Bärenfelſer Joches vornehmen ließ und die Verbreiterung der Brückenzufahrt auf der Kleinbasler Seite zwiſchen Richthaus und Haus zum Waldeck befürwortete.

Im Jahre 1836 wurde auch der Kreuzgang zu St. Peter und die daſelbſt befindliche Offenburger Kapelle abgetragen und das Areal großenteils an Private veräußert. Sogar das Klarabollwerk lief um jene Zeit Gefahr, in Privatbeſitz überzugehen, indem ein einflußreicher Ratsherr dasſelbe für ſeinen Sohn, der ein Maurergeſchäft betrieb, erwerben wollte. Glücklicherweiſe zerſchlug ſich der Handel, was dann die ſpätere Korrektion jener Gegend bedeutend erleichtert hat. Kleine bauliche Veränderungen der Dreißiger Jahre müſſen hier übergangen werden, nur als Kurioſum möchte ich anführen, daß 1837 das Haus zum Haſen, auf deſſen Grund und Boden ſich jetzt der neue Rathausturm erhebt, der Regierung vergeblich zum Kauf angeboten wurde. Viel wichtiger hingegen war die im Jahre 1838 beſchloſſene und auch ſofort an die Hand ge-

nommene Erweiterung der Eisengasse. Diese, welche heutzutage wieder kaum imstande ist, den gewaltigen Verkehr zwischen Rheinbrücke und Marktplatz zu bewältigen, war bis zu dem genannten Jahre so enge, daß an der schmalsten erst noch ein Straßenknie bildenden Stelle zwei Lastwagen nicht neben einander vorbeifahren konnten, und stets eine Schildwache den Fahrverkehr beobachten und regeln mußte. Eine Folge der Enge war auch eine beträchtliche Dunkelheit der Straße, welche noch durch das massige Rheinthor vermehrt wurde. Dieses mußte daher mit seinem alten Wahrzeichen, dem Lällenkönig, ebenfalls beseitigt werden, was wiederum den Abbruch der anstoßenden Gebäulichkeiten, des sogenannten Neubaus und der Schiffleutenzunft, nach sich zog. Auffallen muß, daß damals die Besitzer der beiden Gasthöfe zum goldenen Kopf und zur Krone sich gegen diese Korrektion mit aller Macht sperrten und nur auf dem Prozeßwege durch Zusprechung einer nicht unbeträchtlichen Entschädigungssumme zur Vornahme der nötigen baulichen Veränderungen gezwungen werden konnten. Bei dieser Gelegenheit verschwanden auch die hölzernen Buden auf der Brücke, wo einst der von Hebel besungene Buchbinder Scholer geschaltet und gewaltet und die Brücke mit seiner großen Nase beschattet hatte. Dafür entstand der jetzige Polizeiposten, der damals auch noch die Funktionen eines Bureaus für den Brückenzoll zu versehen hatte. Mit dieser Eisengaßkorrektion steht ferner im engsten Zusammenhang die Erbauung des neuen Zunfthauses zu Spinnwettern. Die Architekten Riggenbach und Amadeus Merian erhielten den Auftrag, Pläne zu entwerfen, und der letztere trug den Sieg davon. So entstand jene Fassade, die uns jetzt vielleicht weniger mehr imponiert, die aber vor sechzig Jahren großes und berechtigtes Aufsehen erregte, war sie doch eines der ersten Beispiele jener romanisierenden Münchener Kunstrichtung, durch welche sich Amadeus Merian als begabter Schüler der dortigen Bauakademie bekundet hat.

In demſelben Jahre 1839, da mit den ſoeben angeführten Korrektionen und Neubauten begonnen wurde, trat man dem Gedanken näher, Baſel mit Mülhauſen durch eine Eiſenbahn zu verbinden. Es war das Haus Stehelin in Bitſchwiller, welches die Sache an die Hand nahm und auch die erſten Pläne anfertigen ließ, wonach der Bahnhof oberhalb des Klingelberges zu ſtehen gekommen wäre. Freilich iſt es dann noch einige Jahre gegangen, bis das Projekt unter veränderten Verhältniſſen und auch mit weſentlicher Abänderung des urſprünglichen Planes zur Ausführung gelangte. Allein der Gedanke des Bahnbaus beſchäftigte zu Ende der Dreißiger Jahre die Gemüter der Basler auf das Lebhafteſte, ſo daß ſchon am 2. Januar 1838 die Basler Zeitung in einem Leitartikel ſagen konnte: „Wenige Orte auf dem Feſtlande beſchäftigten in jüngſter Zeit den Unternehmungsgeiſt lebhafter als unſere Vaterſtadt. Von allen Seiten wird heutzutage eine Verbindung geſucht, gleichſam als wollte ſie die Vorſehung für die unverdienten Kränkungen und für die ſchmerzlichen Wunden einigermaßen entſchädigen, welche ihr Neid, Undank, Unwiſſenheit und Treubruch geſchlagen haben.“ Nachdem dann der Verfaſſer auch den Bedenken politiſcher und militäriſcher Art Ausdruck verliehen hat, kommt er auf ein großartiges Projekt zu ſprechen, welches eine elſäſſiſche Geſellſchaft ſtudiere. Danach würde ein Rheinkanal von Baſel nach Straßburg gebaut, durch deſſen Gefälle etwa 40,000 Pferdekräfte zu gewinnen wären. „Teilweiſe würde die Waſſerkraft benutzt, um mittelſt zahlreicher Turbinen auf einer längs dem Kanal erbauten doppelten Schienenbahn große Wagenzüge an langen Ketten mit der Schnelligkeit von 6—8 Lieuen in einer Stunde fortzubringen, ebenſo kann auch die Schiffahrt betrieben und ein Teil des Waſſerüberfluſſes zur Bewäſſerung des breiten Rheinthales verwendet werden.“ Wir erwähnen dieſes Elſäſſer Projekt deshalb heute nicht ohne ein gewiſſes Intereſſe, weil ja in neueſter

Zeit wieder analoge Ideen aufgetaucht ſind, die freilich ebenſo ſehr noch ihrer Verwirklichung harren wie jene Pläne unſerer Großeltern.

Weniger zu reden gab eine Anzahl baulicher Veränderungen im Innern der Stadt, die aber doch nicht ohne Bedeutung geblieben ſind. So wurde infolge der Verlegung des Bürgerſpitals von der obern Freien Straße nach dem Markgräfiſchen Hofe und infolge der Erweiterung des letztern (1838—1842), welch großartiges Unternehmen durch Architekt Riggenbach geleitet und durch freiwillige Gaben der Bürgerſchaft in hochherziger Weiſe unterſtützt wurde, auch die Entfernung des ſogenannten Doktorgartens am Petersgraben notwendig. Dafür entſtand ein neuer botaniſcher Garten vor dem Aeſchenthor, welcher freilich nach Verfluß von 50 Jahren wiederum den neuern Anforderungen und veränderten Bedürfniſſen zum Opfer gefallen iſt.

Daß übrigens trotz den vorangegangenen Unglückstagen die Stadt dennoch wieder in einem Stadium des Aufblühens ſich befand, geht auch aus der Thatſache des wachſenden Raummangels in Bezug auf die öffentliche Verwaltung und die Schulen hervor. Die Central-Polizeidirektion hatte nicht mehr genügenden Platz in der Rebleutenzunft und kündete dem Vorſtand die bisher benützten Lokalitäten auf 1. März 1840, um von da an ihre umfangreiche Thätigkeit im alten Chorherrenſtift zu St. Leonhard, dem Lohnhofe der letzten Jahrhunderte, fortzuſetzen. Ferner erhielt der Bauinſpektor den Auftrag, die obrigkeitlichen Gebäude des Münſterplatzes aufzunehmen, damit dieſelben auf ihre Verwendbarkeit für Schulzwecke geprüft werden konnten. Leider waren ſchon in der Mediationszeit zwei der ſchönſten Gebäude des Münſterplatzes, der Regisheimer- und der Andlauer-Hof, an Private verkauft worden, wodurch eine durchgehende Verwendung der ſonſt ſo paſſenden Lage für Schul- und Muſeumszwecke weſentlich erſchwert wurde.

Zu gleicher Zeit wurde mit großem Eifer an der Erbauung des neuen Bärenfelser Joches gearbeitet, auf welches dann auch die kleine Brückenkapelle zu ſtehen kam. Zu den weniger gelungenen Arbeiten hingegen möchten wir die verſchiedenen kleinern Umbauten der ſtädtiſchen Pfarrkirchen rechnen, welche ebenfalls infolge des beſtändigen Anwachſens der Bevölkerung mit Lettnern und Emporen verſehen werden mußten. Hauptſächlich wird man den Umbau der St. Albankirche bedauern, welche durch Verkürzung des Hauptſchiffes und Entfernung des einzigen Seitenſchiffes verſtümmelt wurde.

Solche etwas brutale Aenderungen werden weniger den einzelnen Mitgliedern der diesbezüglichen Behörden oder dem jeweiligen ausführenden Architekten als vielmehr der ganzen Zeit- und Geſchmacksrichtung zur Laſt fallen. Immerhin kann es auffallen, daß wenigſtens bei einer alten Kirche nicht mit mehr Schonung vorgegangen wurde, da doch dieſelbe von Alters her der Gegenſtand der Bewunderung war und auch, wie Totentanz und Lällenkönig, als ein Wahrzeichen der Stadt gelten konnte, wir meinen die Barfüßerkirche, von welcher der Basler Bürger zu rühmen weiß, daß ſie den höchſten Chor am Rheinſtrom beſitze, eine Annahme, welche bei Beſchränkung auf die Bettelordenskirchen ihre Richtigkeit hat. Wir werden ſehen, daß gerade hier die alten Formen ſehr wenig geſchont worden ſind, und daß durch die Unterwölbung des hohen Chores ein Experiment ausgeführt wurde, welches für den ganzen Bau leicht verderblich hätte werden können. Kaufhaus und Poſt waren im Laufe der Zeit zu klein geworden und trotz der eröffneten Dampfſchiffahrt auf dem Rhein, deren Güterverkehr durch das Rheinlagerhaus an der Schifflände bewältigt wurde, ſteigerte ſich der Verkehr auf der Achſe ſo ſehr, daß die Räumlichkeiten des alten Kaufhauſes zwiſchen der Freien Straße und dem Rindermarkt nicht mehr genügten. Deshalb warf die Kaufmannſchaft ihr Auge

auf das alte Barfüßerkloſter, deſſen bisherige Inſaßen ein neues Heim an der „Lottergaſſe“ gefunden hatten. Große bauliche Veränderungen waren in jener Gegend ohnehin notwendig geworden infolge der Verlegung des Spitals; es entſtand die Kaufhausgaſſe und zugleich wurde der Aeſchenſchwibbogen ſamt den anſtoßenden alten Gebäulichkeiten der Staatsſchreiberwohnung abgetragen. Damit ſteht auch in Zuſammenhang die Erbauung des „Schildhofes,“ welcher wahrſcheinlich nach franzöſiſchen Plänen durch Baumeiſter Heimlicher und Oberſt J. J. Stehlin ausgeführt wurde, es iſt dies dasjenige Privatgebäude, welches nach langer Unterbrechung wieder einen großartigern Zug und über das Alltägliche hinausgehende Aſpirationen bekundete.

Ein weiterer Beweis des Aufſtrebens der Stadt liegt in der Thatſache, daß ſowohl diesſeits wie jenſeits des Rheines ſich das Bedürfnis nach größern dem Fremdenverkehr und der bürgerlichen Geſelligkeit dienenden Gebäulichkeiten geltend machte. So entſtand im Kleinbaſel auf Grund und Boden des alten Richthauſes das Geſellſchaftshaus, welches an Stelle der drei bisherigen Häuſer zum Greifen, zur Hären und zum Rebhaus die drei Kleinbasler Geſellſchaften unter einem Dach zu vereinigen beſtimmt war. Auch hier war es Amadeus Merian, der den Plan dazu entworfen hat. Viel bedeutender aber war am Blumenrain der Neubau des Gaſthofes zu den „Drei Königen.“ Das berühmte Haus, deſſen Speiſeſaal im vorigen Jahrhundert zu den Merkwürdigkeiten der Stadt gehörte, war für die modernen Bedürfniſſe zu klein und unanſehnlich geworden, zudem rechnete man auf eine vermehrte Kundſame infolge der Rheindampfſchiffahrt, ſo daß ſchon der 1830—1840 hier waltende Beſitzer, Joſeph Müller von Altkirch, ſich mit den Gedanken eines Neubaues befaßte. Jedoch die Sache zerſchlug ſich wieder, und im Jahre 1841 ging das Haus durch Kauf an den Schneidermeiſter Johann Jakob Senn über. Dieſer entſchloß ſich

in der That zu dem Neubau und ließ ebenfalls durch Amadeus Merian die Pläne anfertigen. Am 15. November 1842 wurde mit dem Bau begonnen und am 15. Februar 1844 konnte die Einweihung des Hauses ſtattfinden. So iſt Baſel zu einem Gaſthofe gekommen, welcher, entſprechend den berühmten Traditionen des alten Hauſes, auch in der neuen Zeit alle die vornehmen Gäſte wieder aufzunehmen im Falle war In einer Zeit, da die opulenten Paläſte der ſchweizeriſchen Kurorte und Fremdenſtationen noch nicht errichtet waren, erregte das neuerſtellte Basler Hôtel allgemeine Bewunderung, und bis auf den heutigen Tag bildet die einfache aber vornehm gehaltene Faſſade den ſprechendſten Ausdruck für die Art und Weiſe, wie das alte Baſel ſeine vielen hochgeſtellten Gäſte zu empfangen und beherbergen gewohnt war. An dieſer Stelle ſollen auch noch einige Privathäuſer erwähnt werden, deren Erſtellung in jene Zeit fällt und welche aus dem Rahmen des Alltäglichen heraustraten. So erinnern wir an Clarahof an der Rebgaſſe, an den Saalbau des Domhofes, ſowie an das Burckhardt-His'ſche Haus, das an Stelle der alten St. Johannkapelle zu ſtehen kam.

Sehen wir uns nach den öffentlichen Bauten um, ſo fallen in die erſten Jahre des 5. Jahrzehnts die Errichtung des Real-Gymnaſiums im Reiſchacherhofe, und eines Pfarrhauſes zu St. Leonhard, wodurch ein Teil des gotiſchen Kreuzganges beſeitigt werden mußte, eine Anzahl kleinerer Bauten für Schulzwecke u. a. m. Von großen Fragen aber beſchäftigten die Behörden in ſteigendem Maße die Kaufhaus- und Poſtverlegung, die Anlage eines franzöſiſchen Bahnhofes, ſowie etwas ſpäter die Errichtung des neuen Muſeums. Die Bahnangelegenheit insbeſondere war von der größten Wichtigkeit; eine beſondere Eiſenbahnkommiſſion unter dem Vorſitz des Bürgermeiſters Burckhardt-Paravicini wurde eingeſetzt, wobei es ſich in erſter Linie um die Frage handelte, ob der Bahnhof innerhalb oder außerhalb der Stadtbefeſtigung anzulegen ſei. Die Entſchei-

dung fiel zu Gunsten der Umfassung des neuen Bahnhofes durch die Befestigungen, und so erlebte denn Basel das für uns befremdliche Schauspiel, daß vom hohen Wall, auf welchem sich jetzt das Bernoullianum befindet, bis zum St. Johannthor neue Festungswerke angelegt und ausgeführt wurden. Ein besonderer Direktor dieser Fortifikationsbauten wurde in der Person des Obersten Hegner aus Winterthur nach Basel berufen und so um teures Geld ein Werk errichtet, durch welches man die Sicherheit der Stadt zu fördern hoffte, das aber schon nach 16 Jahren thatsächlich preisgegeben wurde. Dabei wird man sich daran erinnern müssen, daß bei der in den Vierziger Jahren von Basel befolgten eidgenössischen Politik eine große Abneigung gegen die Stadt seitens der liberalen Elemente der Schweiz bestand, so daß ein auch gegen Basel gerichteter Freischarenzug nicht zu den unmöglichen Dingen gehörte. Gegen derartige Eventualitäten sollte durch die erneute und erweiterte Stadtbefestigung Basel geschützt sein. Recht hübsch nahmen sich jene aus rotem Sandstein erbauten Mauern mit ihren Schießscharten aus, und gerne erinnern wir uns noch an das zinnenbekrönte Eisenbahnthor, dessen schmiedeeiserne Flügel des Nachts geschlossen waren, um so die Stadt vor einem Ueberfall aus dem Elsaß zu behüten. Selbst auf der Tagsatzung des Jahres 1843 kam die Angelegenheit zur Sprache, indem der bernische Gesandte instruktionsgemäß die Frage aufwarf, ob nicht durch die Einführung der Straßburger Bahn in die Stadt Basel die Wahrung der schweizerischen Neutralität erschwert werde. Der Vertreter Basels beruhigte sodann seinen Berner Kollegen, so daß dieser auf einen weitern Antrag Verzicht leistete. Nicht ohne einige Verwunderung mögen die vielen Eidgenossen, welche im Sommer des Jahres 1844 das eidgenössische Schützenfest zu Basel besuchten, die entstehenden Bahnhof- und Festungsbauten in Augenschein genommen haben. Dieses Schützenfest selbst aber brachte eine sehr umfangreiche bau-

liche Thätigkeit, wenn auch nur ephemerer Art mit ſich; immerhin fanden jene hölzernen Bauten auf der Schützenmatte allgemeine Anerkennung und hielten auch vollkommen Stand gegen die ſchlimmſten Unbilden der Witterung, wodurch auch jenes Basler Schützenfeſt heimgeſucht wurde.

Hatten zu Anfang der Vierziger Jahre hauptſächlich die obere Freie Straße und die Eiſengaſſe die Thätigkeit der Baubehörden in Anſpruch genommen, ſo war es jetzt der untere Teil der Freien Straße, welcher mit allem Nachdruck behandelt wurde. Anlaß hiezu gab der ſchon früher erwähnte Plan, die Poſt ins alte Kaufhaus zu verlegen. Jedoch die Verwirklichung dieſer Aufgabe verurſachte lange Beratungen, mehrfache Entwürfe, auch bittere Enttäuſchungen perſönlicher Art, bis dann endlich die Pläne des in Paris ausgebildeten Architekten Johann Jakob Stehlin ausgeführt wurden. Ein Hauptgegenſtand des Streites bildete die Verwendung der alten Bauteile, welche einen neuen gewichtigen weil ſachkundigen Bewunderer in dem Berliner Baurat von Quaſt gefunden hatten. Nach einem Entwurfe des Bauinſpektors, der auch von der Kaufhauskommiſſion genehmigt worden war, ſollten die Portale und Fenſter mit ihrem verſchlungenen Aſtwerk beſeitigt und an anderer Stelle, etwa an der Univerſität, verwendet werden. Lange ſchwebte die Sache hin und her, bis dann erſt nach Einführung der neuen Bundesverfaſſung der Entſcheid zu Gunſten des Stehlin'ſchen Planes entfiel, welcher dieſe Altertümer ſo viel als möglich ſchonte. Allein der Bau der neuen Poſt erfolgte erſt zu Anfang des ſechſten Jahrzehntes, ſo daß wir hier noch vorher einige anderen Arbeiten zu erwähnen haben.

Wie die Poſt, ſo gab auch die Rheinbrücke viel zu denken, zu reden, zu ſchreiben und zu zeichnen. Alle damals möglichen Arten eines Neu- oder Umbaues kamen zur Sprache, war es doch die Zeit, da man nach engliſchem Vorbild auch auf dem Kontinente anfing, umfang-

reichere Eisenkonstruktionen auszuführen. Allein da heißt es im Verwaltungsbericht von 1844: „da diese Vorschläge für eine allgemeine Verbesserung so umfassend und so kostspielig waren, daß nähere Beratungen und Vorlegung an den Großen Rat vor der Ausführung jedenfalls hätten vorausgehen müssen, die Herstellung von zwei schadhaften Jochen jedoch sehr drängte, so wurde der Entscheid über die allgemeinere Korrektion auf ein folgendes Jahr verschoben." Im Jahresbericht dieses folgenden Jahres (1845) aber steht darüber geschrieben: „Der Gegenstand wird nun in den nächsten Jahren abermals zur Sprache kommen." Man behalf sich mit Flickarbeiten und konnte deshalb im Verwaltungsbericht für 1847 sagen: „Das Projekt des Umbaues der Rheinbrücke wird von dem Baukollegium und dem Bauinspektor nicht aus dem Auge verloren. Bei zweimaligem Untersuch der Brücke zeigte es sich, daß die angebrachten Notpfeiler und Verschaalungen die beabsichtigte Sicherstellung auf die Dauer einiger Jahre gewähren." Im Jahre 1850 trat man mit Ingenieur Dollfuß in Unterhandlungen, damit er Pläne, Kostenberechnungen und Beschreibungen einer „gesprengten steinernen Brücke" eingebe „da in der Zwischenzeit der Gedanke an die Möglichkeit einer gewölbten steinernen Brücke sich geltend gemacht hatte." Jedoch es bedurfte des Hochwassers von 1852, bis zu einer gründlichen Umgestaltung der Brücke geschritten wurde, eine Thatsache, von welcher später noch die Rede sein wird.

Erfreulicher als der Gang oder Nichtgang der Brückenfrage, war der Bau des Museums, das an Stelle des alten Augustinerklosters und spätern obern Kollegiums zu stehen kam. Die Kunstsammlungen der Stadt waren bisher mit der Bibliothek im Hause zur Mücke untergebracht, während die naturhistorischen Sammlungen im Falkensteiner Hof ihre Unterkunft gefunden hatten. Die solchen Instituten eigene Ausdehnungskraft und die daraus folgende Raumnot machten einen Neubau zur Notwendigkeit. Um schweres Geld hatte

die Stadt ihre Kunſtſchätze bei der Teilung der Kantons loskaufen müſſen; jetzt galt es, dieſen Koſtbarkeiten erſten Ranges eine neue Heimſtätte zu bereiten. Daß eine Stadt wie Baſel ein eigenes großartiges Muſeum errichte, ſtand zu jenen Zeiten in unſerm Vaterlande einzig da. Andere Gemeinweſen begnügten ſich mit mehr oder weniger gut eingerichteten Raritätenkammern oder verzichteten überhaupt auf Sammlung und Aufbewahrung von Gemälden. In Baſel war die Pflege der Kunſt alte Tradition, und ſo wird es auch nicht auffallen, daß ſchon wenige Jahre nach der Trennung man ſich mit dem Gedanken eines Muſeumsbaues trug. Im Jahre 1842 gewann die Angelegenheit durch die Gründung eines beſonderen Muſeumsvereines Geſtalt. Es erfolgte die Ausſchreibung einer Konkurrenz, aus welcher Architekt Melchior Berri ſiegreich hervorging. Die Behörden wandten dem Unternehmen ihre volle Sympathie zu. Das Auguſtinerkloſter wurde als Bauſtelle auserſehen, wobei die alte Ordenskirche ſtehen bleiben und hauptſächlich zur Aufnahme der Bibliothek eingerichtet werden ſollte. Von der Hauptfaſſade wird im Verwaltungsbericht für 1843 mit Recht gerühmt, „es ſei ein Plan vorgeſchlagen, der ſich durch Harmonie und künſtleriſchen Geſchmack gleich auszeichnet, und dem wir in Uebereinſtimmung mit dem löblichen Vereinsausſchuß unſere volle Beiſtimmung erteilen können; überhaupt iſt der ganze Plan durch Herrn Berri mit ſichtbarer Liebe zur Sache und mit vielem Eifer auf treffliche Weiſe ausgearbeitet; alle Details ſind ſorgfältig unterſucht, in Uebereinſtimmung gebracht und ſodann auch berechnet worden. Wir könnten daher nur unſere ungeteilte Freude bezeugen, wenn dieſer ſchöne Plan ins Werk geſetzt würde.“ Er wurde ins Werk geſetzt; denn am 12. November 1844 konnte der Grundſtein gelegt werden und am 26. November 1849 fand die feierliche Einweihung des Gebäudes ſtatt. Hier war es die genaue Anlehnung an die Antike, welche dem Ganzen den Stempel auf-

drückt, wie denn Architekt Berri im Gegenſatz zu der Romantik der Münchener Schule, dem Klaſſizismus Schinkels und der Berliner ſich anſchloß. Auch die Bildhauerkunſt kam an dem neuen Muſeum zur Geltung, indem die ſieben Felder des obern Frieſes durch Reliefs von J. J. Oechslin in Schaffhauſen geſchmückt wurden, welche Künſte und Wiſſenſchaften verherrlichen. Mit dieſem neuen Muſeum, dem Meiſterwerke Berris, war auf lange Zeit für die Bedürfniſſe der ſtädtiſchen Sammlungen geſorgt, bis dann infolge gewaltiger Vermehrung der Bibliothek für dieſe ein neues Gebäude errichtet und ſo der Gemäldegalerie und den naturhiſtoriſchen und ethnographiſchen Sammlungen eine neue Möglichkeit zur Ausdehnung geſchaffen wurde.

Proſaiſchen Zwecken diente das Kaufhaus, das ungefähr zu gleicher Zeit wie das Muſeum errichtet wurde. Wir haben darauf hingewieſen, daß in dieſem Fall das alte Barfüßerkloſter herhalten mußte. Der Architekt war Chriſtoph Riggenbach, er hat der Kirche noch eine eingehende Beſchreibung gewidmet, hat die Behörden auf die daſelbſt noch erhaltenen Denkmäler alter Kunſt aufmerkſam gemacht, allein deren Rettung iſt ihm nicht gelungen, und auch der Bau ſelbſt erlitt eine weſentliche Umgeſtaltung. Recht ſtattlich, wenn auch mit der gothiſchen Kirche in ſtarkem Widerſpruche ſtehend, nahmen ſich jene drei gewaltigen Thore auf dem Barfüßerplatz aus, welche ſo recht die merkantile Bedeutung Baſels verſinnbildlichen ſollten. Aus drei Ländern, der Schweiz, Deutſchland und Frankreich langten hier die Waren an, deren Verkehr die ſolide Grundlage von Baſels Reichtum bildeten. Am 15. Juni 1846 wurde der Neubau bezogen und ſofort entwickelte ſich daſelbſt ein ungemein reges Leben, dem erſt der überhand nehmende Eiſenbahnverkehr in den ſpätern Jahrzehnten ein Ende bereitete. Als etwelchen Troſt für die jetzige Zeit mag die Thatſache dienen, daß bei dieſer Baute eine ziemlich große Ueber-

ſchreitung des Voranſchlags vorgekommen iſt; ſtatt der in Ausſicht genommen Fr. 350,000 wurden Fr. 430,000 verausgabt, eine Erſcheinung, über welche man ſich bei Umbau alter Gebäude nicht allzuſehr verwundern wird. Die Vollendung des Kaufhauſes war übrigens die einzige größere bauliche Anſtrengung Baſels im Jahre 1846, ſo daß die Regierung den für unſere Ohren ungewohnten Satz „größere Bauten an Staatsgebäuden waren keine nötig" ihrem Berichte einfügen konnte. Ein Lobſpruch gebührt in dieſem Jahre 1846 der antiquariſchen Geſellſchaft, auf deren Vorſtellungen die Regierung das im Chor der Predigerkirche befindliche, für den Bau ſo verderbliche Salzmagazin entfernte.

In Bezug auf die Eiſenbahnen hatte die Stadt Baſel keine weitern Ausgaben und Umſtände; der Bahnhof war ſchon am 11. Dezember 1845 dem Betrieb übergeben worden, nur trug man ſich im Schoß der Regierung mit einigen Bedenken, weil die Bahnverwaltung die Ankunft des erſten Zuges auf neun Uhr angeſetzt hatte, was möglicherweiſe an Sonntagen eine Störung des Gottesdienſtes zur Folge haben konnte. Um dieſem Uebelſtande abzuhelfen wurde beſtimmt, daß die Omnibuſſe der Gaſthöfe ſich vor neun Uhr beim Bahnhof einfinden und erſt nach zehn Uhr denſelben wieder verlaſſen durften. Man kann ſich vorſtellen, wie unangenehm für die ankommenden Reiſenden eine derartige Warteſtunde war. Allerdings wurde dadurch der Stadt Baſel der Ruf peinlicher Frömmigkeit auch im Ausland geſichert.

An den Befeſtigungen wurde weiter gearbeitet, dieſelben gingen ihrer Vollendung entgegen. Mit dem proviſoriſchen Verwaltungsrat der ſchweizeriſchen Centralbahn, ſowie mit der badiſchen Regierung wurden Verhandlungen angebahnt, die jedoch noch nicht zu greifbaren Reſultaten führten.

Das Jahr 1847 ſtand allzuſehr unter dem Druck der politiſchen Fragen und Ereigniſſe, als daß eine größere bauliche Thä-

tigkeit ſich hätte entfalten können. Verfaſſungsreviſion und Sonderbundskrieg nahmen die Gemüter der Stadtväter vollkommen in Anſpruch, man beſchränkte ſich daher auf das Notwendigſte. So wurden Pläne entworfen für eine Renovation der St. Martinskirche und eine Umgeſtaltung ihrer Umgebung. Dazu kam eine Anregung aus muſikaliſchen Kreiſen, welche ein größeres Podium für die Aufſtellung zahlreicher Chöre begehrten. Auch war hier der Kirchenbeſuch ſo ſtark, daß ſchon aus dieſem Grunde eine Verbeſſerung der beſtehenden Verhältniſſe geboten war. In Folge davon wurde dann in den nächſten Jahren jener Umbau vorgenommen, deſſen Reſultat in den ältern Auflagen des Bädecker'ſchen Reiſehandbuches der Schweiz ſtets als muſterhafte Verwendung eines gotiſchen Baues für proteſtantiſchen Gottesdienſt angeführt wurde, welcher aber im Grunde ſo häßlich als möglich iſt, indem dadurch die untern Teile der tragenden Glieder verdeckt, alte Epitaphien zerſtört wurden und die Fenſter dem neuen Boden ſo nahe kamen, wie es wohl in einer Eß- oder Wirtsſtube, nicht aber in einer gotiſchen Kirche angezeigt iſt. Auch die Umgebung der Kirche erlitt etwelche Veränderungen, indem eine alte Kapelle, welche der Spinnwetternzunft gehörte, ſowie ein altes Haus abgetragen und ein Teil des Rathausgartens mit dem Kirchplatz vereinigt wurde. Wie bei ſo mancher baulicher Verbeſſerung, ſo war auch hier viel guter Wille und praktiſcher Sinn vorhanden, allein in äſthetiſcher Hinſicht ließ die Arbeit ſehr zu wünſchen übrig.

Daß auch die Eiſenbahnfrage nicht ruhte, liegt auf der Hand. Zwar mit der Straßburger Bahn gab es keine weitern Anſtände mehr, nachdem auch im Sommer ſämtliche Fortifikationen kollaudiert und der Schildwache am Eiſenbahnthor die diesbezügliche genaue Conſigne erteilt worden war. Schwieriger wurde die Eiſenbahnfrage auf der rechten Seite des Rheines, wo die badiſche Regierung Miene machte, wegen obwaltender Differenzen die Staatsbahn von

Eimeldingen nach Weil und Lörrach weiterzubauen und Baſel auf ſich beruhen zu laſſen, was dann dort zur Folge hatte, daß in Baſel die beſtehende Eiſenbahnkommiſſion um einige ſachverſtändige Männer vermehrt wurde.

Freilich konnten die Drohungen der badiſchen Regierung nicht ſo ſchnell verwirklicht werden, davor behütete uns die ausgebrochene Revolution der beiden nächſten Jahre, und nachher ließen dann die Nachbarn wieder mit ſich reden. Dieſe Wirren aber hatten auch für Baſel inſofern ihre Nachwirkungen, daß alle Thätigkeit und Aufmerkſamkeit der Behörden, ſoweit ſie nicht durch die Neugeſtaltung der Eidgenoſſenſchaft in Anſpruch genommen waren, der Grenze und deren Sicherung zugute kamen. Zwar arbeitete der Bauinſpektor eifrig an den Plänen für eine neue Rheinbrücke und am Umbau des Kaufhauſes zur Poſt, jedoch ausgeführt wurde von ſolchen großen Unternehmungen nichts. Was geſchah, war, bezeichnend genug für die damaligen Zeitläufe, die Einrichtung einer Wachtſtube im Chor der Klingenthalkirche und die Erbauung einer ebenſolchen am untern Rheinweg. Zum erſtenmale begegnen uns in dieſem Jahre auch kleinere Arbeiten am Münſter, es handelte ſich um eine neue Bedachung des Chores, „wobei das unpaſſende Geländer weggeſchafft wurde, welches durch ein neues, dem vorherrſchenden Bauſtyl entſprechendes, erſetzt werden wird.“ Derartige kleinere Erneuerungen führten dann ſchließlich zu dem Beſchluß, eine vollkommene Herſtellung des Innern vorzunehmen, welche ſpäter noch zu behandeln ſein wird.

Auch das Jahr 1849 zeichnete ſich in baulicher Hinſicht durch eine große Zurückhaltung aus, wie ſie unſerer jüngern Generation kaum mehr verſtändlich iſt. Die Grenzbeſetzung und die nachfolgende Choleragefahr machte die Herrichtung der Gnadenthalkaſerne für einen Militär- und Choleraſpital nötig; im Klingenthal und in der Blömlikaſerne wurde einiges in beſſern Stand geſtellt, der Seiler-

turm beim hohen Wall sowie die Stadtmauer beim St. Johannthor und bei der Missionsgasse (jetzt Leonhardstraße) ausgebessert u. a. m. Auch der Mentelinhof wurde damals für den neuen Bürgermeister in Stand gestellt. Auf dem kantonalen Baubureau entwarf Amadeus Merian Pläne für die Vergrößerung der Klarakirche und für die Innenrestauration des Münsters. Auf dem Lohnhofareal fanden einige Arbeiten statt, wodurch die Niederlassungskommission den nötigen Platz erhielt; allein sonst erfahren wir nichts von irgendwelcher umfangreicherer baulicher Thätigkeit, und den nämlichen Charakter trug auch das letzte Jahr der ersten Hälfte des Jahrhunderts, 1850.

Das Klingenthal, wo ein Wiederholungskurs der Artillerie abgehalten und das Gnadenthal, wo die deutschen Flüchtlinge einquartiert waren, nahmen einige Sorge der Behörden in Anspruch, dazu kam die Vollendung der Arbeiten zu St. Martin, wo schließlich der früher erwähnte Lettner, den zuerst der Männerchor durch Dr. Karl Brenner vergeblich im Großen Rate beantragt hatte, nach wiederholten, durch Dr. G. Bischoff gestellten Begehren der Liedertafel und des Gesangvereins gebaut worden war.

Erst das folgende Jahrzehnt brachte wieder einen wesentlichen neuen Aufschwung in die Bauthätigkeit unserer Stadt. Es hängt dies zusammen mit den ruhigern politischen Zeiten sowohl in der Eidgenossenschaft, welche der Segnungen der neuen Bundesverfassung teilhaftig ward, als in Europa überhaupt, wo die Politik Napolens III. einen ungeahnten materiellen Aufschwung herbeiführte. Für Basel im speziellen kam noch der Umstand in Betracht, daß um jene Zeit derjenige Architekt von Paris heim kehrte, der dann vermöge eigenen Talentes und günstiger äußeren Konstellationen der Basler Baukunst für lange Zeit seinen Stempel aufgedrückt hat: Johann Jakob Stehlin.

1901.

Kaiſer Heinrichs Tag.

Freue dich, Baſel!
Im Schmucke der Ehren,
Voll ſtrahlenden Glückes,
Führt heute die Mutter,
Das Schweizerland,
Heraus dich zum Feſte. —
„Dein Tag iſt erſchienen,“
So ſagt ſie dir koſend,
Und tief aus den Augen,
Den guten, hellen,
Blickt ſelige Ruhe.
„Dein Tag iſt erſchienen!
Dich zeig ich im Kranze
Den lieben Geſchwiſtern:
Seht, dieſes iſt heute
Mein feſtliches Kind!“

Und alle begrüßen
Mit freudigem Willkomm
Aus freudigen Herzen
Die glückliche Schweſter
Zum Ehrentage.

„Ja, Schmerzen und Freuden,“
Spricht lächelnd die Mutter,

„Haſt du mir bereitet;
Doch weit, weit dahinten
Liegt heute das Schwere,
Und nur was uns Glück war
Und Segen uns allen,
Weiß heute mein Herz:

Du ſchöpfteſt uns Weisheit
Aus ewigen Quellen
Und ließeſt ſie rinnen
In tauſend Bächen
Als Labung der Seelen,
Daß ſtark ſie wurden
Zum Kampfe der Geiſter.
Und daß unſer Leben
Die Schönheit umſpinne,
So pflegteſt du Künſte
Und boteſt dem Beſten,
Dem Meiſter von Augsburg,
Dein ſchirmendes Dach.
Zum Danke dann wardſt du der Ehre gewürdigt,
Den allergrößten,
Den herrlichen Künſtler,
Den Farbenzauberer,
Dem neue Sonnen der Schönheit leuchten,
Aus deiner Volkskraft
Hervorzubringen zum Ruhme der Welt.

Ja, Kind, du biſt glücklich!
Komm, daß ich dich küſſe,
Du Liebes, mein Stolz!

Und Andres noch thatst du:
Du standst bei den Meinen
Voll Mut auch in Schlachten;
Ja, Besseres noch:
Du schufest den Frieden,
Als viele verzagten,
Und deine Männer,
Vor Allen dein Wettstein,
Mit klaren Augen und warmen Herzen,
Errangen das Beste für dich und für uns.

Und siehe, da strömten
Die Güter der Erde
Durch deine Pforten;
Es wuchsen die Bürger
An Reichtum und Ehren;
Es wuchsen die Straßen
Hinaus vor die Thore,
Die Thore, sie sanken,
Es sanken die Mauern,
Und groß ward mein Basel
Und mächtig und frei.

Drum loben die Meinen,
Die Kinder im Kreise,
Den Tag, da du kamest,
Die Hand uns zu strecken
Zum ewigen Bund. —
Drum jubelt, ihr Chöre!
Erbrauset, ihr Glocken!
Lobsinget, ihr Herzen!
Es tönet als Echo

Der Gruß unſrer Seelen;
Es freut ſich die Mutter
Am ſchimmernden Feſt.

Ja, Kind, du biſt glücklich!
Komm, daß ich dich küſſe,
Du Liebes, mein Stolz!

— — Da lauſchet und ſchweiget!
Es ſteigen aus Herzen,
Aus hunderttauſend glückſeligen Herzen
Die Jubelworte der Basler empor":

Dem Allerhöchſten laßt uns danken
Für Schutz und jegliches Gedeihn;
Er gab die Kraft, daß ohne Wanken,
Wir wuchſen in der Jahre Reihn.

Auch dir, du Mutter, für dein Walten,
Dir, Schweiz, ſei heißer Dank gebracht,
Sieh uns hier ſtehn; wir ſtehn und halten
An deiner Grenze treue Wacht.

Und wie wir heut zum Feſte ſchreiten,
So ganz mit dir in Herz und Geiſt,
Wirſt du uns finden, wenn zu ſtreiten
Für dich dein heilig Wort uns heißt.

Albert Geßler.

Basler Chronik

vom

1. November 1899 bis 31. Oktober 1900.

Von Dr. Fritz Baur.

November 1899.

1. Der kantonalen Heil- und Pflegeanstalt für Geisteskranke wird von der Regierung der Name Friedmatt beigelegt.

3. Gastspiel von Francesco d'Andrade (Don Juan) im Stadttheater.

5. Beim zweiten Wahlgang der Nationalratswahlen kam nur eine Wahl zu Stande. Die Parteien hatten ihre Kandidaten vom ersten Wahlgang beibehalten, so weit sie damals nicht gewählt worden waren, mit Ausnahme der Konservativen, die zu ihrem noch nicht gewählten Vertrauensmann Regierungsrat Dr. Js. Iselin den freisinnigen Kandidaten Regierungsrat Dr. Heinr. David portierten. Bei einem absoluten Mehr von 3627 wurde Regierungsrat David gewählt mit 4043; Regierungsrat Iselin machte 3430, Rud. Schweizer 2492 und Heinr. Gautschy 1727 Stimmen. Es hat somit noch ein dritter Wahlgang stattzufinden.

Die Sammlung an den Kirchthüren (Reformationssonntag) zu Gunsten des Baues einer evangelischen Kirche in Arth-Goldau ergiebt im Kanton Baselstadt, Nachträge vorbehalten, netto 5365 Franken.

8. Die Sammlung zu Gunsten eines Heims für verwahrloste Mädchen, die kürzlich die Pestalozzi-Gesellschaft an Hand nahm, ergab 18,420 Fr. Dazu kommen 1200 Fr. als Ertrag einer vom Quodlibet veranstalteten Abendunterhaltung und 500 Fr. als Gabe des Allg. Konsumvereins. — Im Alter von 60 Jahren stirbt unerwartet Ing. Karl Wick-Merian, früher Mitbesitzer der großen Maschinenfabrik Socin & Wick, seit längerer Zeit in verschiedenen freiwilligen Beamtungen für die Oeffentlichkeit eifrig thätig.

9. Großer Rat. Nach Erledigung von zwei Interpellationen (betr. Apotheker-Taxordnung und betr. Korrektion der untern Gerbergasse) sowie Abweisung zweier Wirtschaftsrekurse wird der Bau eines Schulhauses am Rhein beschlossen, ein Nachtrag zum Budget von ca. 9000 Fr. bewilligt für Landerwerb in Kleinhüningen, und der Antrag der Regierung betr. Schaffung einer Aufsichtskommission für die Strafanstalt abgelehnt; weiter wird die Verlegung der Kantonsgrenze an Gundoldingerstraße und Batterieweg genehmigt, die Korrektion der Münchensteinerstraße und Eintreten auf die zweite Beratung des Entwurfs betr. Versicherung gegen Arbeitslosigkeit beschlossen. Endlich überweist der Rat der Regierung einen Anzug Eckenstein betr. eine Tramlinie nach dem Nordwestplateau.

10. Der dies academicus erhält dies Jahr einen besondern Glanz dadurch, daß bei diesem Anlaß zum erstenmale die Sammlungsräume des umgebauten Museums zugänglich gemacht werden. Die Rede des abtretenden Rektors Professor E. Bumm behandelte das Problem des Lebens. Hierauf wurde die Promotion des Geologen Greppin zum Dr. phil. hon. causa vollzogen. Nach Verkündigung der Lösungen akademischer Preisaufgaben unternahm man einen Rundgang durch das Gebäude. Dr. Fritz Sarasin sprach für die ethnographischen Sammlungen, Dr. Paul Sarasin für die naturwissenschaftlichen, indem er eine Büste Rütimeyers enthüllte, Professor Wölfflin für die Kunstsammlung.

12. Nationalratswahlen. Nachdem H. Gautschy, der zweite Kandidat der Freisinnigen, sich zurückgezogen hatte und diesen für den dritten Wahlgang die Stimme freigegeben war, standen sich bloß noch der Konservative Iselin und der Sozialist Schweizer gegenüber. Gewählt wurde der erstere mit 3439 Stimmen; Schweizer machte 2246.

13. Die öffentlichen populären Kurse, deren erster heute beginnt, bieten diesen Winter was folgt: von Dr. Rud. Löw die Kunststätten des klassischen Altertums, im Bernoullianum an den Montagen; von Dr. Rob. Flatt das Weltgebäude, im Gundeldinger Schulhaus an den Dienstagen vor Neujahr; von Dr. Theod. Moosheer über wichtige Fragen der Erziehung, im Klaraschulhaus Dienstags und Prof. Dr. F. Fleiner über die Organisation der päpstlichen Kirchenregierung, im Bernoullianum Freitags nach Neujahr. Jeder Kurs ist auf sechs Stunden berechnet.

13./15. Gastspiel von Frau Gemma Bellincioni im Stadttheater (Cavalleria Rusticana, Bajazzi, Mignon).

16. Der Weitere Bürgerrat genehmigte und verdankt den Geschäftsbericht des Engern Bürgerrats für 1898. Bei diesem Anlaß wird der Name Almosenamt umgewandelt in den Namen „Bürgerliches Armenamt." Hierauf werden 49 Petenten ins Bürgerrecht aufgenommen.

18./19. Zur Wahl eines Ständeratsmitgliedes schlagen die Freisinnigen den bisherigen Inhaber der Stelle, Dr. Paul Scherrer vor, Konservative und Katholiken dagegen Dr. Eduard Kern. Bei einem absoluten Mehr = 3133 wurde mit 3340 Stimmen Dr. Scherrer bestätigt; Dr. Kern machte 2872. Gleichzeitig wurde ohne Widerspruch ins Civilgericht gewählt F. Rüegg-Krayer.

21. Freiwillige Schulsynode. Am Vormittag hielt nach Erledigung der Vereinsgeschäfte Reallehrer J. Fr. Schär einen Vortrag über Vertretung der Lehrerschaft in den Schulbehörden,

wobei die Synode die von ihm vertretenen, einer ſolchen Vertretung günſtigen Anträge des Synodalvorſtandes ohne viel Widerſpruch genehmigte. Am Nachmittag referierte Lehrer Eggenberger über „Grundgedanken des erziehenden Unterrichts nach Peſtalozzi, Herbart und Herbert Spencer. Am Abend folgte ein Bankett im Kardinal. — Die Bewohner des Gundoldinger Quartiers erheben beim Regierungsrat auf Grund der Beſchlüſſe einer heutigen Verſammlung Proteſt gegen die Art, wie bei der Regelung der Bahnhofverhältniſſe verſchiedene ihrer dringenden und gerechtfertigten Wünſche unbeachtet blieben.

22. Zum Rektor der Univerſität für 1900 wird von der Regenz gewählt Profeſſor Dr. Fr. Zſchokke, als Schreiber beſtätigt Profeſſor Soldan.

23. Großer Rat. Der Rekurs Danzeiſen (gegen das Baudepartement) wird abgewieſen; der Rat beſchließt Ankauf einer Liegenſchaft an der Hammerſtraße zu Schulzwecken, einer andern an der Fabrikſtraße zur Anlegung einer neuen Waſenmeiſterei und eines Stückes Land, das in die Allmend der Eiſengaſſe fällt. Ferner wird über einen Anzug betr. Erhöhung der Zahl der Mitglieder der Expropriationskommiſſion motivierte Tagesordnung beſchloſſen und es werden feuerpolizeiliche Maßregeln für Warenhäuſer und große Verkaufsmagazine angenommen. Hierauf wird das Geſetz betr. Arbeitloſenverſicherung in zweiter Leſung fertig beraten und angenommen, ein Antrag aber, der Rat möge es von ſich aus dem Referendum unterſtellen, abgelehnt.

27. ffg. Von einem privaten Komité wird eine Sammlung für das mit England im Krieg liegende Transvaal veranſtaltet.

29. Dr. Otto Burckhardt aus Baſel erhält an der mediziniſchen Fakultät der Univerſität die venia legendi. — Die Poſitiven Gemeindevereine halten in der Burgvogteihalle ihren alljährlichen Familienabend ab.

30. Nov./1. Dez. Die Heilsarmee veranstaltet wegen der Anwesenheit ihres Generals Booth besonders große Versammlungen in der Burgvogteihalle.

Dezember 1899.

2. Zum Rektor der Töchterschule (an Stelle des zurücktretenden Dr. Largiadèr) wird gewählt C. Merk.

5. Der regierungsrätliche Entwurf für das Budget 1900 sieht vor an Ausgaben 12,198,955 Fr., an Einnahmen 10,726,960 Fr., somit ein Defizit von 1,471,995 Fr. oder, wenn die außerordentliche Ausgabe von 1 Million für den Bahnhofumbau hinzugerechnet wird, 2,471,995 Fr.

6. ffg. Gastspiel von Karl Schönfeld (vom Residenztheater in Berlin) am Stadttheater (als „Röchnitz" im Glück im Winkel, „Bolingbroke" im Glas Wasser, und „Bolz" in den Journalisten).

7. Aufführung von Dr. Friedrich Hegars Oratorium Manasse im Musiksaal durch den Gesangverein unter Leitung des wiedergenesenen Dr. Alfred Volkland und mit den Solisten Johanna Dietz (Frankfurt a. M.), Emil Pinks (Leipzig), Ludwig Strakosch (Wiesbaden) und René Vortisch (Basel).

8. Die Frequenz der Universität im Wintersemester 1899/1900 weist folgende Zahlen auf: 492 immatrikulierte Studenten (darunter 4 Damen), 111 (34) nicht immatrikulierte Zuhörer, total also 603 (38). Die Studierenden teilen sich in 54 Theologen, 43 Juristen, 140 Mediziner und 255 Philosophen. Baselstadt gehören an 164 (1), nämlich 11 Theologen, 26 Juristen, 52 (1) Mediziner und 75 Philosophen. Von den Studenten sind 129 Ausländer.

9./10. Die christkatholische Landeskirche wählt ihren Kirchenvorstand auf eine neue Amtsdauer. Die Wahlen fallen bestätigend aus.

10. Am Vormittag wird vor zahlreicher Zuhörerschaft im Musiksaal das erste populäre Sinfoniekonzert der Allgemeinen Musikgesellschaft aufgeführt.

11. flg. Eine starke Kälte, aber ohne Schnee stellt sich ein.

13./18. Gastspiel der Frau Erica Wedekind vom Dresdener Hoftheater als Frau Fluth in den „Lustigen Weibern" und als Rosine im „Barbier."

14. Großer Rat. Die voraussichtlich letzte Sitzung des Rates in diesem Saale des Rathauses vor dessen Umbau wird vom Präsidenten Dr. Wilhelm Vischer durch eine angemessene Ansprache markiert. Hierauf ratifiziert die Behörde eine Reihe Bürgeraufnahmen, nimmt den Bericht der Regierung über die Wahlen vom 18./19 November entgegen, bewilligt einen Kredit für Einrichtung einer Kleinkinderanstalt und ein Staatsanleihen von 5 Millionen zur Dotation der Kantonalbank. Hierauf wird zur Tagesordnung geschritten über eine Motion betr. das Apothekenwesen und wird der Prüfungsbericht für 1898 behandelt.

Nach langer Krankheit stirbt Zolldirektor Franz Fehr-Faller.

15. Habilitationsvorlesungen von Dr. Karl Hübscher über Rückblicke auf die Entwicklung der Orthopädie.

16. Wie üblich, wird in den Schulen und vor der Oeffentlichkeit eine Kollekte veranstaltet zu Gunsten der Suppenverteilung in Primar- und Sekundarschulen; sie ergiebt Fr. 8390. 24. — Der Verkehrsverein sammelt Unterschriften für eine Massenpetition an den Bundesrat zu Gunsten eines rationellen, den Interessen Basels entsprechenden Neubaues des Centralbahnhofes; es kommen bis Ende des Monats 7000 Unterschriften zusammen. — Das Basler Jahrbuch für 1900 erscheint.

20. Die „Allg. Schweizer Zeitung" erscheint zweimal täglich.

21. In einer Vormittagssitzung des Großen Rates wird der Rest des Prüfungsberichts für 1898 erledigt. — Der Ge-

ſangverein führt im Münſter als Weihnachtskonzert drei Bach'ſche Kantaten auf mit den Soliſten Fräulein Frida Siegriſt und Marie Philippi und den Herren Eml. Sandreuter und Paul Böpple, ferner Herren Konzertmeiſter Ad. Bargheer, Emil Wittwer, Alfred Glaus und Otto Menet unter Leitung von Dr. Hans Huber.

23. Die Stammlinie des ſtädtiſchen Trams wird von der obern Hälfte der Gerbergaſſe nach der Falknerſtraße (auf der Birſigüberwölbung) verlegt.

27. Im Alter von 75 Jahren ſtirbt Heinrich Zehntner-Weber, gebürtig aus Reigoldswil, der bis vor wenigen Monaten ſeiner Adoptivheimat Baſel als Sekretär des Erziehungs- und des Juſtizdepartements ein muſterhafter Beamter war. Früher hatte er das Intelligenzblatt der Stadt Baſel (jetzt „Basler Nachrichten") redigiert.

28. Es ſtirbt der 1824 zu Offenbach (Heſſen) geborene Bernhard Collin-Bernoulli, ein Vorkämpfer politiſcher und religiöſer Neuerungen, der namentlich in richterlichen Beamtungen dem Staate Baſel ſeine Dienſte gewidmet hat.

29. Das ſeiner Beſtimmung übergebene neue Archivgebäude im ehemaligen Rathausgarten am Martinsgäßchen wird dem Beſuch der Mitglieder der Hiſtoriſchen und Antiquariſchen Geſellſchaft geöffnet.

30. Titel und Rechte von ordentlichen Profeſſoren erhalten die bisherigen außerordentlichen Profeſſoren DDr. L. Courvoiſier und K. Mellinger, Alb. Riggenbach und G. A. W. Kahlbaum, außerordentlicher Profeſſor wird der bisherige Privatdocent lic. theol. Ed. Riggenbach.

31. Der Jahreswechſel vollzieht ſich bei außergewöhnlich milder Witterung. Sogar Wetterleuchten wurde in der Silveſternacht beobachtet, zudem brachten die Feſttage viel Regen.

Januar 1900.

1. Im Civilſtandsbureau wurden im Laufe des Jahres 1899 eingetragen 3675 Geburten, 1032 Trauungen, und 1785 Todesfälle. Die im Kontrollbureau verzeichnete Zunahme der Bevölkerung in Folge von Einwanderung beträgt 2569, zuſammen mit dem Ueberſchuß der Geburten über die Todesfälle 4459 Seelen. Am 31. Dezember 1899 betrug die Bevölkerung des Kantons 108,074 Seelen, gegen 103,615 am 31. Dezember 1898 — Im Laufe des Jahres 1899 wurden 363 Wohnhäuſer mit 1602 Wohnungen und 5374 Zimmern beziehbar.

9. Der neue Ordinarius für Germaniſtik, Prof. Dr. John Meyer, hält ſeine Antrittsvorleſung über das Leben der Sprache. Eine von der Sektion Baſel der Internationalen Friedensliga in der Burgvogteihalle abgehaltenen Proteſtverſammlung gegen den Transvaalkrieg war ſehr gut beſucht.

10. Wie man den Regierungsratsverhandlungen entnimmt, kommt das Geſetz betr. Arbeitloſenverſicherung zur Volksabſtimmung, weil darüber 1236 Referendumsunterſchriften geſammelt ſind. Zum Direktor der kantonalen Straßenbahnen an Stelle des nach Mannheim gewälten Löwit wird berufen Arnold Gyſin, bis jetzt Direktor der Birſigthalbahn.

11. Der Große Rat hält ſeine erſte Sitzung in der Aula des Muſeums, wo er während des Rathausumbaues ſein Heim aufgeſchlagen hat. Nach einer Interpellation betr. die polizeilichen Patente für wohlthätige Sammlungen und Ratifikation zweier Bürgeraufnahmen werden bewilligt: der Verkauf dreier Terrainabſchnitte für Güter- und Rangierbahnhof der badiſchen Bahn, ſowie der Ankauf zweier Liegenſchaften im Schnabel- und im Trillengäßlein; zu Suppleanten des Civilgerichts werden gewählt Dr. Proſper Wolf und W. Frey-Freyvogel. Ferner beſchließt der Rat, weibliche Strafgefangene im Lohnhof unterzubringen, er überweist einen

Anzug Schär betr. gesetzliche Regelung der gewerblichen und kaufmännischen Berufslehre und genehmigt Staatsrechnung und Universitätsrechnung pro 1898. — Im Alter von 74½ Jahren stirbt Gust. Gengenbach-Labhardt, lange Zeit Mitglied des Großen Rats und der Gerichte.

14. Benifizkonzert für Kapellmeister Dr. A. Volkland unter solistischer Mitwirkung von Frl. Meta Geyer aus Berlin.

14. ffg. Die Zünfte, die kein eigenes Heim mehr besitzen, beraten in diesen Tagen auf eine Aufforderung des engern Bürgerrates hin, über die Wünschbarkeit des Baues eines allgemeinen Zunft- und Gesellschaftshauses. Die Wünschbarkeit wird meist ohne Rückhalt bejaht und es werden größere oder kleinere Summen zu dem Bau in Aussicht gestellt.

15. Nachdem noch vor Neujahr für die öffentliche Kunstsammlung Karl Stauffers „Adorant" angekauft worden ist, erwirbt neuerdings die Kunstkommission für die Gemäldegalerie des Museums ein Gemälde Thomas, unterstützt durch Beiträge von kunstfreundlichen Privaten und Gesellschaften.

18. Zum Sekretär der Gemeinnützigen Gesellschaft wird gewählt Dr. Aug. Wieland.

19. Neujahrsfeier des Kaufmännischen Vereins und Jahresversammlung der Pestalozzigesellschaft.

21. ffg. Gastspiel des Tenoristen Georg Anthes im Stadttheater („Don José" in Carmen, „Lohengrin" und „Tannhäuser").

15. Großer Rat. Es werden beschlossen Baulinien an der linken Seite der Gerbergasse und Durchführung der Korrektion; Ankauf der Liegenschaft Kohlenberggasse 4 und Ermächtigung zur Emission von 10 Millionen Banknoten durch die Kantonalbank. Der Petition einer durch Expropriation geschädigten Jgfr. Anna Hug wird zum Teil entsprochen, dann erledigt der Große Rat

einen Teil des Budgets 1900, nachdem ein Antrag, es an die Regierung zurückzuweisen, unterlegen ist.

26. Die Kaiserfeier der hiesigen deutschen Kolonie vollzieht sich in etwas gedämpfterer Stimmung als gewöhnlich, weil eben erst die Mutter der deutschen Kaiserin gestorben ist.

27. Der Turnverband des Kantons Baselstadt hält in der Burgvogteihalle seine Generalversammlung ab, verbunden mit einer Abendunterhaltung.

28. In Bretzwil stirbt nach langer Krankheit im Alter von 75 Jahren Pfarrer J. R. Austein von Basel, bis vor wenigen Jahren Seelsorger unseres Bürgerspitals, früher Pfarrer in Kilchberg.

Februar 1900.

1. Der Weitere Bürgerrat ratifiziert den Ankauf eines Hauses an der Hebelstraße durch den Bürgerspital und eine Reihe von Landabtauschungen auf dem Westplateau zwischen Spital und Staat und genehmigt eine Anzahl Gesuche um Aufnahme ins Stadtbürgerrecht.

7. Das 4 %ige Anleihen von 5 Millionen zur Dotation der neu gegründeten Kantonalbank wird mit nahe an 100 Millionen ca. 20 Mal überzeichnet.

8. Der Große Rat beschließt Ankauf einer Liegenschaft in der St. Johannvorstadt und Fortbestehn des Stadtplanbureaus bis Ende 1900. Die Beratung des Budgets für 1900 wird sodann abgeschlossen und es weist jetzt auf

an Ausgaben . .	Fr.	12,307,205
an Einnahmen . .	„	10,726,960
somit ein Defizit von	Fr.	1,580,245

ferner eine Ausgabe von einer Million für Umbau des Centralbahnhofs und dergl., dem Staatsvermögen zu entnehmen. Das Postulat der Budgetkommission betr. Einführung einer Grundsteuer

wird abgelehnt, endlich der Antrag betr. regelmäßigen Beſuch der Strafanſtalt durch das Strafgericht abgewieſen.

9. ffg. Gaſtſpiel des Frl. Ida Hiedler von der Berliner Hofoper im Stadttheater in Fidelio („Leonore"), Lohengrin („Elſa") und Hugenotten („Valentine").

11. Im Abonnementskonzert tritt noch einmal auf der Violinkünſtler Joſeph Joachim aus Berlin.

14. In der Morgenfrühe um ½2 Uhr geht ein außerordentlich heftiges Gewitter über die Stadt hin, Donner und Blitz unter gewaltigem Föhnſturm. Die Witterung hat ſeit dem Neujahr zwiſchen Regen und Schnee, Pflotſchwetter und leichtem Froſt unbeſtändig hin- und hergeſchwankt. — Die Centralbahn zeigt der Regierung an, daß ſie deren Begehren betr. Umbau des Centralbahnhofs, inſonderheit Erſtellung einer einheitlichen Perronhalle, ablehnt.

15. Neben der Agitation für und wider das von der Gewerbepartei vor das Referendum gezogene kantonale Geſetz betr. Verſicherung gegen Arbeitloſigkeit, über das am 17./18. abgeſtimmt wird, geht eine zweite her betr. die eidgenöſſiſchen Verſicherungsvorlagen (Krankheit, Unfall, Militär), die am 20. Mai vor die Volksabſtimmung gelangen. Heute Abend wurde jede dieſer Materien in einer beſondern Verſammlung, jene zu Safran im Kreis des Gewerbevereins, dieſe zu Rebleuten von den Vorſtänden der freien Krankenkaſſen behandelt.

16. Habilitationsvorleſung von Dr. Niedermann über Wilhelm von Humboldt.

17. Dr. Aug. Siegriſt erhält die venia legendi für Augenheilkunde.

17./18. Das Geſetz betr. Errichtung einer Verſicherungsanſtalt gegen Arbeitloſigkeit wird in kantonaler Referendumsabſtimmung mit 5458 Nein gegen 1119 Ja verworfen.

18. Eine außerordentliche Generalverſammlung des Allgemeinen Konſumvereins befaßt ſich mit einer Reihe bei der letzten Generalverſammlung vorgebrachten Klagen und tritt auf eine Statutenreviſion ein, ohne ſie jedoch zu Ende zu führen.

18./19. Bei der Jahresfeier der Evangeliſchen Geſellſchaft für Stadtmiſſion hält am Sonntag im Vereinshaus die übliche Anſprache Paſtor Michaelis aus Bielefeld.

19. ffg. Gaſtſpiel des Komikers Franz Tewele vom Theater a. d. Wien (in „das zweite Geſicht," von Blumenthal als Graf Balduin von Mengers; in „der Herr Senator" von Schönthan und Kadelburg als Mittelbach und in „die goldene Spinne" von Schönthan als Theodor Klingenberg) im Stadttheater.

18. Im Großen Rat werden nach Einreichung zweier Motionen betr. Arbeitloſenverſicherung eine Anzahl Bürgerrechtsbegehren, ſowie die Abtauſchungen von Land mit dem Spital auf dem Nordweſtplateau ratifiziert. Dann bewilligt die Behörde den zur Erweiterung der Schlachtanſtalt erforderlichen Kredit von mehr als $1\frac{1}{2}$ Millionen und berät den Geſetzesentwurf betr. unlautern Wettbewerb in erſter Leſung.

In einem Geſangvereinkonzert unter Dr. Hans Hubers Leitung wird eine Reihe Kompoſitionen von Johannes Brahms aufgeführt. Als Soliſten wirken mit das Ehepaar Dr. Kraus-Osborne aus Leipzig und am Klavier Otto Hegner aus Baſel.

28. Die Diskuſſion über die Referate Kinkelin und Feigenwinter betr. die eidgenöſſiſchen Verſicherungsvorlagen (ſ. zum 15. ds.) wird heute aufgenommen. Doch faſſen die vereinigten Mitglieder der hieſigen Krankenkaſſen keinen Beſchluß.

März 1900.

2. Habilitationsvorleſung von Dr. Wilhelm Bruckner über den Helianddichter.

4. ffg. Ein Schneesturm, der mit ungewohnter Heftigkeit wohl 4 Stunden anhält, bringt außer einer namentlich in höhern Lagen äußerst tiefen Schneedecke unerwarteter Weise eine heftige, fast den ganzen Winter nicht erlebte Kälte (am frühen Morgen des Montags — 13° C.), die den Morgenstreich und das ganze Fastnachttreiben wesentlich herunterstimmt. Laut den Zeitungsberichten verlief namentlich der Montag Nachmittag bei starkem Andrang des schaulustigen Publikums noch selten so flau wie diesmal. Um so lebhafter verlief der Mittwoch Nachmittag, obwohl die Stille des zweiten Morgenstreichs dies nicht hatte erwarten lassen. Das Treiben in den Wirtschaften, im Theater und auf den Bällen war das übliche, der Zudrang auswärtiger Gäste ein enormer.

6. Nach kurzer Krankheit stirbt 78 Jahre alt Dr. Ludw. Matth. Ehinger-von Giese, der in einer langen richterlichen Laufbahn sich um seine Vaterstadt wohl verdient gemacht hat; namentlich war er ein Jahrzehnt lang Präsident des Appellationsgerichts. Auch dem Großen Rat gehörte er 25 Jahre lang mit Auszeichnung an und bethätigte sich vielfach in gemeinnützigen und religiösen Unternehmungen.

8. Großer Rat. Eine Interpellation betr. den Turnplatz St. Johann wird zur Befriedigung des Interpellanten erledigt, der Ankauf des Hauses Fischmarkt 14 ratifiziert, ein Steuerrekurs (Sommer, Trachsler, Praßler und Oehninger) abgewiesen und ein Strafnachlaßgesuch zum Teil bewilligt. Das Gas-, Wasser- und Elektrizitätsgesetz wird in zweiter Lesung durchberaten und angenommen und schließlich eine Aenderung des Vormundschaftsgesetzes erledigt.

12. ffg. Gastspiel des Tenoristen Heinrich Gudehus vom Hoftheater in Dresden am Stadttheater („Robert der Teufel," „Faust und Margarethe," „Tannhäuser").

13. An einem Schlaganfalle stirbt unerwartet, erst 59 Jahre alt, der Kirchengeschichtlehrer der Universität, Prof. Dr. Rudolf

Stähelin-Stockmeyer, in der gelehrten Welt bekannt als der Verfasser der vorzüglichen zweibändigen Zwingli-Biographie, eine Zierde der Hochschule und ein trefflicher Sohn Basels.

16. Antrittsvorlesung von Dr. med. Otto Burckhardt über Ursache und Verhütung von Frauenkrankheiten. — Beerdigungsfeier von Prof. Rudolf Stähelin.

Der Bundesrat genehmigt den Umbau des Personenbahnhofs der Centralbahn nach den Plänen des Direktoriums und trägt den wiederholt und dringend vorgetragenen Begehren der Bevölkerung nur in einigen nebensächlichen Punkten Rechnung.

17. Antrittsvorlesung von Prof. Dr. Friedrich Müller über „Einige Fragen des Stoffwechsels und der Ernährung."

21. Im Stadttheater findet zum Benefiz von Kapellmeister Trenkler eine Aufführung von Verdis „Maskenball" statt, bei der der Kammersänger Georg Anthes aus Dresden in einem einmaligen Gastspiel auftritt.

22. Der bisherige Privatdozent Dr. Osann wird zum außerordentlichen Professor für Geologie ernannt.

23. Großer Rat. Nach drei Interpellationen über unbedeutende Gegenstände und einigen Bürgeraufnahmen wird der Verkauf eines dem Staate gehörenden Areals an der Schifflände an die Kantonalbank ratifiziert; der Bau einer Wohnung für den Wiesenbannwart genehmigt, eine Petition Raff abgewiesen und Eintreten beschlossen auf die Vorlage betr. die Verbindungsstraße von der Gerbergasse bis zum Petersgraben.

29. Der Weitere Bürgerrat erklärt den Anzug betr. Erstellung eines gemeinsamen Zunfthauses für die sog. heimatlosen Zünfte als erledigt, weil der Gedanke bei diesen, also in den nächst beteiligten Kreisen zu wenig Anklang fand, er ermächtigt die Safranzunft zu einem Neubau ihres Hauses und erledigt eine Anzahl Begehren um Aufnahme ins Bürgerrecht.

30. Die Allgemeine Lesegesellschaft beschließt, die Bibliothek aus dem zweiten Stockwerk ins Erdgeschoß zu verlegen.

31. Der März nimmt mit unfreundlichem Schneegestöber Abschied. Der Charakter des ganzen Monats in Bezug auf die Witterung war naßkalt; kaum ein Tag hat den sonst für die Jahreszeit traditionellen blauen Himmel und den milden Zephyr gebracht; das hat uns alles heuer der Februar vorweg geschenkt. Dem entsprechend war auch der Gesundheitszustand wenig erfreulich und die Influenza ging in gefährlicher Form um.

April 1900.

4. Soeben erscheinen Bericht und Rechnung des städtischen Trambahnunternehmens über das Jahr 1899. Die Rechnung verzeichnet an Einnahmen 825,951. 90 Franken, an Ausgaben 514,154. 05 Franken, somit einen Reinertrag von 311,797. 85 Franken. — Es konstituiert sich eine Basler Wohngenossenschaft, die für billige Wohnungen besorgt sein und überhaupt die Stellung der Mieter günstiger gestalten will als bisher der Fall war. — Im Stadttheater gastiert als „Aïda" in Verdis Oper die indianische Sopranistin Miß Marg. Pocahuntas.

5. Großer Rat. In den für die ordentliche Aprilsitzung vorgeschriebenen Wahlen rücken vor zum Großratspräsidenten Dr. H. Völlmy, zum Regierungspräsidenten Regierungsrat Reese, Statthalter des Großen Rates wird Dr. E. Kern, Vicepräsident der Regierung Dr. H. David; im Großratsbureau wird Dr. A. Huber durch Dr. A. Sulger ersetzt. Weiter werden die rückständigen Aufträge des Regierungsrates besprochen und vier davon gestrichen und zwei Nachtragskredite zum Budget 1900 bewilligt. Die Baulinien für eine Verbindungsstraße von der Post zur Gewerbeschule werden beschlossen und das Wohnungsgesetz in zweiter Lesung beraten und angenommen.

8. Lehrlingsprämierungen im Muſikſaal. — Schluß der Theaterſaiſon mit Verdis „Maskenball."

10. In der Morgenfrühe ſtirbt 67-jährig Gotthold Eglinger, ehemaliger Geſanglehrer, vielverdient um das muſikaliſche Leben Baſels. Der Verſtorbene war der letzte männliche Sproß eines Geſchlechtes, das in früheren Zeiten Baſel manchen Mann in hervorragender Stellung ſchenkte.

Ein Komite tritt zuſammen, das ſich zur Aufgabe ſtellt, die am 20. k. M. zur Abſtimmung kommenden Vorlagen betr. die eidgenöſſiſche Verſicherung im Kanton Baſelſtadt zu bekämpfen.

15. Die Delegiertenverſammlung der Arbeiterunion ſchweizeriſcher Transportanſtalten wird am heutigen Oſterſonntag hier abgehalten und beſchließt u. a. Gründung eines Generalſekretariats.

16. Bei einer Ausfahrt der hieſigen Waſſerfahrvereine (Oſtermontag) kippte an einer gefährlichen Stelle in der Nähe von Augſt ein Schiff des Rheinklubs um, wobei Jean Peter, Franz Iſenmann und Adolf Marxer, im Alter von 24—28 Jahren, durch Ertrinken den Tod fanden.

17. Es bildet ſich ein Komite, um das Referendum zu betreiben gegen die Errichtung eines Kantonalbankgebäudes auf dem freien Platz an der Schifflände (ehemaliges Gewerbehalle-Areal).

19. Die Arbeiterſchaft wählt zum Basler Arbeiterſekretär den Dr. Waſſilieff, bisher Arbeiterſekretär in Bern.

21. Der Allg. Konſumverein wählt gemäß ſeinen in dieſem Winter angenommenen neuen Statuten ſeinen Geſellſchaftsrat von 100 Mitgliedern mit Anwendung des limitierten Votums.

22. Bei den vom Bund ſubventionierten kaufmänniſchen Lehrlingsprüfungen werden 13 von 15 Geprüften diplomiert.

23. Der Strafprozeß gegen den ehemaligen Cigarrenfabrikanten Rud. Trueb wegen Betrugs u. dergl. fängt mit dem heutigen Tag

an. Trueb war s. Zt., als sich sein lange Zeit durch Schwindeleien aufgehaltener finanzieller Zusammenbruch nicht mehr verhehlen ließ, mit einer verhältnismäßig bescheidenen Summe geflohen, war aber nach einigen Monaten aus Johannesburg wieder zurückgeliefert worden.

24. Bei der Promotionsfeier des Gymnasiums in der Aula des Museums hält Dr. Albert Geßler einen Vortrag über Schillers revolutionäre Lyrik. — Eine Versammlung von Hausbesitzern beschließt gegen das vom Großen Rat angenommene Wohnungsgesetz das Referendum zu ergreifen.

26. Großer Rat. Nach einer Interpellation über den Stand der Bahnhofangelegenheit und der Ratifikation von Bürgeraufnahmen, wird ein Wirtschaftsrekurs abgewiesen. Hierauf beschließt der Rat Korrektion der untern Gerbergasse (Umbau der Safranzunft), Ergänzung des Kanalisationsnetzes und Verlegung der Waſenmeisterei nach der Fabrikstraße. Endlich folgt die erste Beratung des Gesetzes betr. Organisation des Departements des Innern, wobei u. a. ein kantonales Fabrikinspektorat und ein kantonales statistisches Amt in erster Lesung bewilligt werden.

27. Zum Vorsteher der Gemeinnützigen Gesellschaft wird gewählt Pfarrer Georg Finsler.

28. Der Lehrerverein ernennt den Rektor der Knabensekundarschule Herrn J. J. Bußinger beim Jubiläum seiner 50-jährigen Amtsthätigkeit, zum Ehrenmitglied.

Mai 1900.

1. Die Maifeier der hiesigen Arbeiterschaft verläuft ohne große Beteiligung bei bedecktem Himmel ungestört. — Nach einem Vortrag von Nationalrat C. Köchlin-Iselin faßt der Handels- und Industrieverein in seiner Generalversammlung eine der am 20. Mai zur Abstimmung gelangenden eidgenössischen Versicherungsvorlage günstige Resolution.

5. Laut einer Mitteilung der Regierung ist das Referendum gegen den Großratsbeschluß betr. Verkauf des Gewerbehalle-Areals mit 1885 Unterschriften zu Stande gekommen. — Die Generalversammlung des Allgemeinen Konsumvereins beschließt gemäß Antrag des Verwaltungsrates eine Dividende von 9 % für das Geschäftsjahr 1899.

5./6. Das Bundesrennen des Schweizerischen Velocipedistenbundes wird in Basel abgehalten. Haupttag ist Sonntag, 6. Mai, der bei vieler Gunst der Witterung und unter großem Zudrang der Menge ohne jeden Unfall verläuft.

6. Im Horburgquartier legt die römisch-katholische Gemeinde mit entsprechenden Feierlichkeiten den Grundstein zu der St. Josefkirche, der dritten katholischen Kirche Basels.

6./27. Turnusausstellung des Schweiz. Kunstvereins in der Kunsthalle.

7. Schlußfeier der Historischen Gesellschaft in der Rebleutenzunft.

8. Professor Otto Hildebrand hält seine Antrittsvorlesung über die Entwicklung der wissenschaftlichen Chirurgie.

10. Großer Rat. Die Vorlage betr. Verlegung des Personenbahnhofes der Badischen Bahn wird genehmigt, der Anzug G. Brändlin betr. die Kommunikationen über den Centralbahnhof nach dem Gundoldinger Quartier überwiesen, der Bau eines Schulhauses für die obere Realschule an der De Wetteſtraße beschlossen und Tagesordnung votiert gegenüber einem Anzug Vogt auf hypothekarische Sicherstellung der Forderungen von Handwerkern und Arbeitern an Neubauten. Endlich beschließt der Rat Eintreten auf den entsprechend dem Urteil des Bundesgerichtes vom 2. März 1899 umgeänderten Entwurf eines Gesetzes betr. die (proportionalen) Wahlen in den Großen Rat.

12. Die Staatsrechnung für 1899 wird publiziert. Sie weist auf an Einnahmen 11,039,475 Fr. (Budget 10,257,540), an Ausgaben 12,680,978 Fr. (13,769,888), somit ein Defizit von 1,641,502 Fr. (3,512,348), wovon auf laufende Rechnung 932,497, auf Rechnung der Eisenbahnschuld 709,005 Fr.

17. In einer stark besuchten Versammlung in der Burgvogtei empfehlen die vier Basler Nationalräte David, Iselin, Köchlin und Wullschleger das am 20. zur Abstimmung gelangende Gesetz betr. Kranken-, Unfall- und Militärversicherung. Ständerat Scherrer war in einer Kommissionssitzung in Bern abwesend. Während so die Agitation für die Vorlage gepflegt wurde, wurde auch von einem Komite, an dessen Spitze Dr. E. Feigenwinter stand, die Bekämpfung des Gesetzes betrieben.

18. Zum dritten Substituten des Civilgerichtsschreibers wird gewählt an Stelle des zur Advokatur übergehenden Dr. Alfr. Stückelberg: Dr. Paul Piccard.

20. In der eidgenössischen Volksabstimmung über Kranken-, Unfall- und Militärversicherung giebt Baselstadt 4235 Ja und 6136 Nein ab; kein einziger Kanton außer Glarus hatte eine Mehrheit von Ja ergeben. In der ganzen Schweiz wurde die Vorlage verworfen mit rund 147,000 gegen 341,000 Stimmen.

An der Grenzacherstraße wird ein Privatgarten, der als Turn- und Sportplatz eingerichtet ist, von seinen Besitzern den Christlichen Jünglingsvereinen zur Benützung übergeben. — Mit dem heutigen Tag nimmt eine nicht weniger als eine Woche andauernde Frostperiode ihr Ende, die aber, obschon an den Morgen wiederholt Reif lag, im Großen und Ganzen weniger Schaden anrichtete, als man vielfach befürchtet hatte.

26. Die 59. Versammlung des ärztlichen Centralvereins findet hier statt.

30. Im benachbarten Riehen ſtirbt an einem Herzſchlag 65-jährig der aus Hannover gebürtige Auguſt Freeſe, Inſpektor der Taubſtummenanſtalt.

31. Im Großen Rat wird nur das Geſetz über die Wahlen in den Großen Rat nach dem Proportionalverfahren beſprochen. Dabei kommen die entſcheidenden Paragraphen in der Form zur Annahme, die den von den Initianten gehegten Wünſchen entſpricht.

Juni 1900.

2. Der Regierungsrat macht bekannt, daß auch das Referendum gegen den Verkauf des Gewerbehalle-Areals mit 1700 Unterſchriften zu Stande gekommen iſt. Es wird über dieſe Vorlage und über das Wohnungsgeſetz zuſammen abgeſtimmt werden am 22./23. Juni.

7. Die Synode der evangeliſch-reformierten Landeskirche genehmigt den Jahresbericht des Kirchenrates pro 1899 und erledigt mehrere Motionen. — Der Weitere Bürgerrat ratifiziert den Verkauf eines Stückes Spitallandes, bewilligt einen Nachtragskredit für das Operationsgebäude im Spital und erledigt neben einigen unbedeutenden Geſchäften auch 62 Begehren um Aufnahme ins Bürgerrecht. — Die chriſtkatholiſche Nationalſynode der Schweiz hält unter dem Vorſitz von Regierungsrat Philippi im großen Saale des Bernoullianums ihre 26. Verſammlung ab. Ein Bankett in der Kardinalhalle folgt den Verhandlungen.

Alt Ratsherr J. J. Imhof-Rüſch, der über 85 Jahre alt ſtarb, repräſentierte eine jetzt ausgeſtorbene Generation von alten Baslern. In den Jahren ſeiner Kraft fand er neben der Leitung des Geſchäftes noch Zeit, allerlei Behörden anzugehören und Aemter zu verſehen. Bis ins hohe Alter brachte er der Kunſt und allen künſtleriſchen Beſtrebungen ein reges Intereſſe entgegen.

Die Universität zählt im laufenden Sommersemester 484 Studenten (Theologen 53, Juristen 49, Mediziner 133, Philosophen 249), dazu 106 nicht immatrikulierte Zuhörer. Von den Immatrikulierten sind 345 Schweizer (160 Basler), die übrigen 139 stammen aus dem Ausland. Drei von den Studierenden gehören dem weiblichen Geschlechte an; sie liegen sämtlich der Medizin ob.

9. Der stattliche Neubau des Gesellschaftshauses zur Mägd in der St. Johannvorstadt wird mit einem frohen Festmahl eingeweiht.

10./11. Der Gesangverein veranstaltet große musikalische Aufführungen. Am ersten Tag (Sonntag) wird im Münster J. S. Bachs H-moll-Messe zu Gehör gebracht mit den Solisten Frau Val. Riggenbach-Hegar aus Basel (Sopran), Frl. Marie Philippi aus Basel (Alt), Rob. Kaufmann auch Zürich (Tenor) und Professor Joh. Messchaert aus Amsterdam (Baß), ferner Alfr. Glaus aus Basel (Orgel), Konzertmeister Bargheer aus Basel (Violine), Buddenhagen (Flöte), Gold und Diethe (Oboi d'amore) und Preißler (corno di caccia) sämtlich vom Basler Orchester. Bei dem Künstlerkonzert am zweiten Tage traten zudem auf Fräulein Klara Fetzer aus Karlsruhe und Julius Röntgen aus Amsterdam, der einheimische Klaviervirtuos Otto Hegner u. A. Die Leitung lag in Dr. Hans Hubers Händen. Ein Schlußfest im Sommerkasino vereinigte nach den musikalischen Tagen die Teilnehmer.

12. Nach langem Leiden stirbt im Alter von 72 Jahren Christoph Ronus-v. Speyr, früher als Richter, in spätern Jahren in der bürgerlichen Verwaltung für die Oeffentlichkeit thätig.

14. Großer Rat. Eine Petition Bloch, der Anzug Wullschleger betr. Anlage eines Fonds zur Unterstützung Arbeitloser und ein ähnlicher Anzug Göttisheim und Genossen werden abgewiesen. Hierauf wird ein Liegenschaftskauf ratifiziert und der Bau eines

neuen Schulhauses auf dem Theodorgottesacker beschlossen, zum Ersatz des an der Schwarzwaldallee geplanten, dessen Bau wegen der Pläne zur Verlegung des Badischen Bahnhofes mußte eingestellt werden. Eine Erhöhung der Verpfleggelder im Frauenspital wird beschlossen, Landerwerb an der Rütimeyerstraße und Neuanlagen in der Gasanstalt bewilligt.

Der jüngst verstorbene Theodor Hoffmann aus Basel vermachte zu Gunsten wissenschaftlicher, wohlthätiger und gemeinnütziger Vereine und Anstalten sehr ansehnliche Legate. Haupterben sind Spital und Waisenanstalt.

15. Dr. August Siegrist aus Basel hält seine Habilitationsvorlesung als Privatdocent für Augenheilkunde über Theorie und Therapie des konkomitierenden Schielens.

16. Auf dem Landhof findet die Galaeröffnungsvorstellung des Ersten Schweizerischen National-Cirkus statt, der sich für einige Tage in Basel niedergelassen hat. — Die bekannte Buchhändlerfirma Felix Schneider's Enkel (Adolf Geering) begeht die Feier ihres 100-jährigen Bestandes.

17. Liederkonzert des Basler Männerchors unter solistischer Mitwirkung von Fräulein E. Sommerhalder und den Herren Wittwer und Max Walz.

19. Heinrich Heußer-Bachofner wird zum Inspektor der Taubstummenanstalt Riehen gewählt.

22. Die Gemeinnützige Gesellschaft setzt auf Antrag ihres Vorstandes eine Kommission unter Vorsitz von Regierungsrat Dr. Paul Speiser zur Veranstaltung von Volkskonzerten nieder.

23./24. In der Volksabstimmung wird das vom Großen Rat ausgearbeitete Wohnungsgesetz mit 4412 Nein gegen 2306 Ja verworfen, der Beschluß betr. Verkauf von Areal der frühern Gewerbehalle an die Kantonalbank dagegen gutgeheißen mit 3351 Ja gegen 3328 Nein. — Professor A. F. W.

Schimper hält seine Antrittsvorlesung über das Pflanzenleben der Hochsee.

26. Das vor kurzer Zeit neu gegründete Akademische Orchester veranstaltet in der Martinskirche seine erste größere Aufführung. — Die Regenz bewilligte dem Dr. phil. Karl Nef aus St. Gallen die venia legendi für Musikwissenschaft; die Kuratel hat den Beschluß bestätigt.

28. Im Großen Rat werden nach Verifikation des Ergebnisses der Volksabstimmung und Bürgeraufnahmen, Neubauten in der Gasanstalt beschlossen und vier Nachträge zum Budget bewilligt; hierauf wies die Behörde die Vorlage betr. Verwendung des Birsigviadukts als Straßenbrücke an die Regierung zurück. Dann wurde die Errichtung eines Brausebades am Spalenringweg beschlossen und schließlich die Vorlage betr. Anlage und Betrieb von Materiallagerplätzen auf dem Dreispitz angenommen.

29. In der Generalversammlung der Aktionäre der Centralbahn im Stadtkasino wurde auf Antrag des Verwaltungsrates pro 1899 eine Dividende von 9 Prozent und Verteilung des Aktivsaldos beschlossen. Rechnungen und Bilanz wurden genehmigt, die austretenden Verwaltungsräte bestätigt und an Stelle des zurücktretenden Obersten Rud. v. Sinner aus Bern gewählt Bankier Armand v. Ernst aus Bern.

30. Es wird der definitive Betrieb der Straßenbahn Basel-St. Ludwig einstweilen bis zur Landesgrenze eröffnet. — An die durch Abbitte erledigte Stelle eines Direktors der Basler Heilstätte für Brustkranke in Davos-Dorf wird gewählt Dr. med. E. Nienhaus, z. Zt. Arzt in Gersau.

Juli 1900.

1. flg. Wie gewöhnlich um diese Jahreszeit finden die Jahresfeste der religiösen Vereine, Gesellschaften und Unternehmungen

Basels, das sogenannte Missionsfest statt. Es erhält ein besonders spannendes Interesse dadurch, daß gerade während des Beisammenseins der Missionsgemeinde die Nachricht eintrifft von der Befreiung der durch die Aschantineger in Kumasi belagerten Basler Missionare und Missionsfrauen.

5. Der Weitere Bürgerrat beschließt, auf den sog. Merianflügel des Spitals ein neues Stockwerk aufzusetzen und nimmt eine Reihe von Bürgeraufnahmen vor.

7. Der Regierungsrat beruft als außerordentlichen Professor für Schweizer Mundarten und Volkskunde Dr. E. Hoffmann-Krayer, z. Zt. Privatdocenten in Zürich. — Die Musikschule veranstaltet im Musiksaal ein gelungenes Prüfungskonzert.

In Luzern, wo er sich bei Verwandten aufhielt, stirbt trotz seinem hohen Alter von 77 Jahren unerwartet Burkhart Furt, seit 42 Jahren Pfarrer der hiesigen römisch-katholischen Gemeinde.

Nach langem Krankenlager stirbt 80-jährig A. Schäfer-Euler, Zimmermeister. Er hat in den Gerichten, im Großen Rat, im Bürgerrat und in bürgerlichen Korporationen seiner Vaterstadt treu gedient.

8.—16. Auf dem neuen Schießplatz beim Allschwiler Weiher wird das von der Feuerschützen-Gesellschaft veranstaltete, durch Regierungsrat Dr. Isaak Iselin präsidierte II. Kantonalschützenfest beider Basel begangen. Große Festtage waren die beiden Sonntage (8. und 16.) und der Donnerstag als Jahrestag des Eintritts Basels in den Schweizerbund.

9. Vom Appellationsgericht wird Dr. Rob. Bindschedler in dem bekannten Antipyrinprozeß in Bestätigung des erstinstanzlichen Urteils wegen Betrugs und Betrugversuchs zu $1^1/_2$ Jahren Gefängnis verurteilt und sofort in Haft geführt.

14. Zur Erinnerung an die Grenzbesetzung von 1870 versammeln sich etwa 400 Offiziere, Unteroffiziere und Soldaten,

die damals mit dabei waren, zu einem geselligen Abend in der Brauerei Merian. — Die französische Kolonie begeht ihre Fête nationale im Sommerkasino.

15. Sommerfest der deutschen Vereine Basels im Sommerkasino.

17. ffg. Die jetzt beginnende Saison der Jugendfeste fällt zusammen mit der der Hundstagferien. Das Wetter macht seinem Sommerruf Ehre: das Bernoullianum verzeichnet wiederholt um 1 Uhr Mittags eine Temperatur von über 30°.

19. Die Tramlinie vom Totentanz nach der deutschen Zollstätte St. Ludwig wird kollaudiert und am folgenden Tag dem Betrieb übergeben.

22. Der römisch-katholischen Gemeinde wird von der Kanzel aus bekannt gegeben, daß die Vorsteherschaft aus einem Dreiervorschlag des Bischofs als Nachfolger des verstorbenen Msgr. Jurt zum Pfarrer gewählt hat Pfr. Arnold Döbeli in Muri (Aargau).

In der Morgenfrühe geht nach einer außergewöhnlich langen Periode ungewöhnlich warmer Sommerwitterung ein heftiges Gewitter über der Stadt nieder. Der Blitz schlägt an verschiedenen Stellen ein, ohne irgendwo wesentlichen Schaden anzurichten.

28./29. Auf dem Rhein auf der Breite wird das III. eidgenössische Pontonnier-Wettfahren unter starker Beteiligung der schweizerischen militärischen Wasserfahrvereine und mit bestem Gelingen abgehalten.

August 1900.

1. Die ursprünglich von Bern aus angeregte Bundesfeier gewinnt auch in Basel Eingang. Wie schon letztes Jahr läuten von $9^1/_2$—$9^3/_4$ am Abend sämtliche Glocken und verschiedene Vereine veranstalten patriotische Zusammenkünfte.

7. Die hiesige italienische Kolonie veranstaltet in der Marienkirche ein feierliches Requiem für den am 29. v. M. von dem Anarchisten Gaetano Bresci in Monza ermordeten König Um-

berto I. von Italien. Es wohnen ihm Vertreter der Kantonsregierung und die hier domizilierten Konsuln fremder Staaten bei.

9. Im Alter von 74 Jahren stirbt Friedrich Greuter-Engel, gebürtig aus dem Kanton Thurgau. Er saß im Großen Rat, im Weitern Bürgerrat und in der Synode, gehörte ferner dem Engern Bürgerrate und verschiedenen Gerichten, zuletzt dem Appellationsgericht an. Politisch hielt er sich zum liberalen Centrum. In seinem am 13. eröffneten Testament vermachte Greuter etwa Fr. 100,000 zu wohlthätigen und gemeinnützigen Zwecken, davon Fr. 35,000 in seine Heimatgemeinde Oberhofen (Thurgau), den Rest für Basler Institute.

16. Zum Mitglied des Verwaltungsrates der Bundesbahnen Kreis II (Basel) wird vom Bundesrat u. a. ernannt W. Alioth-Vischer, Präsident der Basler Handelskammer.

22. Friedrich Hagenbach-Merian, früher Inhaber der Hagenbach'schen Apotheke, stirbt in dem hohen Alter von 96 Jahren.

26. Das St. Jakobfest wickelt sich in üblicher Weise ab, die schöne Witterung und der Umstand, daß der 26. August auf einen Sonntag fiel, trugen viel bei zu einer außerordentlich starken Beteiligung. Im Zug marschierten 93 Vereine mit. Die mit großem Beifall aufgenommene Festrede hielt Nationalrat C. Köchlin, zugleich Festpräsident. Nachher wurden auf dem Schlachtfeld, auf dem nach einer Schätzung ca. 30,000 Personen sollen anwesend gewesen sein, Musik- und Gesangvorträge, sowie turnerische Aufführungen geboten, wie auch vor Auflösung des Festzugs auf dem Marktplatz, wo auch noch ein Feuerwerk krachte.

September 1900.

6. Auf der Missionsstation Lilong in China stirbt nach kurzer Krankheit 50-jährig, der aus Basel gebürtige Missionar M. Schaub, einer der bedeutendsten Sinologen der Gegenwart.

8 fg. Das Kadettenkorps, drei Kompagnien Infanterie und eine Batterie Artillerie zu sechs Geschützen stark, unternimmt einen Ausmarsch mit Gefechtübungen über Hochwald und Seewen nach Reigoldswil und über Liestal zurück.

9. Die Basler Turnerschaft veranstaltet bei sehr günstiger Witterung ein gelungenes Schau- und Schlußturnen.

15. Dem langjährigen verdienten Rektor der Knaben-Sekundarschulen, J. J. Bußinger, wird vom Regierungsrat die gewünschte Entlassung bewilligt.

16. Im Spital stirbt 85-jährig, Pfarrer Fr. Seiler, früher Pfarrer in Bretzwil und in Kleinhüningen, seit 1879 im Ruhestand.

17. Die Theatersaison wird mit der Aufführung von Meyerbeers „Hugenotten" eröffnet. — Im Waadtland stirbt 81-jährig J. Bohny-Düring, der von den 50er bis in die 80er Jahre in Basel eine gewisse Rolle spielte als radikaler Politiker und Freund und Förderer von Handwerk und Gewerbe.

20. Großer Rat. In der ersten Sitzung nach den Ferien werden nach Erledigung einer Interpellation betr. die Nebenbeschäftigung der Lehrer und Einbringung mehrerer Interpellationen, 54 Bürgeraufnahmen ratifiziert. Ferner beschließt der Rat Ankauf des Hauses Freiestraße 111, nimmt das Gesetz betr. Wahlen in den Großen Rat an (Proportionalverfahren), nimmt den Beschlußentwurf der Regierung betr. Straßenpflästerung mit einigen Aenderungen an, ebenso den Ratschlag betr. Sicherung und Unterhalt des linken Birsufers, den Ankauf eines Areals zur Durchführung der Maiengasse, endlich den Entwurf über die Ersatz- und Rückerstattungsansprüche der staatlichen Krankenanstalten.

Im benachbarten Riehen wird in Verbindung mit dem Jahresfest der Diakonissenanstalt, die von dieser Anstalt zu betreibende Heilanstalt für weibliche Gemütskranke Sonnenhalde eröffnet.

22. Der Bundesrat genehmigt den von Baſelſtadt mit dem Großherzogtum Baden abgeſchloſſenen Vertrag betr. den Umbau des Badiſchen Bahnhofs in Baſel.

23. Der neue Pfarrer der römiſch-katholiſchen Gemeinde Msgr. A. Döbeli wird vom Biſchof von Baſel zu St. Klara in ſein Amt eingeführt. — Erſtes Volkskonzert der Gemeinnützigen Geſellſchaft Nachmittags 3 Uhr in der Martinskirche.

29. In den letzten Wochen iſt die Kunſtſammlung des Muſeums durch Schenkungen bereichert worden. Der Amerikaner Atherton Curtis ſchenkte das ganze Oeuvre des Radierers van Muyden und einige Oelgemälde des Meiſters, Prof. Herm. Schieß ein Gemälde von Traugott Schieß, „Waſſerfall im Averſer Thal."

Oktober 1900.

1. In der Kardinalhalle wird ein Variété-Theater eröffnet mit einer ſehr gelungenen, nur geladenem Publikum zugänglichen Vorſtellung. — Ein durchgreifender Umbau des Gebäudes der Allgemeinen Leſegeſellſchaft auf dem Münſterplatz, durch den die Bibliothek in das Erdgeſchoß verlegt wurde, wird vollendet.

4. In einer Sitzung des Weitern Bürgerrats wird Umbau des Dachgeſchoſſes des Markgräfiſchen Palais beſchloſſen, der Verwaltungsbericht des Engern Bürgerrates für 1899 genehmigt und werden 43 Petenten in das Stadtbürgerrecht aufgenommen.

6. Der Schweizeriſche Fiſchereiverein hält unter dem Vorſitz Oberſt Meiſters in Baſel ſeine Delegiertenverſammlung ab.

8. Es wird ein Preisausſchreiben erlaſſen für die Erlangung von Plänen zum Neubau der Kantonalbank.

11. Großer Rat. Nach der Erledigung von drei Interpellationen (Riehener Tramlinie; Uebernahme der Geſchäfte der Landgemeinden durch den Staat; Reparaturen der alten Rhein-

brücke) und der Einreichung einer Motion betr. Errichtung eines Volkshauses zur Erinnerung an die Bundesfeier 1901 wird zum Ersatzrichter beim Strafgericht gewählt J. Gysin-Kaiser; der Rat bewilligt Fr. 100,000 für die Bundesfeier und Fr. 30,000 für die Gewerbeausstellung des künftigen Jahres, beschließt den Ankauf zweier Liegenschaften auf Staatskosten, geht über die Motion Fischer betr. Ausschluß der Lehrer von der Leitung des Allgem. Konsumvereins zur Tagesordnung und erledigt und genehmigt in zweiter Lesung die Gesetze betr. Organisation des Frauenspitals, Abänderung des § 12 der Organisation der evangelisch-reformierten Landeskirche und betr. den unlautern Wettbewerb.

17. In der Nacht bricht in der großen Aktienmühle im Horburgquartier ein bedeutender Brand aus.

19. Der bisherige Privatdocent an der historisch-philologischen Abteilung der philosophischen Fakultät Dr. Gustav Binz wird zum außerordentlichen Professor ernannt.

21. Das Erste Abonnementskonzert eröffnet offiziell die musikalische Saison. — Es werden in der Kunsthalle eine Ausstellung von Gemälden des Genfer Künstlers Albert Gos und eine solche von Basler Künstlern eröffnet.

22. Im Stadttheater erfolgt die erste Aufführung der englischen Operette „Die Geisha," die dazu bestimmt zu sein scheint, das Zugstück der Saison zu werden.

24. Das Organisationskomite für die baslerische Bundesfeier im Jahre 1901 erläßt einen Aufruf an die Bevölkerung, in dem Korporationen, Vereinigungen und Private aufgefordert werden, dem an sie ergehenden Ruf zur Beteiligung bereitwillig Folge zu leisten.

S3-601

UNIVERSITY OF CHICAGO
099 158 963